







107 D. dfls que Dd 2035 ^z

861

2

93
Jung





Der
W i n t e r

von

C. C. L. Hirschfeld.



Leipzig,
bey Christian Gottlob Hilscher, 1769.

1111

1111

1111



1111

1111

Q 11 1228



An den
Herrn Licentiat
Wittenberg
in
Hamburg.



Vortitel

von

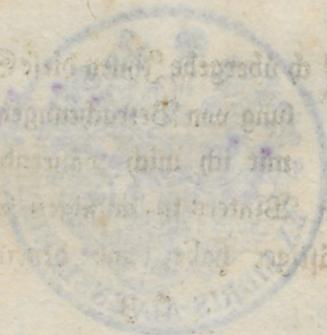
Dr. med. et phil.

W. H. W. H.

in

Leipzig

Verlag von C. Neumann, Neudamm
Verlag von C. Neumann, Neudamm



Vortreflicher Freund,



Ich übergebe Ihnen diese Sammlung von Betrachtungen, womit ich mich während des verfloffenen Winters in müßigen Stunden beschäftigt habe, und denen ich,

* 3

viel-

vielleicht zu kühn, das Verdienst zu-
trauete, auch andern einige Unterhal-
tung in der Jahreszeit, von der
sie handeln, anbieten zu dürfen. Wie
liebhaft wünsche ich nicht, liebster Freund,
hier zugleich ein Bekenntniß ablegen zu
können, wie sehr ich Ihren feinen Ge-
schmack, Ihre ausgebreitete Kenntniß der
Litteratur, Ihre Gelehrsamkeit, und Ihr
edles Herz verehere, und es, nicht der
Welt, sondern nur der kleinen Zahl mei-
ner Leser, zu sagen, wie rühmlich ich
Ihre Freundschaft, und wie glücklich ich
mich schätze, sie zu besitzen? Allein die
wahre Verehrung hat Gegenden, worin
sie sich weit edler, als in einer Zueignungs-
schrift zeigt, und Empfindungen, wie die
sind, die ich so lange schon gegen Sie hege,
lassen sich nicht auf ein vergängliches Blatt
einschränken.

Aber,

Aber, Freund, Sie sind ein Kunst-
richter. Darf ich Ihnen auch wohl ei-
nige Blätter widmen, ohne zu befürch-
ten, daß manche müßige Köpfe gleich
mit einer Auslegung fertig sein wer-
den? Doch es sei. Solte uns das
Geschwäg der Thoren in unsrer Freund-
schaft stören, und mich hindern, es öf-
fentlich zu sagen, daß ich Sie verehere,
und daß ich das Glück habe, mit Ihnen
in einer zärtlichen Verbindung zu ste-
hen? Gewiß der Tadel, der die Freund-
schaft zwischen Schriftstellern und Kunst-
richtern trifft, scheint sehr seltsam, und
der Eigensin, der sie ganz aufgehoben
wissen wil, eine kleine Tyrannei zu sein.
Was geht uns näher an, als das Ur-
theil über die Arbeiten unsers Geistes,
ein Urtheil, das, wenn es unpartheiisch
ist, unsern Werth, und unsern Ruhm

in der Klasse der Schriftsteller bestimmt? Was lockt mehr zur Freundschaft und Gegenliebe, als ein reiner, auf die richtig beurtheilte Schrift selbst gegründeter Beifal, aus keinen niedrigen Absichten verweigert, und mit einer gerechten Hand nach dem Maasse der geäußerten Talente des Schriftstellers abgewogen, und ausgetheilt? Und sollen wir den Kritikus mit einem eigennütigen Auge nur als unsern eigenen Beurtheiler ansehen? Ihn nicht auch, wenn er es ist, als den Mann vol Geschmack, Einsicht und Scharfsin, und als den Freund der Wahrheit und den Richter des Verdienstes verehren, der oft, indem er ein Buch beurtheilt, der Litteratur einen wichtigern Dienst thut, als der Schriftsteller, da er es schrieb? Indessen, was kan uns hindern, in dem Kunstrichter auch

auch den Freund zu lieben, mit dem wir durch edle Bande vereinigt sind? Und ist es nicht eine billige Dankbarkeit, den Mann zu schätzen, der uns mit sanften Händen auf der Bahn des Ruhms fortleitet, uns bald Muth, bald Vorsicht zuwinkt, und dem wir es oft mehr, als uns selbst, zu danken haben, daß wir in unsrer Sphäre für unsre Zeitgenossen nützlich werden? Keine Verbindung knüpft sich leichter, und ist anständiger, als die, die zwischen Schriftstellern und Kunstrichtern herrscht.

Ihnen, liebster Wittenberg, sind meine jugendlichen Versuche einen Theil der Aufnahme schuldig, welcher man sie bisher gewürdiget hat. Ich weiß, daß Sie mich mehr in dem Character eines Freundes, als eines Kunstrichters beurtheilt;

theilt; ich weiß, daß andere Männer eben diese Nachsicht gegen mich gehabt haben. Was darf ich anders thun, als ein Lob, das erst verdient werden sol, nicht als einen billigen Tribut, sondern als eine gütige Aufmunterung annehmen, und mir eine Nachsicht erhalten, die vielleicht keiner weniger als ich entbehren kan? Mich wird die Kritik, auch wenn sie ihre strengen Rechte ausübt, immer als ihren Freund finden; jede freimüthige Erinnerung ist mir angenehm, und macht mich aufmerksam genug, sie zu prüfen, zu vergleichen, darnach zu bessern, oder, wenn ich vielleicht an ihrer Richtigkeit zweifeln solte, so ist es mir genug, sie gelesen zu haben. Ohne den Vorwurf einer stolzen Demuth zu befürchten, darf ich sagen, daß, wie ich oft der erste gewesen bin, der mich getadelt

delt hat, ich auch der letzte sein werde,
der mit mir zufrieden sein wird, und daß
ich mich bisher habe begnügen müssen,
meine Kräfte blos bei kleinen Versuchen
in einiger Würksamkeit, und in einer ge-
wissen Vorübung zu bessern Arbeiten zu
erhalten, die nicht ohne eine glückliche
Ruhe ausgeführet werden.

Verzeihen Sie, werthester Freund,
wenn ich Ihnen zu weitläufig geworden bin.
Lange genug habe ich das Vergnügen,
Sie zu sehen, entbehrt. Bald hoffe ich
Sie zu umarmen, und in Ihrer Umarm-
ung dem Himmel zu danken, daß wir
leben, und daß wir Freunde sind. Dann
wollen wir in mancher glücklichen Stunde
den Kunstrichter, den Schriftsteller, und
den Winter vergessen, und nichts als die
Freundschaft und den Frühling empfin-
den.

den. Wie gefält Ihnen dieser Vor-
schlag? Ich weiß, Sie nehmen ihn an,
und Sie lieben mich eben so aufrichtig,
als ich bin

Der Ihrige

Leipzig, den 4ten März
1769.

Hirschfeld.

Inhalt.



Inhalt.

I. Veränderungen in der Natur bei dem Eintrit des Winters; Empfindungen, die aus diesem Anblick entstehen, und eine Zurückficht in den verflossenen Sommer; auch dem Winter fehle es nicht an Vorwürfen nützlicher und angenehmer Betrachtungen, und ein Weiser ist verbunden, sie aufzusuchen.

II. Fernere Ausichten in die Zersfbrungen, womit der Winter seine Herrschaft fortsetzt; die Hinzfälligkeit in den Scenen des menschlichen Lebens; rauhe Winterregen und Stürme; ihr Nutzen in Beziehung auf den Menschen; moralische Anmerkungen; Veränderlichkeit und Unbeständigkeit der Witterung; der Untergang der Sonne bei trübem Wetter.

III. Man muß die Lustererscheinungen in dieser Jahreszeit nicht blos betrachten, wie wir sie durch die Sinnen wahrnehmen, sondern nach ihrer Natur, nach ihren Absichten und Beziehungen auf das Ganze; Vortheile der nassen Witterung, der Regen, und der Nebel, und die Oeconomie der Natur bei denselben.

IV. Ihre Vorsorge für die Thiere in dieser Jahreszeit; der Winterschlaf der Vögel; eine sitliche Anwendung auf das Betragen mancher Menschen; die



die Wanderungen der Zugvögel; Betrachtungen über die Vorlesung.

V. Anfang der Kälte; nächtlicher Reif; Frost, seine almähliche Zunahme, und die Veränderungen, die er hervorbringt; einfallendes Regenwetter; Zurückkehr einer mächtigern Kälte; Sorgfalt der Natur für ihre Geschöpfe in den kalten Tagen; Einfluß der Kälte auf die Gesundheit, und Einladung zu Spaziergängen; Vortheile unsers Klima; eine Anmerkung für das schöne Geschlecht.

VI. Einfallender Schnee; seine Bildung; die weiße Einhüllung der Landschaft, und ihre Verschönerung; sein Nutzen; angenehme Schauspiele, die der Schnee bildet; gesellschaftliche Schlittensfahrt, eine schöne Winterergözung.

VII. Betrachtungen über die Jagd; Maseret der Zwangsjagd; Vorstellungen zum Mitleiden gegen die Thiere; Einfluß der Jagdsucht in die Verwilderung der Sitten und des Herzens; einige nöthige Anmerkungen.

VIII. Die Geselligkeit ist dem Menschen mehr im Winter eigen, und ein Antrieb zu den Ergözungen in dieser Jahreszeit; kleine freundschaftliche Zusammenkünfte; Schilderung eines zum angenehmen Umgang gebildeten Frauenzimmers.

IX. Große





IX. Große Versammlungen; ihre Vortheile; ihre vorsichtige Besichtigung; Schilderung einer vermischten Gesellschaft; Anmerkungen über die Sittlichkeit des Spiels; einige bekannte Charaktere spielender Personen.

X. Die Concerte; Lob einer berühmten Sängerin; die Reisungen und Vortheile der Musik, besonders in dieser Jahreszeit.

XI. Die Bälle; feierliche Zubereitung des schönen Geschlechts zueinander; Schilderung des Tanzes, beschloffen mit einigen moralischen Betrachtungen.

XII. Die Schauspiele; Beurtheilung ihres verschiedenen Nutzens.

XIII. Uebergang von den Winterbelustigungen zu solchen Menschen, die in dieser Jahreszeit leiden; Beschreibung ihres Elendes, und Empfehlung des Mitleidens.

XIV. Vergnügungen des Landmanns im Winter; seine Beschäftigungen; Lob der Arbeitsamkeit; Vorstellungen wegen Minderung seines Mangels und seiner Beschwerlichkeiten.

XV. Ein Gedicht auf den Winter.

XVI. Fernere Aussicht in die natürlichen Anstritte in dieser Jahreszeit; Schilderung eines melancholischen Einsiedlers; seine Klagen über die Welt;



Welt; moralische Betrachtungen über die Zufälle des menschlichen Lebens, über das Betragen des Menschen, und über die Gründe der Zufriedenheit.

XVII. Die Vorsehung regiert über die Menschen in allen Gegenden; unser Winter verglichen mit dem Winter in den kalten Erdgürteln; Beschreibung der nördlichen Länder, und der wilden Jahreszeit, worin der Lappe lebt; die Vorsorge der Natur für ihn und seine Vergnügbarkeit.

XVIII. Schilderung eines schönen Winters abends; Betrachtung über den hellen gestirnten Himmel.

XIX. Vortheile des Studierens im Winter; Einladung zu den Wissenschaften in der Einsamkeit und in den öden Tagen dieser Jahreszeit; Aufmunterung an das schöne Geschlecht zur nützlichen Lectüre.

XX. Langsame Abnahme des Winters; Aufthauen; Veränderungen, die die Zeit in den Auftritten der Natur hervorbringt; Anwendung auf das menschliche Leben, und Trostgründe für Unglückliche; kluge Vorsorge für das hohe Alter.

XXI. Zurückkunft des Frühlings; Aussichten in angenehme Tage; Beschluß.

Der

Der

Winter.

Vorbericht.



Man würde das Urtheil der Weisen aller Jahrhunderte wiederholen können, wenn es nöthig wäre zu beweisen, daß es eine der besten Bemühungen sey, den Menschen auf die Betrachtung der Natur, und auf diesem angenehmen Wege zur Kenntniß ihres Urhebers, und seiner selbst zu führen. Die Natur ist in allen Jahreszeiten ein weiter Schauplatz der nützlichsten Untersuchungen, und der sanftesten Belustigungen des Geistes; eine Scene dränget sich an die andre; überall ist Bewegung und Abwechselung, und überall erscheint die Weisheit und Güte des vollkommensten Wesens zwar unter tausend Gestal-

U

ten



ten, aber immer in einer göttlichen Harmonie. Welche hohe Befähigung des Geistes, den Vater der Wesen in seinen Werken zu sehen, den Gesetzen nachzuspüren, denen er in der Anlegung und Reglerung des Weltgebäudes folgt, und in den verborgenen Gängen der Natur seine auf das Wohl seiner Geschöpfe gerichteten Absichten zu bemerken? Welche nöthige Klugheit, die die erste unsers Lebens sein sollte, die Wohnung, worin wir uns befinden, von allen Seiten kennen zu lernen? Und welche Ergänzungen der Einbildungskraft, die sie aus der Größe, der Pracht, und Mannichfaltigkeit der Auftritte der Natur schöpft, und die die sanfteste Aufheiterung des Lebens sind?

Die Jahreszeiten stellen uns die Natur unter einer verschiedenen Gestalt vor; aber eben ihre harmonische Abwechslung ist die Quelle nicht nur unsrer Erhaltung, sondern auch unsrer Vergnügungen. Wie bald würde nicht unser Geschmack durch einerlei Reizungen stumpf, und unsre Aufmerksamkeit müde werden? Die Abwechslung der Jahreszeiten ist
also



also die Abwechselung unsrer Belustigungen. Und wenn uns der Frühling, der Sommer und der Herbst so viele Annehmlichkeiten gegeben, an die wir noch mit einem stillen Entzücken zurückdenken; sollte denn der Winter ganz leer von allen Freuden sein? Sollte er, da ein Thomson ihn zuerst in hoher Begeisterung besang, nicht auch Gegenstände haben, die den nachdenkenden Weisen nicht weniger als den Dichter beschäftigen können? Und solten wir seiner rauhen Gestalt nicht durch die Betrachtung der Vortheile, die er uns verschafft, etwas benehmen können?

Mit eben dem Vergnügen, womit ich mich der verfloffenen Monate des schönen Jahres erinnere, sehe ich den Tagen des Winters entgegen; und meinem Blicke können sich schon in der Ferne Eis und Schneegestöber zeigen, ohne seine Hülterkeit zu stören. Wir haben nicht alles verloren, meine geliebten Mitbürger, da die Reize des Frühlings und des Sommers verschwunden sind; wir eilen neuen Annehmlichkeiten entgegen, die dem Winter eigen sind, und wir sind es uns selbst schuldig, sie

U. 2 auf-



abzusehen, wenn wir sie noch nicht kennen. Ich unternehme es, sie von den Vortheilen des Winters zu unterhalten, und ihnen in jeder Woche eine Scene aus dieser Jahreszeit vorzustellen; und da die Betrachtung der Natur so nahe an die Betrachtung des Mensch. ngränzt, so werden sie hier auch Gemälde der Sitten zu erwarten haben. Welche sanfte Zufriedenheit würde es nicht für mich sein, wenn ich so glücklich wäre, die Annehmlichkeiten des Winters selbst in seiner Rauigkeit richtig zu schildern, und hin und wieder in beschneiten Wohnungen eine trübe Stirne aufzuheitern?

Diese Betrachtungen des Winters werden mit dem Anfange des Frühlings geschlossen, und alle Freytage wird davon ein Stück in der Buchhandlung des Herrn Hilschers in Leipzig ausgegeben.



Erste

Erste Betrachtung.

Sind denn die reisenden Tage ver-
 schwinden, und hinterlassen uns, außer
 der dem süßen Andenken, sie genossen
 zu haben, nichts, als Bilder der Vergänglich-
 keit; so scheint denn das Land keine Ähnlich-
 keiten mehr zu haben, da seine Bewohner wie-
 der die Städte bevölkern, und ihre Sommer-
 häuser, vom Nebel bedeckt, und vom rauhen Win-
 ter bestürmt, einer öden Einsamkeit überläs-
 sen. Wie hat sich die ganze Gestalt der Natur ver-
 ändert, und wie traurig blickt die Sonne aus
 trüben Wolken über Gärten hin, wo keine Blü-
 me mehr blühet, über Felder, wo fast keine
 Spur der Erndte mehr ist, und über Hügel,
 wo der dürre Rest des Grases verblieben ist.
 In der Luft ist das Concert der Vögel ver-
 stummt; und ihre Stille wird etwa nur von dem
 Geräusche der Krähen, oder von dem Geschrei
 der Zugvögel unterbrochen, die wärmern Gegenden
 entgegen fliegen. Die Wälder erheben über
 al ihre kalten Häupter, und stürmische Nord-
 winde entkleiden sie wieder von den Decken,
 die ihnen der Frühling gab, und treiben die abge-
 rissenen



rissenen Blätter weit von den Nesten weg, deren Schmuck sie waren. Die Berge umher stehen öde, von keinen Heerden mehr besucht, und von keinem Geblicke mehr belebt; auf ihren sonnenlichten Abhängen trauert der beraubte Weinstock, und kein Jauchzen der Winzer läßt sich mehr hören. Die Beete der Gärten liegen zerstört, die Bäume haben ihre Früchte abgeliefert, und die Weichlinge unter den Geschlechtern der Blumen verschließen sich wieder in gewärmten Gewächshäusern, gleichwie keine Schöne es mehr wagt, sich der rauhen Luft anzuvertrauen, und in den entblätternen Alleen zu wandeln. Wie melancholisch liegt die weite Landschaft vor mir, worin jede helle Farbe verblühen, und der Hauptschmuck des Feldes, das Grüne, in ein mattes Gelb übergegangen ist, und überall die Spuren der Vergänglichkeit erscheinen! Die Wolken, die sich näher zur Erde herabsenken, sind vom kalten Regen geschwängert; ein dicker Nebel ist wieder der Gefährte des Morgens, und langsam steigt der Tag durch die Frühstunden, wie auf Stufen, zur Heiterkeit empor, wenn ihm noch eine Heiterkeit vergönnet wird.

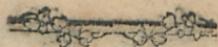
Sind dies nicht die Ausstritte der Natur, die sich uns jedesmal bei dem Anfange des Winters zeigen?



zeigen? Und wie abgemessen ist nicht immer die Zeit ihrer Erscheinung? Wie genau sind nicht die Monate der Ruhe für die Erde bestimmt, worin sie sich gleichsam von der Wärme, womit sie den Menschen und den Thieren ihre Nahrung aus ihrem Schooß hervorarbeitete, wieder erholet, und neue Kräfte sammlet? Welche ewige Weisheit, und welcher Vater der Ordnung läßt sich hier nicht in der Regierung des Weltgebäudes sehen, worin alle Theile so genau mit einander zusammenhängen, und jede Scene zu der Zeit und auf die Art abwechselt, wodurch die Vollkommenheit des Ganzen erhalten wird? Da die ganze Natur lauter Uebereinstimmung ist, sollte denn der Mensch, der ein Theil von ihr ist, die Harmonie des Ganzen stören dürfen? Sollte er es nicht für seine wahre Bestimmung halten, durch den rechten Gebrauch seiner sittlichen Kräfte in dem Kreise, worin er steht, die Vollkommenheit des Ganzen befördern zu helfen, und das an dem Plane der ewigen Weisheit auszuführen suchen, was zu seiner Sphäre gehöret?

Wie geschäftig ist nicht die ganze Natur, die Absichten ihres Urhebers, und den Nutzen des Menschen zu befördern? Wie reich war nicht

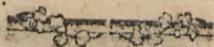




der Frühling an aufsteigenden Saamen und Blüten, und welche Menge von Gütern und Früchten hat nicht der Sommer zur Reife gebracht, und der Herbst uns einsammeln lassen? Man hat die Erde auf dieses Jahr ihre großen Bestimmungen erfüllt; nun bereitet sie sich wieder zu einer kurzen Ruhe. So ist die Natur in den meisten Monaten des Jahres geschäftig, und selbst ihre Ruhe ist eine verborgene Wirksamkeit, und eine Vorbereitung zur neuen Schöpfung. Aber wie mancher unthätiger Mensch vernünftiger, unbelehrter von der weisen Natur, den größten Theil seines Lebens in einer völligen Geschäftlosigkeit? Die Annäherung des Winters ist eine neue Epoche für die Natur und für den Menschen; und die Veränderung der Jahreszeit wird jederzeit für ihn ein wichtiger Abschnitt seiner Tage. Und sollte er nicht ist, wie der Landmann seine Garben überzählt, auch die Tugenden überdenken, die er eingesammelt hat, und die er hätte einsammeln können?

Wir blicken in die verflossenen Tage des Frühlings und Sommers und Herbstes zurück; und unsre erste Empfindung ist Freude und Dankbarkeit gegen den Urheber unsers Lebens. Wie oft hat nicht ein süßes Gefühl des Vergnügens sich

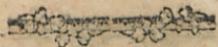
sich in unsre Seele gegossen, wenn wir die Anmuth des Frühlings sahen, wenn Berge und Thäler vor uns grüneten, wenn wir die Lerche in beglängten Weiden, und die Nachtigal in dem rein Gebüsch singen, und oft ihre Töne in das sanfte Gemurmel eines nahen Baches mischen hörten, wenn die Abendwinde uns auf kühlen Flügeln aus Gärten und Wiesen süße Gerüche entgegen brachten, wenn die Morgenröthe unter dem Gesang der Vögel aus der Dämmerung hervorglühete, oder die entweichende Sonne die Wälder und Hügel mit einem hellen Purpur überstreute? Wie mancher Tag ist uns nicht unter den Freuden der schönen Natur, oft in einer ländlichen Hütte, oft unter den grünen Umschattungen der Linden, oft an dem Ufer eines geschwägigen Baches, oft unter den Düften der Orangerie, und oft auf freien Spaziergängen, in der Begleitung geselliger Freunde und munterer Schönen vorübergeflogen? Und wie viele Güter haben uns nicht die Gärten, die Felder und die Fruchtbäume, außer den Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft, geliefert? Können wir uns wohl der verflohenen Monate erinnern, ohne uns noch von frohen Empfindungen erfüllet zu fühlen, und ohne dem Vater der Natur zu danken,



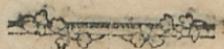
der das Jahr mit seinem Gute gekrönet hat? Können wir wohl mit unsern Blicken in die Landschaft hinausirren, ohne hier in einem Thale, wo wir oft die Reize des Sommerabends gessen, dort an einem Hügel, wo wir oft im frohen Gespräch saßen, und neben uns die muntern Heerden weiden sahen, hier an einem Walde, der uns oft in der Hitze des Mittags mit seinen Schatten kühlte, dort in den weiten Feldern, wo das Getraide für uns reifte, oder an jenen Bergen, wo der Weinstock gedieh, mit einem geheimen Entzücken zu verweilen?

Welche Mannichfaltigkeit ist nicht auf dem weiten Schauplatz der Natur ausgebreitet, und wie sehr ist nicht dadurch für die Erhaltung unsers Vergnügens gesorgt? Nachdem wir uns an der Menge der reizenden Scenen in den Tagen des Frühlings und des Sommers gesättigt haben, und ihre längere Gegenwart unsern Geschmack ermüden würde; so läßt der Winter seine Auftritte folgen, die nicht weniger mannichfaltig sind, wenn sie uns gleich oft einförmig zu sein scheinen. Ein Geist, der weiter als sein Auge urtheilt, findet überall Abwechslung und Mannichfaltigkeit; und eine Untersuchung, die nicht bey den Oberflächen der Dinge stehen bleibt,

wird

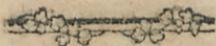


wird durch Entdeckungen belohnt, die ihre eigentümlichen Dichtungen haben. Wie viele angenehme Betrachtungen wird uns denn nicht auch die Jahreszeit, der wir entgegen eilen, liefern, wenn wir uns nicht mit den gewöhnlichen Einsichten, die der große Haufe von ihr hat, begnügen, sondern mit den scharfen Blicken eines geübten Geistes in die Gegenstände eindringen, die sie uns vorsetzt? Und welche unterhaltende Mannichfaltigkeit und Abwechslung werden wir nicht in den Auftritten des Winters bei einer genauern Untersuchung entdecken, und eben daher eine reiche Quelle immer neuer Belustigungen haben? Man urtheilt zu übereilt, wenn man glaubt, daß uns der Winter nicht eben, wie die andern Jahreszeiten, anmuthige Betrachtungen geben könne; und man kennet ihn nur halb, wenn man ihm bloß eine rauhe Gestalt und lauter Beschwerlichkeiten zuschreibt. Und wenn er auch in Vergleichung mit den übrigen Jahreszeiten ein widriges und trauriges Ansehen hat, so wird doch dieses durch die Vorstellung des allgemeinen Nutzens, und der unentbehrlichen und wichtigen Vortheile, die dadurch erhalten werden, aufgehoben werden müssen? Sollten also wir, die wir einen so nahen Antheil an der Veränderung



änderung der Jahreszeiten nehmen, sie ganz ohne alle Betrachtung der Vortheile, die uns eben dadurch der Regierer der Natur schenkt, anzutreten? Sollte der Bürger, der so vielen Fleiß und Mühe auf sein Gewerbe verwendet, und das Frauentzimmer, das oft seinen Wis in der Anordnung einer gefälligen Tracht so sehr erwidert, nicht auch billig einige Stunden und einiges Nachdenken dem Anfange einer neuen Jahreszeit gönnen, und sie zu seinem eignen Vergnügen mit andern Augen ansehen lernen, als es in den Jahren der Kindheit geschieht? Und wie wenig sollte man da die Trägheit oder Unachtsamkeit der Menschen vermuthen, wo es darauf ankommt, die Erde, die sie bewohnen, und die Veränderungen, die sich in der Natur vor ihren Augen zurtragen, recht kennen zu lernen?

Eben die Geschwindigkeit, womit die Jahreszeiten nach einander abwechseln, sollte ein neuer Antrieb für den weisen Theil der Menschen sein, sie nicht ohne nützliche Betrachtungen vorüberzulaufen zu lassen. Wie flüchtig folgen nicht die Scenen des Jahres auf einander? Und wie oft hören wir nicht bei dem Eintritt des Herbstes die Klage, daß die schönen Monate des Jahres so bald verschwunden sind? In der That eilet unser Leben, wie ein Waldstrom über abhängige Felsen



Felsen, durch die Abschnitte des Jahres mit jähen
Fällen hinunter, und nichts als das Andenken ei-
nes weisen Gemisses kan uns bei dem schnellen
Fortlauf der Zeit aufrichten. Wie viele Winter
haben wir nicht schon erlebt, die uns zuweilen
zu lange zu dauern schienen, und die uns doch
zu keiner genauen Untersuchung ihrer Vortheile
veranlaßt haben? So verschwindet diese Jah-
reszeit immer vor uns hin, ohne daß unser Geist
über sie Betrachtungen angestellet hätte, die uns
ein Unterricht zur Weisheit und Tugend gewor-
den wären. Verlet doch, verständige Menschen,
auf die täglichen Auftritte der Natur aufmerk-
sam sein, die so nahe vor euren Augen sind, die
so geschwinde vorübergehen, und die ihr nicht
unbetrachtet verschwinden sehen könnet, ohne die
Würde der Vernunft zu beleidigen.

Die angenehmen Monate des Jahres machen
in jedes empfindende Herz einen so tiefen Ein-
druck, daß wir sie nicht ohne eine geheime Beh-
muth und ohne eine Art der Betrübniß ansehen
können, wenn sie uns verlassen. Wir lernen
den Sommer als einen Freund betrachten, mit
dessen sanften Reizen wir allmählig so vertraut,
und von ihrem Genuß so durchdrungen werden,
daß unser Herz an seinem Abschied Antheil
nimmt,

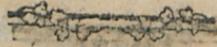


nint, mit wenn er von uns verschwunden ist, sich gleichsam einer stillen Trauer zu überlassen anfängt. Ich weiß nicht, ob dies die Empfindung eines jeden ist; aber ich weiß, daß sie zärtlichen Herzen eigen, und daß sie eine Art einer billigen Dankbarkeit gegen die wohlthätige Natur ist. Mit dieser Empfindung verbiidet sich ganz gewöhnlich die Ansicht in die Nuthigkeiten und Beschwerden des nahen Winters; und wie leicht wird nicht dadurch die Seele ihrer Heiterkeit beraubt, und von dunkeln Vorstellungen umwölkt? Aber ist es nicht der Ruf der Weisheit, die Wolken der Seele zu zerstreuen, die sich vor ihr bei der Ankunft des Winters zusammenziehen? Und wenn uns das Dede, das Traurige, und das Beschwerliche dieser Jahreszeit mißfällt, sind wir es uns denn nicht selbst schuldig, einen Versuch zu machen, wie weit wir es durch vernünftige Betrachtungen mindern können? Anstat uns also über die Unbequemlichkeiten des Winters zu beschweren, anstat Klagen auszuschütten, die eben so sehr der Vernunft unwürdig, als vergeblich sind; laßt uns die Natur in ihrer rauhen Zeit aufmerksam betrachten, und sehen, ob nicht ihre Beschwerlichkeiten sowohl für uns, als für das

Ganze

Gänge nothwendig sind, und ob wir nicht dadurch weit wichtigere Vortheile erhalten. Wer die Natur als ein Weiser betrachtet, für den vermindert sich ihre rauhe Gestalt, und für den wird sie selbst in den Auftritten, worin sie andern mißfällt, lauter Anmuth. Er erblickt im Sturm und im Regewetter, im Frost und im Schnee lauter Ordnung, Weisheit und Wohlthätigkeit, und aus diesen Entdeckungen giesset sich Bewunderung und Freßlichkeit in sein Herz über. Wer sollte also nicht gern die Natur auf diese Art betrachten lernen, um dadurch die Rauigkeit des Winters mit Haß zu empfinden, und da, wo weniger aufgekälte Seelen in einer edlen Melancholie trauern, voll Herrlichkeit zu sein?

Die andern Jahreszeiten haben wegen der Milde und Wärme des Himmels, und der mannichfaltigen Annehmlichkeiten des grüneuden Feldes so viele Anlockung, daß wir uns gern der freien Luft anvertrauen, und um ganze Stunden in den Gärten und Lustplätzen des Landes anhalten; aber der Winter verschließt uns gleichsam wieder in unsere Wohnungen, und nöthiget uns auf eine gewisse Art, uns mehr, als sonst, ruhigen Betrachtungen zu widmen. Sollten wir ihm denn nicht von der Muße der langen Abende,



Abende, die er uns schenkt, die ersten Früchte zu einem Opfer bringen? Sollen wir nicht ihm, der uns mehr Zeit und mehr Stille zum Nachdenken gönnt, gern auch unsre Aufmerksamkeit auf seine Scenen gönnen? Und wie angenehm würde nicht manchen in den Stunden, wo ihn die Langeweile quält, oder in geschmacklose Gesellschaft treibe, und bis in die Mitternacht am Spieltische aufhält, ein Herdchen unterhalten können? Wie natürlich solte uns nicht die Betrachtung des Winters sein, wenn wir ihn liberal vor Augen haben? Sollen wir denn noch wohl unachtsam sein können, wenn sich auf allen Wegen immer neue Merkwürdigkeiten der Natur unserm Anschauen aufdringen?



Der
Winter.

Zweite Betrachtung.

So oft mein Blick in die Gegenden hinaus
ausirret, die jetzt das Gebiete des
Winters sind, so oft entdeckt er immer
neue Verwüstungen, unter welchen selbst
die traurigen Ueberbleibsel des Sommers all-
mählig unkenntlich werden. Noch vor kurzer
Zeit war das verbleichende Laub der Wälder
noch hin und wieder vom dunkeln Grün durch-
weht; die Gärten hatten noch einige Herbst-
gewächse, woran die Frucht unter verwelken-
den Blättern reifte; und auf den Beeten
trauerten noch einige Spätlinge der Blumen
in matten Farben. Aber wie entblättert ste-
hen jetzt die Wälder, und heben ihre nackten
Zweige zu den regnichten Wolken empor! Wie
aus



ausgeleert und da liegen die Gärten, wo
 überall dürre Blätter den Boden decken, un-
 ter dem Fuße emporrauschen, und ein Spiel
 der Winde werden! Wie zerstörend ist die
 Hand des Winters, und wie verwandelt er
 alles in eine gleichförmige Wüste! Nachdem
 er seine Regierung angetreten hat, scheint er als
 ein Tyran es sich zu einem frohen Geschäfte
 zu machen, alles wieder umzuwerfen, was
 sein Vorfahr, der wohlthätige Sommer, an-
 gebauet hatte, und nichts übrig zu lassen,
 was das Andenken jener angenehmen Zeit wie-
 der erregen könnte. Sein verheerender Hauch
 durchwühlet die stolzen Gipfel der Eichen, und
 entreißt dem niedrigen Weinstock das letzte zit-
 ternde Blätchen.

Wo ist ikt das Lustrevier, in welchem Flo-
 ra ihre Kinder versamlete? Wo liegen ikt
 die Beeten, auf welchen die zahlreichen Famis-
 lien der Tulpen geböhren wurden, und in
 tausendfarbigem Schmucke glänzten? Wo sind
 ikt die schönen Gebüsche, in welchen die Ros-
 sen glüheten, die den bunten Schmetterling
 oft liebkosend um sich her gaukeln sahen,
 oder



oder in ihren Knospen die Biene beherbergten, dann gegen den Stral der Morgenröthe sich enthielten, und den kleinen Gast, vom Thau erfrischt, im Glanze des frühen Lichtes davonschwärmen ließen? Wo war es, wo die von der feinsten Hand der Natur gebildete Nelke und die Lilie blühten, und den Reichthum ihrer süßen Geruche rings um sich her im ganzen Garten verbreiteten? Wo sind ist alle diese reizenden Geschlechter, schöne Chlorinde, die sie an jedem Morgen besuchten, die sie oft so geschäftig mit Wasser erquickten, und die oft ihrem Busen einen duftenden Straus gaben? Alle diese ihre Lieblinge sind vor ihren Augen verblühet, und kaum bezeichnet noch ein welches Blat den Ort, den sie zierten; nichts ist mehr von allen Schönheiten ihres Gartens übrig, als sie selbst. Warum hebt sich ihre Brust in wehmüthigen Seufzern, da sie ihre Blumenbeete oder vor sich liegen sehen? Lernen sie das entbehren, was ihnen die Natur nicht länger vergüt; und sich mit dem begnügen, was sie haben genießen können. Wie manchen Monat haben sie nicht die Annehmlich-





lichkeiten der Blumenstut genossen; wie oft hat nicht ihre Auge sich an den Reizen ihrer Farben ergötzt, und mit welchen Wohlgerüchen sind sie nicht erquicket worden? Dies war der Genuß, den sie aus der Hand der Natur empfangen, und dessen Andenken noch eine geheime Wollust ist. Könnten sie wohl mehr begehren, ohne gegen die Güte des Sommers undankbar zu scheinen? Glücklicher als viele ihrer Gespielfinnen, die so oft vor dem Spiegel vergessen, daß sie mehr als Blumen sein sollten, haben sie selbst viel höhere Reize, als diejenigen sind, deren Verlust sie im Garten bedauern; nicht sowohl, weil sie längere Reize ganzer Jahre der Jugend sind, sondern weil sich in ihnen die Güte ihres Herzens und jede feine Empfindung der Seele bildet, die einst noch ihren Rest verschönern wird. Indem sie an den zerstörten Blumenbeeten traurig auf und nieder gehen, und nach Schönheiten suchen, die nicht mehr sind, indem alsdan die Phantasie ihnen dunkle Bilder vormalzet, und das Herz stille Wehmuth wird; so dürfen sie nur an die Reize ihrer Seele denken, um sich bei den

den Aufritten der Vergänglichkeith, womit sie umgeben sind, wieder aufzuheitern. Ja, Chlorinde, der Gedanke an ihre innern Schönheiten hält sie für alles schadlos, was sie von außen verlieren können; und sie sind zu weise, als daß sie in Dingen, die so leicht als eine Blume vergehen, ihre ganze Zufriedenheit setzen sollten. Was sind die Scenen der Welt anders, als Blumen, die nach einander hervorkommen, und wieder verschwinden? Siebt ihnen die schimmernde Farbe, womit sie uns in die Augen fallen, einen wahren Werth? Und kan sie wohl einen Zeugen ihrer Beständigkeit abgeben? Nichts, was nur von außen glänzt, und flüchtig verschwindet, ist des Wunsches der Weisen werth; es ist ein Vorrecht der Thoren, daß sie ihre Glückseligkeit in Gegenständen sehen, die außer ihnen sind, und die oft noch eher als sie selbst vergehen. Kan das Glück sein, was bios dem Auge gefällt, und der Seele wenigstens nur ein kurzes Vergnügen gewährt? Wenn die Ergötzungen, die wir aus dem Anschauen und aus dem Besitze der angenehmen Güter der Welt schöpfen, auch eine Aufheiterung



zung unsrer Tage sind; so sind sie doch nicht die wahre Glückseligkeit selbst, die unser Geist begehrt.

Indem ich in diesen Betrachtungen umher-
 irre, wird der weite Himmel mit Wolken um-
 zogen, und ergießet ganze Fluthen über die Er-
 de herab. Wie sehr sind nicht die kalten Re-
 gen, die sich bei dem Anfange des Winters
 oft ganze Wochen hinter einander ergießen, von
 den sanften Sommerregen, die dem Menschen
 Erfrischung und Munterkeit, und der ganzen
 Natur Anmuth geben, unterschieden; aber
 sind sie nicht noch immer Werkzeuge der Frucht-
 barkeit? Erweichen sie nicht die von der Hi-
 ße ausgebrörrere Erde wieder, damit die Wur-
 zeln der mannichfaltigen Pflanzen mit neuen
 Säften erfüllet werden, um nicht im streng-
 en Froste völlig zu vergehn, und damit die
 Wintersaaten gedeihen können? So, haben
 die Einrichtungen der Natur, auch wenn sie
 uns unangenehm und beschwerlich vorkommen, ih-
 re weisen und wohlthätigen Absichten; und kein
 Vorfall des Lebens kan so widrig scheinen, der
 nicht eine nahe oder entfernte Beziehung auf
 unsern

unsern wahren Nutzen hätte. In welcher melancholischen Gestalt erblicken wir nicht die Natur bei den Winterregen? Die Sonne ist verhüllet, und der Himmel scheint nur eine einzige große Wolke zu sein; von allen Seiten her ist die Aussicht eingeschränkt; alles lieget in einer traurigen Finsterniß, und in banger Erwartung. Die Heiterkeit der Seele verschwindet, und jeder Blick, der durch das Fenster dringt, umhüllet sie mit dunkeln Vorstellungen und Bildern der Melancholie. Nun fangen die Stürme an zu heulen, und der Vorläufer des Regens, der steinigre Hagel, raffelt auf den Dächern und auf den Gassen, und lagert sich in fürchterlichen Haufen vor der Hürte des Landmans, und vor den Pallästen der Großen. Endlich ergießen die Wolken ihre nasse Last; das herabströmende Wasser verzehret bald den Hagel, der als ein erlegter Tyrann ohnmächtig auf dem Boden liegt, und aufgehört hat zu schrecken, rauschet durch die Canäle der Stadt, und erfüllet die Gassen mit wilden Bächen. Die Luft scheint ein unerschöpfliches Behältniß von Wasser zu sein; ganze Tage hinter einander ergießt



sich der Regen mit brausenden Güssen, und noch immer ziehen schwangere Wolken am dunkeln Himmel herum. An den fahlen Bergen und Felsen plätschert das Wasser zu den nahen Flüssen herunter, schwellet sie an, und treibt sie aus ihren Ufern, die sie mit einem wilden Geräusche verlassen, indem sie zu Bergwüstungen ausbrechen, und die aufgelaufene Saat mit Kies und Schlamm überdecken. Jeder kleine Bach scheint ein Strom zu werden; die niedrigen Wiesen und die Wege schwimmen unter einander, daß das Auge nicht mehr unterscheiden kan, wo der Landmann mähet, und wo der Reisende ging. Vergebens suchte die Heerde, die noch den Rest des Grases samlete, den Schatten der Eiche zu einer Decke; ganz triefend von den Fluten der Wolken eilte sie im lärmenden Gedränge, und mit einem klagenden Gebälke der sichern Ställen zu, wo sie Kopf an Kopf steht, und über das unfreundliche Wetter, das sie von der magern Weide trieb, still zu trauern scheint, indessen daß noch ein einsam verirretes Schaf ächzend umherläuft, und allen Hügel und Gebüschen entgegen jammert.

Das

Das Federzich flattert den Scheunen und Dächern zu, und faltet seine nassen Flügel zusammen; die Waldbogel trauren in den Höhlen der Bäume; kein Gesang, keine fröhliche Stimme läßt sich hören; und wenn noch ein Ton erschallt, so ist es ein trauriges Geschwirre, das die Rauigkeit der Natur anzuklagen scheint. Der Landman, der vom Felde in seine Hütte zurückeilte, sitzt gebückt am wärmenden Feuer, und trocknet, halb vom dicken Rauch eingehält, seine durchnetzten Kleider; oft kommen seine Nachbarn zu ihm, um an der geringen Wärme Theil zu nehmen, und frohe Gespräche unterhalten sie; oft bringen sie ihm Nachrichten von dem Schaden, den seine Heerde oder sein Feld erlitten, und versprechen ihm, edler als ein Fürst, Mitleiden und Beistand, Geselligkeit und wahre Freundschaft mindern jede Widerwärtigkeit, und machen die niedrigsten Hütten zu ehrwürdigen Tempeln. Wenn der Sturm seine kümmerliche Wohnung entdacht, und der arme Landman nun der ganzen Wuth der Luft ausgestellt wird; wie geschäftig wird alsdenn nicht das Dorf zur Wohlthätigkeit, und welches rührende Schauspiel wird



wird alsdenn nicht die helfende Sorgfalt, die es
 ner für den andern hat? Erolz und Meid, und
 Weichlichkeit benehmen den meisten Menschen die
 Lust, andern zu helfen; je mehr Aufrichtigkeit
 und Einfalt bei dem Landmanne wohnet, desto
 mehr ist er auch zu Dienstleistungen aufgelegt.

Wie heftig tobt nicht in den Wäldern der
 Sturmwind, beuger die schlanken Nester der
 Buchen, oder stürzt die hohe Eiche nieder, die ihr
 Haupt in die Wolken hob, und der weder Zeit
 noch Gewitter geschadet hatten? Da liegt sie
 nun, noch niedriger, als die Gebüsch, über welche
 sie so sehr erhaben war, mit ihren ausgebreiteten
 Armen auf die Erde hingestreckt; aber wer be-
 wundert nicht noch ihre Größe, die bei ihrem
 Fall nichts verlohrt, wie der Mann von Ver-
 diensten, aus seiner äußern Würde herabgestürzt,
 in den Augen der Vernunft nicht kleiner wird?
 Nicht nur auf dem Lande, auch auf dem Meere
 übt der Sturm seine tyrannische Wuth aus; das
 Meer brauset in fürchterlichen Bewegungen, die
 Wellen stoßen und jagen sich mit einem wilden
 Ungestüm, thürmen sich bald den Wolken entge-
 gen, und sinken bald zu einer ungeheuren Tiefe
 nieder.

nieder. Wie mancher empfindet vielleicht ist die ganze Angst des Todes, indem das schwache Schiff, in der Hand des Sturms, bald durch die Wolken fährt, bald wieder in schwarze Abgründe hinunterschwebt? Und doch sind die Stürme bei allen Vermüstungen, die sie oft ausbreiten, wichtige Wohlthaten der Natur. Sie zertheilen die schädlichen Dünste, die sich bei langen Regenwettern über die Erde zusammenziehen, nehmen der Luft den giftigen Saamen ansteckender Krankheiten, und erfrischen den menschlichen Körper. Und wenn sie auch Verheerungen anrichten, wie klein werden denn nicht diese in Betrachtung der allgemeinen Vortheile, die das Ganze empfängt? Wenn auch oft einige Theile leiden, weil die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders erhalten werden kan, so ist es doch nicht weniger Weisheit und Güte, die unsre Welt regiert. Sol der Urheber der Natur die Gesetze ändern, die er ihr einmal vorgeschrieben hat, weil sie seinem großen Plane angemessen waren? Sol er dem Sturm gebieten, nicht zu toben, damit nicht eine schwache Hütte umgeworfen werde, und indeß die Luft von ihren Dünsten ungereinigt lassen, die in einem ganzen Erdstreich tödtliche Krankheiten ausbreiten?

Was

Was würdet ihr von einer solchen Regierung denken, ihr, die ihr so gern die Natur tadelt, weil ihr zu bibblichig seid, das Ganze zu übersehen, und nur bei einem kleinen Theile, bei euch selbst, stehen bleibt? Wenn ich auch leide, so denke der Weise, wenn ich auch aus der Unfreundlichkeit der Bitterung einige unangenehme Empfindungen ziehe, wenn ein Gewitter, oder ein Sturm meiner Wohnung, meinem Felde oder meiner Herde schadet; sollte ich denn wider den Regierer der Natur mich entbrennen? Was bin ich doch gegen das Ganze? Was ist mein Verlust gegen die großen Vortheile der Begebenheiten in der Natur, woran so viele tausend Menschen Antheil nehmen, und woran ich selbst bei meinem Schaden zugleich Antheil nehme? Bin ich nicht der Weisheit des Vaters der Natur Bewunderung, und seiner Güte Dankbarkeit schuldig, daß alle seine Einrichtungen das abgemessene Wohl der Welt befördern? Und wenn mir aus den Anstößen der Natur ein Uebel widerfährt, es sei auch noch so klein, geschieht denn das ohne seine Mitwirkung, und ohne seine Absicht? Und kan diese ein andre sein, als mir ein kleines Uebel zu einem Saamen eines Gutes zu machen?

Nicht

Nicht immer ist die Luft Finsterniß und Regen; endlich zertheilen sich die Wolken wieder, nachdem sie ihren reichen Wasservorrath ausgegossen haben, und Heiterkeit breitet sich wieder am Himmel aus. Wie erfreuend ist nicht der Anblick der Sonne, wenn sie einige Tage hinter finstern Wolken verbergen gewesen? In den Tagen des Sommers werden wir ihrer freundlichen Gegenwart gewohnt; aber im Winter gönt sie uns seltner ihren Besuch, und wir lernen ihn schätzen, wenn wir ihn haben entbehren müssen. So gefallen uns oft erst manche Güter des Lebens, nicht, wenn wir sie besitzen, sondern wenn wir sie verlieren. Wir schlummern, wenn wir sie vor uns haben, und erwachen, wenn sie verschwinden. Wir werden erst durch den Verlust auf das aufmerksam, was wir besessen haben, und die Empfindung, die wir über die Entfernung eines ungenutzten Gutes verspüren, wird uns ein heimlicher Vorwurf unsrer Unachtsamkeit. Wie glücklich sind wir noch, wenn uns die Abwesenheit eines Gutes eine Lehrerin zur weisen Anwendung wird, wenn wir es wieder erlangen?

Wenn sich auch der Himmel nach langen Umwälzungen wieder aufheizert; so bleibt doch die Erde



Erde in ihrer traurigen Gestalt, die zwar durch die Erhellung der Sonnenstralen etwas gemindert, aber zu keiner Anmuth wieder verschönert wird. Wie maß senket die Sonne ihre Stralen herab, und wie leer von Reiz und Leben bleibt alles unter ihrer Beleuchtung! Sie scheint keinen Gefallen mehr an der verblüheten Erde zu finden, und sie nur mit einer Art von Gleichgültigkeit zu erhellen. Dunkel ist ihr Ausgang im Nebel, den sie immer erst bekämpfen muß, und kurz ihre Gegenwart. Auf eine ähnliche Art, um die Scenen der Natur als Lehrerinnen der Weisheit anzusehen, leuchten oft die Stralen des Geistes, ohne das Herz zu erwärmen; und so sieht der Mensch oft die Freude gleichsam nur in der Ferne, wenn der Winter des Lebens und Unfälle ihn hindern, sie zu empfinden, und wenn auch ihr Schimmer ihm gefält, so ist er doch unfähig, sie zu schmecken.

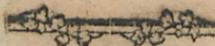
Wie unbeständig ist nicht die Heiterkeit des Himmels in diesen Tagen, und wie wenig kan man sich auf seine heuchlerische Freundlichkeit verlassen? Wenn er auch gleich einige lächelnde Blicke umherstreuet; so ist er doch bald wieder von nassen Wolken überdeckt, die drohend umherziehen, oder
 sich



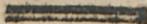
sich mit ungestümen Geplätscher ergießen. Wie oft vernichtet nicht der Mittag die Hoffnung eines schönen Tages, den uns der Morgen ankündigte? Und doch trauen wir immer seinem freundlichen Versprechen wieder, und glauben bei jeder kleinen Erhellung, daß die feuchte Finsterniß, die sich über uns ausgebreitet hat, wieder verschwinden werde. So ist der Mensch, wenn man ihn in ähnlichen Auftritten betrachtet. Er wird über jede ihn anlächelnde Heiterkeit des Glücks entzückt, und er vergißt, daß sein Vergnügen von Vorsicht und klugem Mißtrauen begleitet sein müsse. Er wird getäuscht, und hofft doch immer wieder. Das Glück mag ihm auch noch so oft empfindliche Beweise der Untreue geben, so ist er doch bei jeder neuen Aussicht wieder lauter Freude und Zuversicht. So führt das Glück den Jüngling und den Mann von einer Hoffnung zur andern, geht oft ihren Wünschen in vollem Glanze auf, und verschwindet mitten in seiner Heiterkeit; sie stehen mit starren Blicken, sehen da die dunkle Wolke, wo lauter Licht war, und ihr schwachendes Auge wartet auf neue Erhellungen, die entweder nicht erscheinen, oder doch eben so flüchtig wieder vergehen.

Nachdem die Sonne den Tag über mit dichten Nebel und Wolken geschimmert, bald ihr Angesicht

ver-



verhüllet, und bald wieder der Erde einige heitere Blicke gegeben; so geht sie mit einer stillen Eifersichtigkeit nieder. Oft schleicht sie unter der Bedeckung grauer Wolken am Horizonte hinunter, daß kein Auge sie bemerkt; oft bezeichnet eine glänzende Röthe den Weg, auf welchem sie hinabgezogen ist. Kein frohlockender Gesang der Vögel begleitet ihren Abschied, und keine Flöte schallet von den Hügeln, auf welche sie ihre letzten Strahlen wirft. Ihr Abzug ist ohne alle Feier; Stille und Trauer herrscht durch die weite Natur. Kaum ist sie entwichen, so geht die feuchte Dämmerung in eine kalte Finsterniß über; und bald sind Himmel und Erde lauter Nacht. Alles ist in eine undurchdringliche Dunkelheit eingewickelt; kein Gestirn glimt am umwölkten Himmel hervor; selbst das blasse Horn des Mondes ist versteckt. Nur der Schein der Lampen, flimmert die langen Gassen der Stadt, als eine gestirnte Aussicht, hinauf; ihr mattes Licht durchirret die Finsterniß, und erleuchtet sie halb zur Dämmerung. Langsam rücken die unerhellten Stunden zur Mitternacht hinauf, die hin und wieder manchen schmärmenden Schmaus, aber weit seltener den stillen Fleiß eines Weisen endigt.



Der

Winter.

Dritte Betrachtung.

Die mannichfaltigen Luftbegebenheiten, die sich während des Winters in der Atmosphäre vor unsern Augen zuträgen, müssen eben sowohl unsern Verstand zum Nachdenken anspornen, als sie die Einbildungskraft des Dichters und des Künstlers beschäftigen. Wird es wohl für ein vernünftig denkendes Wesen genug sein, sie blos zu empfinden, blos ihre reinerlichen Wirkungen zu genießen, blos sich bei ihrem Anblick in der Natur, und in den glücklichen Nachahmungen der Kunst zu freuen? Fordern sie ihm nicht durch die Empfindung ihrer Schönheit, oder doch durch den Genuß ihres Nutzens auch eine Uersuchung ihrer Natur ab? Sollte er das nicht näher kennen lernen, was

E



für ihn so viele Vortheile hat, und so oft vor
 seinen Augen geschieht? Was würde ihm nicht
 eine genaue Erkenntniß Vergnügen für ihn selbst
 und Bewunderung für den unendlichen Regie-
 rer der Natur einflößen? Wie wenig verdienen
 es die beständigen Lusterscheinungen, daß die mei-
 sten Menschen keine Einsicht von ihnen haben,
 und sich blos mit der äußern Empfindung begnü-
 gen? Sind sie etwa unsrer Betrachtung unwür-
 dig, weil sie gewöhnlich sind? Oder verkirzt die
 Natur vor unsern Augen ihre bildende Hand?
 Der Fleiß der Naturforscher, wenn er kein Stolz
 und keine Eitelkeit ist, breitet gleichsam, als ein
 Herold der Religion, die Vollkommenheit des
 erhabensten Wesens aus; und die Ordnung und
 Weisheit und Wohlthätigkeit in den Werken der
 Natur bewundern, ist Gottesdienst, oder wenn
 dies Wort nicht gefällt, Erfüllung der Absichten
 ihres Hebers, die er hatte, als er sie und den
 Geist des Menschen hervorrief. Sehr einges-
 chränkt aber ist die Zahl derer, die eine richtige
 Einsicht in die Natur haben, weil die Menschen
 entweder zu träge, oder durch die Geschäfte des
 Lebens zu zerstreuet sind, sie sich zu erwerben,
 oder weil man die Naturlehre zu sehr in die
 Dunkel-

Dunkelheit der Schulsprache hält, als daß sie
 allen verständlich sein könnte. Welches Verdienst
 würde nicht der Mann haben, der uns ein kurzes
 Handbuck von den vornehmsten Gegenständen der
 Natur, in deutlichen und lehrreichen Erklärun-
 gen, in einer secretischen Leichtigkeit der Vor-
 stellungen, und in einer verständlichen und ein-
 nehmenden Sprache lieferte, und der die Aus-
 theilung eines solchen Buches unter den Landge-
 meinden besorgte, wo es gleich nach der Bibel
 den ersten Rang haben, und von den Geistlichen
 oft empfohlen werden müßte?

Wir haben in der vorhergehenden Betrach-
 tung die Ertrime und den Regen beschrieben, die
 dem Winter eigen sind, und von ihnen ein klei-
 nes Gemälde entworfen, wie sie sich unsern
 Sinnen vorstellen. Jetzt sol unsre Aufmerk-
 samkeit zu oben diesen Luftbegebenheiten zurück-
 kehren, und wir wollen versuchen, ihre Bil-
 dung und ihre Natur in einem hellern Lichte zu
 sehen.

Unsre Erde ist die Wohnung vernünftiger Wes-
 sen, die, in der Hülle eines Körpers gekleidet,
 C 2 einige



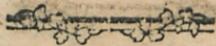
einige Jahre der Vorbereitung zu höhern Bestimmungen leben, und die indessen der Mittel ihrer Erhaltung bedürftig sind. Die Erde, auf der sie wohnen, ist auch zu ihrer mütterlichen Nährtin vererdnet, und deswegen mit mannichfaltigen Früchten, die sie aus ihrem Schooß erzeugt, von der Hand des Schöpfers besetzt worden. Würde sie die Früchte, die nothwendigen Nahrungsmittel der Menschen, hervorbringen können, ohne durch Thau und Regen besudelt zu werden? Jederman kent den Einfluß der Dürre auf den Erdboden; und die ängstliche Bekümmerniß, womit sie das Herz des Menschen erfüllt. Ist also nicht unsre Erhaltung der vornehmste Zweck der Befruchtung der Erde durch den Regen? Aber die Weisheit des Regierers der Welt verbindet mehrere Zwecke, die er einander unterordnet, und ihre glückliche Erreichung wird die Ordnung und das Wohl des Ganzen. Müssen nicht auch die Thiere, die nicht nur des Menschen, sondern auch ihrer selbst wegen da sind, auf dem Boden der Erde ihre Nahrung suchen? Auch für sie ergießen sich die Wässer, und beleben die Erde zur Fruchtbarkeit. Aber worin besteht nun die weise Haushaltung der Natur,
die



die den Menschen und die Thiere durch die Hervorbringung der Erdgewächse ernähret? Und wie bildet sie zu ihren wohlthätigen Absichten den Regen?

Um unsre Erde ist von allen Seiten bis auf eine gewisse Höhe ein dünnes durchsichtiges Wesen ausgebreitet, welches die Atmosphäre oder das allgemeine Behältniß der Ausdünstungen ist, die von der Erde aufsteigen. Diese Dünste sammeln sich bald in dicke, bald in dünne Wolken, die den Himmel mit ihren Gestalten und Farben schmücken, und in Thau, in Nebel, in Regen und in Schnee und Hagel aufgelöset, der der Erde das wiedergeben, was von ihr aufgestiegen ist, und sie dadurch befruchten. Was würden nicht die häufigen Ausdünstungen und Dämpfe, die täglich aus den Körpern emporsteigen, endlich in der Atmosphäre bereiten, wenn sie nicht davon durch die wässerichten und feurrigen Luftersetzungen gereiniget würde? Welche sorgfältige Oeconomie finden wir nicht in den Werkstätten der Natur, und wie genau sind nicht liberal die Mittel zu den Zwecken abgemessen? Eben die wässerichten Theilchen, die





sich durch die Ausdünstung zu verflühen scheinen, verwahret und samlet sie wieder in der Luft, und giebt sie bald in kleinen Tropfen, bald in vollen Güssen, bald in leichten Flocken dem Erdboden wieder, nachdem es seine Bedürfnisse erfordern. Alles ist mit weiser Sparsamkeit angeordnet; in ihrem Ueberfluß herrscht keine Verschwendung. Selbst die Ausflüsse, die uns unmerklich sind, verwandelt sie in neue Quellen der Fruchtbarkeit. Umsonst aber würden die Dünste aufziehen, und Wolken am Himmel erscheinen, wenn nicht die Natur zugleich die Winde verordnet hätte, die Wolken nach geheimen Gesetzen der Weisheit umher zu führen, und die Gegenden zu wässern, die der Befeuchtung bedürftig sind. Hier würde ein Land mit ewigem Regen überschwemmet werden, und dort ein anders in einer traurigen Dürre liegen bleiben, seine Bäume, sein Gras und sein Getraide sterben sehen, wenn die Winde nicht die Wolken herumtrieben, und ihnen gleichsam die Weidreie anwiesen, die sie begießen sollen. Er, der weise Regierer der Natur, läßt die Wolken nicht immer fest stehen, wie ein gegessener Spiegel; er kehret sie, wohin er wil, daß
sie



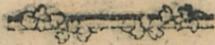
ſie ſchaffen alles, was er ihnen gebent, auf dem Erdboden. Er ſpricht zum Schnee, ſo iſt er bald auf Erden, und zum Plakregen, ſo iſt der Plakregen da mit Macht. Die Winde rauben nicht allein den Seen und Flüſſen eine Menge wäſſerichter Theile, ſondern ſie jagen ſie auch vor ſich her, und theilen ſie im Regen in verſchiedenen Gegenden aus.

Wie geſchäftig iſt nicht die wohlthätige Natur im Winter, indem ſie eine ganze Fülle von Regen ergießt! Nicht nur durch Ruhe, auch durch viele Feuchtigkeiten muß die Erde, die von ihrer Fruchtbarkeit erſchöpft zu ſein ſcheint, wieder erquicket werden. Gießen alſo nicht die Wolken durch wiederholte Regen Leben und Kraft wieder in die matte und dürre Erde, und verbreitet ſich nicht die befruchtende Feuchtigkeit in die tiefen Höhlen bis zu den verborgenſten Wurzeln der Pflanzen? Breitet nicht die Maſſe unter dem abgeſtreiften Laub und Blättern, die überall den Boden überdecken, Fäulniß aus, und dünget mit dem, was der Schmuck des Sommers war, wieder die Erde? Und füllen nicht die häufigen Winterregen wieder die Urnen der Flüſſe, und



ersehen den Abfluß der Quellen auf den Bergen? Niemals ist die Natur müßig; ihre Wirksamkeit ist oft zwar verborgen, aber sie geht unaufhörlich fort. Indem sie aus den Wolken beständig Regen ausschüttet, so sorgt sie für die Fruchtbarkeit des Jahres, und bereitet die Schätze des künftigen Sommers. Wenn dann die Hitze der Sonne wieder trocknet, so ergießen sich die reichen Quellen wieder, die sich von den Winterregen gesamlet haben, tränken die Wiesen und Thäler, und verschönern sie zu einem frischen Grün. So klug sorgt der Vater der Natur für das Künftige, und was uns nur Unbequemlichkeit und Verwüstung zu sein scheint, das ist der Same der Schönheiten und Güter, womit der kommende Frühling und Sommer prangen werden. So zahllos die Tropfen sind, die sich aus den Wolken ergießen, so zahllos sind auch die Wohlthaten, die er dadurch allen Geschöpfen erweist; und wenn auch der bößsichtige Mensch da murret, wo er danken sollte, so fährt doch die ewige Güte mit einer erhabenen Unveränderlichkeit in der Ausführung ihrer Absichten fort.

Die

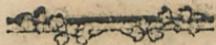


Die Dünste, die sich oft in Regen auflösen, breiten sich nicht weniger in dunkeln Nebeln über die Erde aus, und geben uns, außer der gelinden Feuchtigkeit, womit sie die Felder benezen, auch ein angenehmes Schauspiel für das Gesicht. Laßer uns auf diese Erscheinung einige Augenblicke aufmerksam sein. Wenn das Auge am Morgen, die Natur zu überschauen, durch die Fenster dringt; in welcher grauen Verwirrung hat alsden der Nebel alles eingehüllt, und wie sind Himmel und Erde mit einer einformigen Decke überzogen! Die Sonne ist schon aufgegangen; aber kein Strahl drünger durch die falbe Dunkelheit, ihre Gegenwart anzukündigen. Lange arbeitet sie, den Nebel zu zerstreuen; der vor ihr nicht weichen will, und nach dem Streite vieler Stunden bringt sie ihn oft erst zur Flucht. Luft und Erde liegen unkentlich in einer Hülle gewickelt, und das Auge irret mühsam von einer Seite zur andern, ohne die Gegenstände unterscheiden zu können. Es suchet nach den Dörfern und Thürmen umher, und wird unwillig, daß es sie selbst am Tage nicht sehen sol. Wo sind ietzt die Flüsse, die Hügel, die Wälder? Die ganze weite Landschaft scheint ein leeres Behältniß zu sein; alle ihre



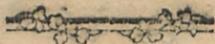


Ihre Gemälde sind ausgestrichen. Die Einbildungskraft dringt in den dicken Nebel ein, und schafft sich bald romanhafte Gestalten, bald lehrreiche Bilder. Sie macht sich die Zeit gegenwärtig, wo die Sonne der Wissenschaften unter dem undurchdringlichen Nebel der Unwissenheit und des Aberglaubens noch verhüllet war. Sie sieht die ganze obbe Dunkelheit, womit der Verstand der Menschen umgeben war, die traurige Verwirrung, worin Wahrheit und Lethümer unter einander lagen, und die eingeschränkte Aussicht des Geistes, der kaum die Dinge erkante, die ihm am nächsten waren. Sie bildet sich den Nebel nicht so dichte ab, als er in der Ferne zu sein scheint, und geht zu den Antritten des menschlichen Lebens über, die nicht mehr dunkel und traurig sind, wenn wir sie in der Nähe kennen lernen. Wir erblicken aus der Ferne oft das Uebel, das andern begegnet; und es scheint uns eine Wolke zu sein, die jedem Noth, und jeder Standhaftigkeit undurchdringlich sei. Allein, indem wir selbst zu ihr hiangetrieben werden, so finden wir, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung schien; es geht ein Weg hindurch,

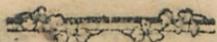


hindurch, und das Auge entdeckt durch die Uebel des Lebens einen Durchgang, den es vorher nicht vermuthete. Indem die Einbildungskraft aus den Scenen der Natur in solche Vorstellungen hinüberirret, so fangen die Stralen der Sonne an, mächtiger zu wirken, und den Nebel von der Erde zu verjagen, die er unter seine feuchte Herrschaft gezwungen hatte. Nun schweifen sie auf, und niederwährend umher, von einem Gipfel des Berges zu dem andern; und senken sich bald in die Thäler, und erheben sich bald wieder in die Höhe, gleich den Wogen eines aufwühlischen Volkes, das bei der majestätischen Ankunft seines Herrn unschlüssig, wohin es sich wenden sol, hin und her schwärmt. Indem sie in dampfendem Gedränge umherziehen, hier die Stirne eines Waldes, und dort das Haupt eines Thurmes verlassen, so steigen die Gegenstände der Schöpfung wieder aus der einsöhnigen Verdüsterung hervor, und die Landschaft eröffnet dem Auge allmählich ein Schauspiel nach dem andern. Welche Gestalten be gegnen dem Blicke bei jedem Umherzug der Nebel, und in welchem abändernden Gemisch

sch

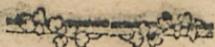


sche ragen die mannichfaltigen Berwürfe aus der entweichenden Dunkelheit hervor! Ein blickender Stral bricht nach dem andern durch die feuchte Dämmerung. Bald erblicken wir eine lichte Erhellung, bald wird das Dunkel nur in einen durchsichtigen Schleier verwandelt. Nun erscheinen die Dörfer, und die umliegenden Hügel und Wälder wieder; nun heitert sich die Ferne dem Auge auf; und feurig wälzet der Fluß seine Wellen, von welchen eine rauchende Wolke nach der andern emporkommet. Das Antlitz der Sonne wird immer heiterer; das Gewölke des Himmels kleidet sich wieder in eine blaulichte Klarheit; und ein kleiner Nachzug der Nebel schwebt in zerstreuten Hauffen umher, und samlet sich in der Ferne am niedrigen Horizont in graue Gewölke. Sind nicht diese Nebel eben sowohl, als der Regen, eine Befruchtung des Landes? Sie bereichern die Berggipfeln, aus welchen die Flüsse sich ergießen, und die Quellen in die Thäler herabsprudeln. Welche Betrachtung der harmonischen Haushaltung der Natur bietet sich uns hier an! Haben nicht unsere Flüsse ihren Ursprung auf den Bergen,



gen, woher sie ihren Lauf nehmen, um ihr Wasser dem Meere zu überliefern? Und sind es nicht außer dem Regen und Schnee auch die Nebel, die sich auf den Gipfeln der Berge lagern, und die Quellen nähren, die vereinigt, und im Fortlauf verstärkt, zu Flüssen anwachsen, die ganzen Ländern Fruchtbarkeit geben, und belastete Schiffe auf ihren Wellen tragen? Also erzeugen die Wolken die Flüsse, und die Flüsse wieder Wolken; alles ist Zusammenhang, Harmonie und Mitwirkung in der Natur, und ihre wohlthätige Arbeitsamkeit geht, gleichsam in einem ewigen Kreise, herum. Wenn die Dünste, die dem Meere, den Seen und Flüssen entsteigen, wieder in Wolken und Nebel ausfließen, und entweder neue Quellen machen, oder den Abfluß der alten ersetzen; wenn dadurch der Erdboden zur Erzeugung der Pflanzen und Gewächse, und zur Hervorbringung der Nahrungsmittel der Lebewesen

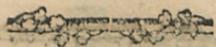
gen



gen Geschöpfe gewässert worden; so tragen die Ströme ihren Ueberfluß wieder in den Ocean, in dieses allgemeine und unerschöpfliche Wasserbehältniß zurück. Wer kan diese Einrichtung, mit welcher das Wohl der ganzen Erde so genau verbunden ist, und die seit ihrem Ursprunge in einer ununterbrochenen Ordnung fortdaueret, denken, ohne sie als ein Werk der vollkommensten Weisheit zu bewundern?

Noch einer Sorgfalt der Natur dürfen wir unsre Aufmerksamkeit nicht entziehen. Nicht blos der Befruchtung des Feldes, auch der Erquickung der Menschen und der Thiere wegen, schwängert sie die Wolken mit Regen und Nebel, und schenket den Bergen und den Thälern Wasser. Aber das Wasser der Quellen, so wie es aus dem Regen und Nebel gesamlet wird, würde noch zu dicke, zu dünstig, und der Gesundheit schädlich sein,

wenn



wenn es nicht, ehe wir es gebrauchen, eine gewisse Reinigung empfinde. Daher springen die Quellen, und springen die Bäche; daher reiniget sich das Wasser durch die Bewegung und durch das Fortrinnen von dem, was sowohl dem Geschmacke zuwider, als auch der Gesundheit nachtheilig ist. Und indem es seine schädlichen Theile zurückläßt, so erheitert und verflüßet es sich auf den Wegen, auf welchen es fortfließet. Welche unsichtbare Hand zeichnet den Bächen und Quellen ihre Bahn vor, die sie laufen müssen? Wer leitet sie gerade in diejenigen Gegenden, in welchen sie für den Mund den süßen Geschmack, und für die Gesundheit die stärkende Kraft hohlen? Wer führt sie durch tausend Labyrinth in die tief verborgenen Adern der Berge, wo sie bald die Farbe ihres Wassers, bald seinen Geruch ändern, bald durch die Berührung der Metalle lagen und Erdbarten sich zum Dienste des Menschen



Menschen mit heissamen Zusätzen vermischen? Wer erhält sie in steter Bewegung, wodurch die Fäulniß verhütet wird, und auf dem vorgeschriebenen Wege, und wer bringet sie endlich vor das Auge, und zu den Wohnungen der Menschen? Ein tiefes Erstaunen ist die würdigste Beantwortung dieser Fragen, und eine unterwürfige Anbetung der Weisheit, deren Regierung bis in die geheimsten Winkel des Weltgebäudes der menschliche Geist nicht anders als mit einer stillen Ehsucht nachdenken kan.



Der Winter.

Vierte Betrachtung.

Wenn auch die Regen und Nebel die Verfruchtung des ganzen Pflanzenreichs sind, so scheinen sie doch, indem sie einigen Thieren einen völligen Untergang drohen, einen nicht geringen Theil ihrer Wohlthätigkeit zu verlieren. Wenn Stürme und Ungewitter über die wackren Felder dahin toben, und den entblätterten Wald durchstreichen, wenn die Mäße liberal unter dem wolkenden Grafe Fäulniß ausbreitet, und die Luft vol feuchter Finsterniß ist; wo sollen alsdann so viele Heere von Insekten, Würmern, Vögeln und andern Thieren ihre Nahrung und ihre Wohnung finden? Wie viele kleine Bewohner der Blätter lebten nicht von den Pflanzen, die ihr verdorret sind, und von dem Laube, das ihr abgefallen ist? Wie viele Ges
D schlechter



schlechter der Vögel fanden nicht unter den dunkeln Schatten der Wälder ihren Schutz und ihre Nahrung? Wo ist aber jetzt, da der Wald entlaubt und öde steht, da die Verwesung auf allen Fluren und Hügeln herrscht, da die Luft lauter Sturm und Regen ist, wo ist jetzt der Aufenthalt so vieler besiedelten Sänger, von deren Melodien kein Ton mehr gehöret wird? Sind sie nicht vielleicht von dem verwüstenden Sturm und Regen niedergeschlagen, oder vielleicht von Kälte und Mangel der Nahrung gerödet? Und scheint nicht die Natur, indem sie das Leben einiger ihrer Geschöpfe nur durch den Untergang der andern erhält, Unordnung und Widerspruch zu sein?

So würde ein Mensch denken, der, in den gewöhnlichen Schranken der Einsicht zufrieden, sein Urtheil von dem ersten Anschein bestimmen läßt, und der nicht die Geduld hat, der Natur auf ihren geheimen Wegen zu folgen, und die weise Haushaltung zu bemerken, womit sie nicht nur das Ganze in seiner Harmonie, sondern auch alle Theile in ihrer Vollständigkeit erhält. Welche Sorgfalt, die jede unserer Erwartungen übersteigt, wendet nicht die Natur in der Erhaltung der



der Thiere an? Nur einige Betrachtungen sind nöthig, um ihre Vorſorge zu erkennen; und wer kan ſie erkennen, ohne ſie zu bewundern?

Wo ſind jetzt die Schwalben, die im Frühlinge zu uns kommen, und als geſellige Gäſte die ſchöne Jahreszeit hindurch ſich bei uns aufhielten? Auf einmal ſind ſie verſchwunden, und laſſen ihre ſommerliche Wohnung, worin ſie zwitſchernd ſich gatteten, und bald darauf zwitſchernd ihre junge Brut verpflegten, leer und öde. Nachdem ſie noch den letzten Tag ihres Aufenthalts bei uns in labyrinthiſchen Umherwägungen die Luft durchſchwärmet, und verſamlet zu ſein ſchiehen, um von der verblüheten Erde Abſchied zu nehmen; ſo waren ſie bald darauf entwichen, daß das Auge ſie auf allen Seiten vermiſte. Wer lehret ſie ſo genau den Tag ihrer Entfernung, an welchem ſie Schäären zu Schaaren verſamlet, ſich alle unſern Blicken auf einmal entziehen? Und wer führet ſie in die Klüfte und Höhlen, wo ſie in eine matte Fühlloſigkeit, und in einen längten Schlummer verſinken? Hier liegt das fromme Geſchlecht gleichſam, wie im Grabe, aus welchem es einſt der wärmende Frühling wieder weckt; Fuß an Fuß, und Kopf an Kopfe ruhen ſie

D 2



sie neben einander, hören nicht die heulenden Stür-
 me, empfinden nicht Kälte, nicht Mangel, und
 haben keine Bedürfnisse; verborgen den mensche-
 lichen Blicken schlummern sie, und indessen schlägt
 in dem kleinen Herzen der Puls des Lebens un-
 bemerkt fort. Was für eine besondere Art der
 Erhaltung! Da die Natur so ersandsam ist, tau-
 send andern Geschöpfen im Winter ihre nöthige
 Nahrung zu verschaffen, so scheint sie uns, in-
 dem sie die Schwalben in einen Schlummer sol-
 len läßt, unterrichten zu wollen, daß ihre Vor-
 sorge nicht an eintretet. Mangel, und an eine ein-
 förmige Art der Haushaltung gebunden sei, und
 daß sie Wege habe, die sowohl wegen ihrer Man-
 nichfaltigkeit, als Anordnung alle Erfindungen
 des menschlichen Geistes überdreffen. Wie wird
 indessen das Leben der Schwalben während ihres
 Winterschlafes unterhalten? Wird es vielleicht
 aus einer innern Quelle genähret, oder erhält
 es sich durch einen unvermerkten Zufluß der Nah-
 rung von außen her? Sie schlummern indessen
 wegen ihrer Erhaltung unbeschämert, und sind
 Gefangen des Winters, bis der Frühling sie
 wieder zur Ansucht erwärmet. Ihr Schlum-
 mer scheint eine besondere Vorsorge der Natur
 für

für sie zu sein, die sie der Kälte, und der Noth
 he, ihre Nahrung zu suchen, entziehen wil; und
 er fällt in Monate, wo alles ruhet, wo keine
 Unmuth mehr auf den Feldern grünet, noch in
 den Bächen rieselt. Aber wenn auch Thiere auf
 die Verordnung der Natur in einen Schlummer,
 der so lange als der Winter währet, versinken;
 solte denn wohl auch der Mensch sich während die-
 ser Zeit einer völligen Unempfindlichkeit überlas-
 sen dürfen? Für ihn behält die Natur unter al-
 len Jahreszeiten, selbst wenn die einfarbige De-
 cke des Schnees alles umhüllet, selbst wenn
 Stürme und Regen alles umwihlt haben, noch
 eine unendliche Menge von Gegenständen, die
 seine Betrachtung auffordern; für ihn ist nie-
 mals eine Zeit, die ihm erlaubte, sich einer Fühl-
 losigkeit des Herzens, und einem Schlummer des
 Geistes zu übergeben. Verfließt denn wohl für
 einen Timon der Winter müßlicher, als für eine
 schlummernde Schwalbe? Vom Morgen bis an
 den Abend sitzt er traurig in dem Kerker sei-
 nes Zimmers eingeschlossen, gibt zwar, indem
 er isst, und trinkt, und raucht, Merkmale ei-
 nes lebendigen Geschöpfes von sich, aber indem
 er nie denkt, kein Zeichen eines vernünftigen
 Geistes.



Geistes. Seine Tage sind so dunkel, wie der Morgennebel, der noch den Mittag zu verhüllen droht, und kein vom Sturm verwüstetes Feld kan so öde, als seine Seele, sein. Der Nebel verschwindet wieder, und das Feld heitert sich wieder bei einem freundlichen Sonnenblick auf; aber sein Geist bleibt immer von Dummheit umwölkt, und unerhelt von dem Strahl eines edlen Vergnügens. Fragt nicht nach seinen Beschäftigungen; diese sind Unwirksamkeit außer den Berespaltungen des Leibes, die er mit den Thieren gemein hat. Fragt nicht nach seiner Bibliothek; diese ist der Kalender, oder ein schmutziger Rosman, den er, von den Wolken der Tabackspfeife eingehüllt, zu lesen anfängt, und aus Trägheit eben so geschwind wieder weglegt. So sitzt er denn ausgestreckt in seinem weichen Lehnstuhl, ein Mensch blos nach der Gestalt, eine Seele, die für einen andern Körper, etwa für einen mit vier Beinen, gemacht zu sein scheint. Keine andre Sorge, als für Speise, und Wärme, und Schlaf, kein andrer Gedanke, als an seine unwürdige Person; und fängt sein Geist ja noch, als ein verlöschendes Feuer an, in einer kurzen Flamme aufzulodern, so läßt er Freunde, die wie



wie er gedankenlos sind, zum Spiel kommen, oder macht es, indem die Staatsweisheit ihre Stirne runzelt, mit ihnen aus, ob Nadi Frankreichs Waffen widerstehen, und ob die Pforte mit Rußland brechen werde. Indem der Sturm seine Fenster erschüttert, und der Regen an den Scheiben herabplätschert, indem ihn alles erinnert, daß die ganze Natur für den Nutzen der Menschen in Bewegung sei, und daß vielleicht keiner auf dem Erdboden so wenig, als er, ihrer Vorsorge verdiene; so schlummert seine Seele in ihrer Gedankenlosigkeit fort, keiner unterrichtenden Vorstellung bewußt, und zu niedrig für jede vernünftige Betrachtung. O Simon! du bist unempfindlicher, als die schlummernde Schwalbe. Ihr Schlummer ist ein gütiges Geschenk der Natur, und der deinige ein Raub, den du an ihr begehst. Viel leichter ist der Winterschlaf der Thiere zu begreifen, als der, worin deine Seele versunken ist.

Eben diesen Winterschlummer, den die Natur den Schwalben schenkt, gibt sie auch den Fliegen, Raupen und Ameisen, und einigen andern Thieren. Die Ameisen, von denen man so lange geschrieben, daß sie auf den Winter Vorrath





einsamleten, werden durch die geringste Kälte in eine Erstarrung gelegt, worin sie auch bis zum Frühling liegen bleiben. Wozu sollten ihnen also ihre Vorrathskammern helfen, da die Natur dafür gesorgt hat, daß sie keiner Nahrung bedürfen? Und sollten sie für andre Thiere ihre Magazine anlegen? Die Körner, die sie im Sommer mit so vieler Emsigkeit einsamlen, und die sie als keinen Mundvorrath gebrauchen, verwenden sie also als Materialien bei dem Bau ihrer Wohnungen. Nicht weniger genießen die Schildkröte und das Murmeltier des Winterschlafes. Dieses, das in den Alpen seine eigentliche Heimath hat, bezieht sich schon um die Zeit des Octobers in sein Winterquartier, und verschließt es in der Absicht, darin die rauhe Jahreszeit über zu bleiben. Diese Winterwohnung ist mit so vieler Kunst und Vorsicht angelegt, daß man sie nicht genug bewundern kan. Sie ist unten am Berge gebauet, und einem großen Gange ähnlich, wovon das eine Ende zwei unterschiedene Arme macht. Diese haben ihre eigene Oefnung, und lauffen in eine Höhle aus, die das eigentliche Wohnzimmer des Murmeltiers ist. Einer dieser Arme geht unter dem Wohnzimmer längt

der



der Abschüßigkeit des Berges weg, und ist eine Art von Schleuse, wodurch die Unreinigkeit abgelenket wird; die andre geht über dem Wohnzimmer weg, und diener zum Eingang. Das Zimmer selbst ist an dem Boden mit Moos und Heu dick ausgelegt; und auf diesen Betten finden die Einwohner der Alpen sie oft neben einander schlafen. Sie sehen gleichsam ihren tiefen Winterschlaf, worin die Kälte sie legt, und worin sie nichts nöthig haben, vorher, indem sie auf keinen Mundvorrath denken, sondern nur für die Auskleidung ihrer Höhle sorgen.

Auf diese Art erhält die Natur im Winter einige Geschöpfe, ohne daß sie ihnen eine Nahrung geben darf. Und da wir wissen, daß die Schwärben meist von den Fliegen und Mücken im Sommer leben, und sie diese Art der Nahrung nicht im Winter finden würden, so sehen wir auch die Weisheit der Natur in dieser Einrichtung. Andern Thieren weist sie in den Klippen, Bergen, Höhlen der Erde, und Ritzen der Bäume ihre Winterwohnungen an, und läßt sie entweder vorher ihre Nahrung einsamlen, oder hat das für gesorgt, daß sie sie gleich in der Nähe finden können. Indem der Biber sich in seiner Kunst





reichen Wohnung verbirgt, so schläft der Schmetterling in seiner Schale, mit warmen Faden umwebet.

Vornehmlich aber äußert sich in den Wanderungen der Vögel eine ganz besondere Sorgfalt, die die Natur für die Erhaltung ihrer Geschöpfe hat. Einige ziehen nur aus einem Lande in das andre; andre unternehmen eine weite Reise über das Meer. Ist der Tag gekommen, an welchem sie ihren Aufenthalt zu ändern pflegen, so versämbeln sie sich in Schaaren, und scheinen erst Berathschlagungen über ihre weite und beschwerliche Reise anzustellen, die Straße zu verabreden, die Anführer zu erwählen, oder ihren Zug in gewisse Schwadronen abzutheilen. Wenn nun alles zum Abzug vorbereitet ist, so wird das Zeichen zur Aufbruch gegeben, und in dem Augenblick erhebt sich die ganze Völkerschaft mit einem frohlockenden Geräusch auf schlagenden Flügeln zu den Wolken hinauf, und fängt an seinen rauschenden Flug durch die Luft fortzusetzen. Wer kan alle Wanderungen zählen, die bei dem Eintritt des Winters in den verschiedenen Erdstrichen geschehen? Und wer kan die besiederten Nationen nennen, die ihren Aufenthalt wechseln? Wie sehr müssen wir nicht

nicht über die Entlegenheit der Orter erschauern, wohin oft die Zugvögel ihren Weg nehmen, und über die Kühnheit eines sonst furchtsamen Geschlechts, das zur Zeit der Wanderschaft keine Beschwerden, und keine Gefahren scheuet? Die Wachteln z. B. ziehen im Frühling aus Afrika nach Europa, weil alsden der Sommer bei uns mäßiger ist; beim Ausgange des Herbstes kehren sie wieder über das mittelländische Meer dahin zurück, um in Egypten und in der Barbarey eine eben so mäßige Luft zu genießen. Indem sie in ganzen Schaaren fortziehen, so sind sie auch mehr für den Wind gesichert, der sie sonst, wenn sie einzeln flögen, leicht zerstreuen könnte. Weder die Dunkelheit der Nächte, noch Stürme und Regen fähren sie von der richtigen Straße. Sie entdecken, indem sie hoch in der feuchten und unruhigen Luft schweben, und unter sich das wallende Meer nicht fürchten, von Ferne die Inseln, wo sie ausruhen können; und ein frohlockendes Geschrei schallet von Wolke zu Wolke unter dem fortrollenden Heere. Nun gelangen sie zu den erwünschten Kuhpfätzen, und wie ein Wolkengebirge, dunkel gleich der Nacht, fallen sie nieder, und suchen und finden die Speise, womit sie sich zur Fortsetzung



zung der Reise erfrischen; gestärkt fliegen sie wieder auf, und verfolgen in gleicher Ordnung ihre Ströme. So versamen sich die Kraniche in langen Reihen hinter ihrem Begleiter, und ziehen nach den Ufern des rothen Meeres. Da leben sie nun unter einem bessern Himmel, und genießen eine erquickende Wärme, die sie hies nicht fanden; und die Nachtigal, deren süße Melodien hier schon lange nicht mehr gehört werden, singt sie jetzt in südlichen Gegenden, und entzückt vielleicht jetzt ein zärtliches Paar auf seinem Spaziergange.

Diese Wanderschaft der Vögel verbienet gewiß unsre ganze Bewunderung. Welcher Trieb bringt sie zusammen, und lehret sie allemal die gefestete Zeit, daß sie ihren Aufenthalt ändern müssen? Wer zeigt ihnen die Straße, und welcher Kompaß dient ihnen zur Richtung, daß sie ihre Bahn nicht verlieren? Zwar kan die Veränderung der Witterung, und der Mangel der Nahrungsmittel für sie eine Erinnerung sein, einen andern Aufenthalt zu suchen. Allein, wer sagt es ihnen, daß sie in andern Gegenden besserer Witterung und Nahrung finden können, und wer weist ihnen diese Gegenden? Durch welche Sprache ers
klären

Klären sie sich die Absicht, ihren Aufenthalt mit einem bessern zu verwechseln? Und vermindert ihre gesellige Versammlung allein die Furcht, die sie vielleicht bei der Unternehmung ihrer Reise verspüren? Hat nicht vielleicht der Grad der Wärme oder der Kälte auf den Abzug der Vögel einen Einfluß? Sagen ihnen vielleicht die Bitterkeit, daß sie in andern Gegenden ihnen die Nahrungsmittel hervorbringe, die ihnen zuträglich sind? Oder führet sie vielleicht ein günstiger Wind auf die neue Straße, schwellt gleichsam ihre Flügel als Segel, und bringe sie über die Wellen der Luft zu den Gestaden, wo die Natur gütiger für sie gesorgt hat? Und hilft nicht vielleicht ein forttreibender Wind ihrem ermüdeten Fluge, besonders wenn ihr Weg über das Meer geht?

Wir mögen diese Fragen häufen, worauf die Naturforscher nicht allemal zu antworten wissen, weil auch die Natur ihre Geheimnisse hat; so müssen wir doch in den Wanderungen der Vögel eine Vorsehung bewundern, deren Anschauerz das menschliche Herz mit Vertrauen und heiterer Zuversicht erfüllt. Welche Wege gehet sie nicht, um einigen Geschlechtern der Vögel Erquickung



und Unterhalt zu geben? Wie viele zärtliche Sorgfalt wendet sie nicht an, und mit wie vieler Weisheit beschäftigt sie sich nicht, diese Geschöpfe zu versorgen, wenn ein Erdstrich ihnen das versagt, was sie bedürfen? Sollte denn der Mensch, ihr Liebling, und der Herr der Schöpfung, sich nicht als einen vorzüglichen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Güte ansehen? Die Erde ist überal des Herrn, und wenn er seine wohlthätigen Abichten, die er über uns hegt, vermöge der Gesetze der Natur, und des bestimmten Laufes der Begebenheiten an diesem Orte nicht erreichen kan, so führet uns seine Hand in andre Gegenden, wo er uns seine Güter ertheilt. Ist nicht die Geschichte ganzer Völker, und vielleicht unsers eignen Lebens, davon ein redender Beweis? Und sind nicht oft die Wege, auf welchen er die Menschen zu ihrem Glücke in andre Gegenden verfehrt, wunderbarer, als die, auf welchen er die Zugvögel führet? Lasset uns seine weise Regierung anbeten, und jeden merkwürdigen Austritt der Natur in seiner Beziehung auf uns selbst betrachten.

Nichts



Nichts in dem weitem Reiche der Natur, so weit es sich von einem Pole zu dem andern ausbreitet, ist von dem entblößt, was zu seinem wahren Wohl unentbehrlich ist; und wenn uns auch oft gewisse Theile des Ganzen von der allgemeinen Güte des Schöpfers vergessen zu sein scheinen, so hat er ihnen doch den Mangel eines Gutes durch andre Geschenke zu ersetzen gewußt, die sie zu der Vollkommenheit bringen, deren sie fähig sind. Ist der Instinkt der Natur bei den Zugvögeln nicht fast eben das, was bei den Menschen die Vernunft ist? Lehret nicht dieser eingepflanzte Trieb, ihren Aufenthalt zu verändern, weil sie sich nicht anders erhalten können, sie das, was sonst die Gabe der Ueberlegung thun würde, wenn sie sie besäßen? Und führt nicht dieser Erinnerer, dessen mächtigen Stimme sie folgen, sie in bessere Gegenden, ohne daß sie erst nachdenken, vergleichen, beurtheilen dürfen, ob der Wechsel des Aufenthalts unvortheilhaft sei, ohne daß sie die Beschwerlichkeiten und Gefahren vorhersehen, die ihnen vielleicht auf ihrer weiten Reise aufstoßen könnten? So erfindsam ist die weise Natur in der Anordnung der Mittel zu ihren wohlthätigen Absichten, und



was sie hier auf diesem Wege erreicht, das führt sie dort auf einem andern aus. Mit wie vielen Einsicht und Ueberlegung hat sie nicht in dem Thierreiche die verschiedenen Triebe ausgebreitet, wodurch jedes zu seiner Erhaltung aufmerksam, und zu seiner Vollkommenheit geschickt gemacht wird? Diese eingepflanzten Triebe sind gleichsam die Ausleger des Willens der Natur, den sie von ihren Geschöpfen beobachtet wissen wil, und der Gehorsam, der ihnen in dem ausgetheilten Reiche der Thiere gefordert wird, wird die Harmonie in einem Theile der Schöpfung.



Winter.

Fünfte Betrachtung.

Nachdem die Wolken mit langen Regnen die Erde durchgewässert, und stürmende Winde die feuchten Decken vom Himmel wieder abgewälzet haben; so fängt die Kälte an, die klare Luft einzunehmen, und der Frost die Nächte mit einem durchdringenden Schauer zu begleiten. Die dicken Dünste, die oft einen so schädlichen Einfluß in die Gesundheit haben, zerstreuen sich wieder, und Leben und Munterkeit kehret in alle Glieder zurück. Wie verändert liegt die Landschaft am Morgen hin und wieder in dem weissen Schmelz des Eises eingekleidet, und wie schimmert sie in dieser Pracht unter dem frühen Lichte des Tages! Die weite Fläche des Landes ist mit einer hügelnden Weisse überzogen; die Bäume scheinen die Blüthe des Frühlings

E nach

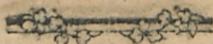


nachzuahmen, und die Gebüſche zitternde Federn zu tragen; die Hügel erſcheinen unter verſchiedenen Geſtalten und Farben; und die Scheiben unſrer Fenſter mahlen uns Blumen und Landſchaften vor, oder romanhafte Bilder, die die Einbildung liebt, und die der heitere Morgenſtrahl mit Röthe und Feuer durchgießt. Allein, wie flüchtig ſind nicht die Schönheiten, die der Thau über das Feld verbreitet, und wie bald zerſchmelzt er nicht von der Wärme der Sonne, und wird Nußen, nachdem er Anmuth geweſen iſt? Sollten nicht auch wir weiße Nachahmer der Natur ſein, und von der Dame, die ſich vor dem Spiegel ſchmückt, bis zu dem Schriftſteller, der ſeine Zeit unterrichtet, das Nützliche mit dem Schönen verbinden, uns dieſes für jenes zur Quelle machen?

Aber welches Schauſpiel hat nicht noch die Nacht hier gebildet? Wie iſt nicht die Fläche des Waſſers mit einer blauen Rinde überzogen, und der Boden, der noch am Abend vom Regen durchweicht und ſchlüpfrig war, gehärtet? Dies iſt der Anfang des Froſtes, und der feierliche Eintrit des Winters, der, indem er ſich uns in Regen und Stürmen näherte, ſich noch eine

Weiße

Welle hinter der Gestalt des Herbstes zu verbergen schien, um uns nicht auf einmal mit seiner wilden Raubigkeit zu erschrecken. Wenn er uns vorläufig einige Spuren des nächtlichen Frostes gezeigt, und zarte Gewebe von Eis über dem stillen Teiche ausgebreitet, das gleich der Mittag wieder zerstört; so fängt er an seine Macht, die Erde zu versteinern, und die Ströme zu fesseln, ganz zu gebrechen, und das Auge erstarrt am Morgen über die Veränderung, die das Werk einer einzigen Nacht ist. Ein heftiges Blasen der Nordwinde tobt über den Erdboden hin; ihre Kälte, die sie aus ihrer Heimat bringen, oder aus den Gegenden, die sie durchstreifen, mit sich fornehmen, wird durch die Abwesenheit der Sonne verstärkt; die Feuertheilchen, die die Wärme und Flüssigkeit des Wassers ausmachen, verlieren sich, oder werden dichter in einander gezogen; die Bestandtheile des Wassers berühren sich, schließen an einander, und werden hart. Dies ist die Schöpfung des Eises, wovon wir den Frost als den Vater ansehen, und womit er die Flüsse verhärtet, und selbst die Seen für den Fußgänger wegsam macht. Aber wenn die Natur auch gleich im Großen auf die Art handelt,



wie wir es im Kleinen wahrnehmen; müssen wir uns denn nicht noch immer über die Geschwindigkeit verwundern, womit sie oft nur in dem Zeitraum weniger Stunden ganze Wasserbehälter in Eis verwandelt? Ist es nicht eins ihrer wunderbarsten Schauspiele, daß über das Wasser, auf welchem heute der Kahn oder andre Fahrzeuge ruderten, in wenigen Tagen belastete Wagen fahren, oder die frohe Jugend da, wo die Wellen schlugen, spielt? Die jählichen Auftritte der Natur machen zuletzt sehr geringe Eindrücke auf uns; wir achten nicht mehr auf sie, je länger wir ihrer gewohnt werden, und wir fangen an uns heimlich zu überreden, daß dasjenige, welches wir oft sehen, auch unsrer Aufmerksamkeit weniger würdig sei. Allein, wenn ein Mensch, unter dem heißen Erdgürtel erzogen, auf einmal in dieser Jahreszeit in unsre Gegenden versetzt würde; mit welcher Neugierde und mit welchem Erstaunen würde er nicht die Veränderung betrachten, die der Hauch des Winters mit dem Wasser vornimmt? Würde er uns wohl sogleich glauben, daß die mit Eis überdeckten Gegenden die Behälter eines Flusses oder einer See wären? Und in welche Ausdrücke der Bewunderung

wunder:

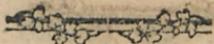
wunderung, und in welche Reihe von Fragen würde nicht seine ganze Seele ausbrechen? Und verkert das Schöne und Wunderbare dieses Schauspiel durch in der That etwas, daß wir es jetzt den Winter sehen?

Wenn auch der Erdboden, und Felsche und stehende Wasser gleich unter dem ersten Froste erstarrten, so kämpfen doch gleichsam die Flüsse und Meere noch durch ihre Bewegung wider die gewaltige Hand, die sie zu versteinern droht. Allein wie wenig schützt sie ihr Widerstand gegen die eiserne Gewalt des Winters, und wie vergänglich ist das rauschende Getöse, das sie erregen? Ähnlich heissen sich die Ufer; jede Nacht vermehrt die Verhärtung, und erweitert das Gehiete des Frostes; der Strom wird langsamer, und das Rauschen dumpfer; die schwimmenden Eisklumpen stoßen an einander, verbinden sich, und überdecken das Wasser von einem Strande zu dem andern, wie mit einem kristallinen Pflaster, unter welchem der Fluß unbemerkt dahinschleicht, oder unwillig in leiseren Klagen murmelt. Wie fest ist nicht diese Brücke von Eis, deren Haltbarkeit, bei ihrer ganzen Last, sich auf das unter ihr wegfließende Wasser gründet? Und

was

E 3

was



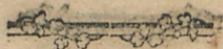
was für schöne Schauspiele gibt nicht der Frost dem Auge? Die See gleicht einem glatten blaulichten Spiegel, auf welchen das Morgenlicht blüht, ohne sie zu durchwärmen; eine sanfte Brechung der Strahlen, und ein ergößendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche, indessen daß ihre Ufer von den Schatten der danebenstehenden Bäume geschwärzet werden. Bald mahlet die Sonne auf dem Eise ihr Bild als eine glänzende Scheibe; bald läßt sie die ganze erstarrte See in einem rothen Feuer brennen, daß das Auge kaum die Blendung ertragen kan. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Haufe schwebt auf tönenden Schleifschuhen im geschickten Gleichgewichte so schnell, wie der Flug eines Pfeils, umher, macht hier eine hurtige Wendung, und fliegt dort wieder in einer langen Strecke fort, daß die Blicke ihm kaum mehr in der Ferne folgen können; ein anderer jagt in rauschenden Schlitten herum, und Fröhlichkeit, und Scherz, und Gelächter herrschen unter den kleinen zerstreuten Schaaren. Auf dieser Seite lenkt der Landman, der die Früchte seines Fleißes, die Schätze des Feldes und der Wälder der Stadt bringet, seinen Wa-

gen



gen über die gefrorne See, um gutthätig gegen seine Masse gesint, ihnen den Weg zu verkürzen; da zieht der schwere Wagen knarrend über die neue eisigte Straße, und die Pferde schlagen mit ihrem Huf auf das feste Wasser. Ist nicht die Natur, indem sie selbst die Flüsse und Seen, die nur durch die Erfindung der Schiffahrt wegsam geworden zu sein scheinen, überbrückt, und zu Lauffahren für den Menschen bequem macht, mächtiger, als alle Kunst?

Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannichfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht gefertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen; der Wasserfall scheint nur zu rauschen, und Tropfen starren an Tropfen, indem sie fortfließen wollen; und die vom Felsen herabfließenden Regenströme haben ihren Lauf vergessen, und bilden an den Bänden, an welchen sie sich ergossen, lange weiße Säulen, die dem Auge entgegenschimmern. Dan tönet die Erde unter dem Schritte des Reisenden, und jeder Schal bricht heller durch die kalte Luft; jeder Weg, auf welchem vorher der Fuß unsicher ausschlüpfte, ist ein ebenes Pflaster. Vergebens senken sich die Strahlen des



Mittags auf die verfeinerte Erde herab; kaum fühlet sie die schwache Verührung des erwärmenden Lichtes, und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichen, und sein Eis zerschmelzen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blafen, und bezwingt das, was die milde Sonne aufgelöset hatte, wieder unter seine rauhe Herrschaft.

Allein, wenn der Südwind sich erhebt, und lange Regen sich zu ergießen anfangen; dann werden wieder alle Werke des Frostes zerstört, und die festen Eisklumpen zerschmelzen wieder in flüssiges Wasser. Diese Verwandlungen nimt der Winter oft und schnell vor, um durch die Abwechslung sowohl für unser Berggärtgen, als für den Unterhalt der Thiere, und den Wachsthum der Saaten zu sorgen; einfallende Regen lösen den Schoos der Erde wieder, und die Bewohner des Feldes freuen sich, daß Quollen sich für ihren Durst wieder eröffnen, und das Gras nicht mehr vom Reif bedeckt, noch vom Frost eingewurzelt ist, und hin und wieder vom neuen hervorsproßet. Wasdan vernichtet oft die Masse eines Tages, was die Kälte ganzer Wochen gebauet hatte; bis der Frost plötzlich wieder zu herschen



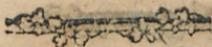
sehen anfängt, oder von Nacht zu Nacht Schauer ausbreitet, und allmählich seine Herrschaft befestiget. Hat er sich ihrer wieder bemächtiget, so verdoppelt er seinen Grimm, legt Erde und Wasser in härtere Fesseln, und scheint nichts zu verzeihen, was ihn in dem ewigen Besitze seiner Gewalt erhalten könnte. Dann wird der Erdboden ein Fels, der unerweichlich ist; die Flüsse werden bis an den Grund eine eiserne Masse; und alle Pflanzen scheinen einem Tode übergeben zu sein, von dem sie nichts wieder befreien kan.

Wer wachet in diesen kalten Tagen, die allen Thieren den Untergang drohen, für ihre Nahrung, Verpflegung und Erwärmung? Es ist eben der allgemeine Vater der Natur, der ihnen in den angenehmen und fruchtbaren Zeiten des Jahres die Fülle ihres Unterhalts und Freude gab. Hat er nicht durch eingepflanzte Instinkte für ihre Nahrung, und durch Decken von Federn und Haaren und Wolle, die es ihnen zum Kleide und zum Schutz wider die Luft gab, für ihre Wärme gesorgt? Hat er nicht denen, die weder in den Winterschlummer versinken, noch in fremde Länder sich begeben, warme Höhlen zu ihrem Aufenthalt angewiesen, oder sie der Pflege des





Menschen übergeben, der, indem er für sie sorgt,
 seinen eigenen Nutzen befördert? Wie manche
 Thiere werden nicht für die Dienste, die sie den
 Menschen leisten, von ihnen ernähret und ver-
 pfegert? Mit wie vieler Mühe und Unverdros-
 senheit sorgt nicht der Landman im Winter für
 seine Heerde im Stalle, und wie geschäftig ist er
 nicht, Hunger und Krankheiten von ihnen zu ent-
 fernen? Und macht nicht die Begierde nach dem
 Unterhalt einige Thiere so gesellig, daß sie im
 Winter zu uns in unsre Scheuren und Häuser
 unter einem gewissen Gastrechte kommen, und ih-
 re Furchtsamkeit verlernen? Schleicht sich nicht
 selbst der Hase, uneingedenk der Stricke, der
 Hunde und der Feuerrohre, die auf ihn lauren,
 in unsre Gärten ein, und sättigt sich sorglos von
 den Kohlblättern, die für unsre Fische gepflanzt
 wurden? Wie theuer muß er nicht erst diesen klei-
 nen Raub mit seinem Leben bezahlen? Und wie
 zappelt er nicht oft in seinem Blute unter klägli-
 chem Seufzen über den unbarmherzigen Men-
 schen, der ihm sein Leben nimt, das ihm schon
 der Hunger halb geraubt hat, und für dessen Er-
 haltung er die öbe Wüste verlassen, und oft lan-
 ge gesucht hatte, ehe er ein bewohntes Revier
 fand?



faß? Kommt nicht oft ein verirrer Haufe von Vögeln zu den Hütten des Landmannes, flattert an die Fenster, und scheint um eine gütige Verherbergung zu bitten, oder schwärmt zu dem wärmenden Heerd näher hin, oder pickt und sucht auf der Diele umher, und wandert sich über die unbekante Wohnung? Der gütige Wirth sieht die kleinen unschuldigen Gäste freundlich an, wirft ihnen Brotsamchen hin, die sie umherhüpfend ansamlen, und gönnt ihnen gern ihre Freiheit, wofür sie ihn auch bald wieder mit ihrem Besuch vergütigen.

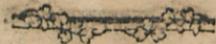
Indeß daß der Frost seine mächtigen Einflüsse ausbreitet, so steht der Himmel, so weit er sich wölbt, von der Klarheit des Tages übergossen, und tief mit seinem eignen Blau gefärbt. Wie angenehm ist es nicht, den Himmel in einer reinen Helle zu erblicken, frei von den salben Wolken, die ihn verdunkeln, und seine Farbe auswischen? Und welche geheime Wirkung hat nicht seine Klarheit auf die Seele, und wie geschieht ist sie nicht, jeden melancholischen Gedanken zu zerstreuen, und uns zum Gefühl der Freude zu beleben? Wie Nebel und Dünste die Lebendgeister mat und schlaf machen, der Gesundheit



heit nachtheilig sind, und die Seele verfinstern; so erfrischt die Heiterkeit und Reinigkeit der Luft unsern Körper, und erheitert das Herz zu frohen Empfindungen. Wer hat nicht dieses abwechselnde Gefühl erfahren? Scheint sich uns nicht, wenn aus lange Regenwetter Kälte und Frost folgen, ein neues Leben mitzutheilen, und alle Werkzeuge der Empfindung zu schärfen? Wie angenehm erfrischt uns nicht ein Spaziergang bei einer heitern und kalten Bitterung, und wie bald besetzt sich nicht unser Geblüte, und verfeinert sich jeder Lebensgeist? Und empfindet nicht selbst die Seele die erneuernde Stärke der Kälte, die die Nerven anspannet; geht sie nicht schneller von Gedanken zu Gedanken, und wirkt in sich selbst mit höhern Feuer, und mit schärfern Kräften? Wer wolte denn aus Weichlichkeit und Verhärtung eine mäßige Kälte scheuen, die ein Balsam für den Körper, und gleichsam eine Erfrischung der Seele ist? Wer wolte nicht gerne den dämpfigen Kerker des Zimmers oft verlassen, und wenn auch die schlafende Natur keine Reizung für ihn hätte, doch aus Sorge für seine Gesundheit bei heitern Tagen eine mäßige Stunde unter der frischen Luft umherwandeln?

Zwar

Sogar sehen wir oft manches hypochondrische Ge-
 spenst einsam auf dem Felde umherirren, das sei-
 nen Grillen und den Anschrangern der Melan-
 cholie zu entlaufen sucht; zwar befaßt er sich öf-
 ter der muntre Jüngling ganze Stunden auf
 Sohlen von Stahl, oder in stiegenden Schlit-
 ten, oder er jagt in Wäldern dem leichtfüßigen
 Hirsche nach: aber wie selten läßt sich eine Scher-
 me in der kalten Luft sehen? Und wie sorgfäl-
 tig sind nicht bei einer kurzen Spählerfahrt die
 Fenster der Kutsche aufgezoogen? Warum fürch-
 ten denn die reizenden Kinder den Hauch des
 Winters, der, wenn er auch keine sanfte
 Schmeichelei dem Gefühle macht, doch nicht so
 rauh und schädlich ist, als sie sich ihn vorstel-
 len? Muß nicht das Gebilte bei einer beständi-
 gen Eingezogenheit stocken, und die ewige Ge-
 fangenhaft in den duftigen Zimmern das junge
 Gesicht mit der bleichen Farbe des Alters über-
 ziehen? Und ist etwa eine tödtensfarbige Haut
 eine Schönheit geworden? Sehen wir hier wohl
 die zärtliche Vorsorge, die das schöne Geschlecht
 sonst so sehr für die Erhaltung seiner Reize hat?
 Befürchten sie nichts, angenehme Schönen, von
 dem kalten Hauch des Winters, der, indem er
 das

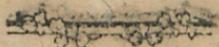


das Geblüt erfrischt, und die Gesundheit befestiget, auch die Schönheit erhält, und wenn alle Rosen in dem Garten verwelket sind, sie mit einem weit höhern Reiz auf ihren Wangen wider aufblühen läßt. Wagen sie sich öft mit einer jugenblichen Kühnheit in die freie Luft, und auf offene Spaziergänge; und wandeln sie, mit einem Pelz um die schönen Glieder wider die zu heftigen Angriffe der Kälte beschützt, muthig umher. Indem ihr Anblick dem Dichter, dem sie begegnen, oder dem edlen Jüngling, der sie begleitet, die ganze rauhe Natur um ihn her verschönert, so wird ihr verfeinertes Geblüt in den Adern zu wallen anfangen, ihr Busen frohe Empfindungen, und ihr Wisz muntere Scherze erzeugen, und auf ihren zarten Wangen wird sich eine Röthe und eine Anmuth verbreiten, die den ganzen schönen Frühling bei seiner Wiederkunft beschämen wird.

Eben der Winter ist es, der den Todstich, den wir bewohnen, zu einem der gesundesten macht; eine Betrachtung, die wir der Borschung schuldig sind, und die, so wichtig sie auch ist, uns vielleicht noch nie beschäftigt hat. Sind nicht die heißen Länder weit mehr ansteckenden Krankheiten ausgesetzt,



geseht, als diejenigen, die eine mäßige Sommerhize haben, und davon durch den Frost des Winters wieder abgekühlet werden? Bringen wohl die Menschen in jenen ihr Leben so hoch, als wir in unsern Gegenden? Haben sie die Stärke und Festigkeit der Leiber, die wir besitzen? Und sind ihre Fortpflanzungen so zahlreich, als die unsrigen? Lauter Vorzüge, die uns der Winter vor den Bewohnern der heißen Erdstriche giebt. Und lehrt uns nicht die Geschichte, daß ganze Völker aus Norden herausgegangen sind, und gleichsam durch ihre Ueberschwemmungen verhütet haben, daß die übrige Welt nicht entvölkert würde? Würden wir nicht, wenn nicht der Winter unsre Gegenden wieder erfrischte, von einer ewigen Hitze gedrückt werden, und in einer unbesiegbaren Mattigkeit liegen? Würde nicht die ganze Seele schlaf sein? Würde nicht hin und wieder eine Krankheit ihr tödliches Gift ausbreiten, die zärtlichsten Familien zertrennen, und unsre Wohnungen ausleeren? Dürfen wir uns wohl noch bedenken, den Winter als einen Freund unsers Vergnügens, und unsrer Zufriedenheit anzusehen, und der Vorsehung zu danken, daß sie uns in einen Erdstrich geseht hat, den er mit seinen Vortheilen erfüllet?



Noch eine Anmerkung für das andre Geschlecht besonders! Werde ich nicht vielleicht unsre Schönheiten dadurch am leichtesten für den Winter gewinnen, wenn ich ihnen sage, daß er der Vater ihrer Schönheit ist, und ihnen die reine, mit lebhafter Röthe vermischte Weiße der Haut gibt, wodurch sie das Vergnügen haben, ihren Liebhabern und sich selbst zu gefallen? In der That, wenn ihr eignes Auge, indem sie um den blendenden Arm den Schmelz der Perlen legen, oder ihre Haarlocken vor dem Spiegel raustern, bei ihrer weißen und zarten Haut verweilt, wenn sie sich nicht ohne eine heimliche Bewunderung betrachten können, und gegen fremde Dürcke als Zuschauer locken; fällt ihnen denn wohl ein, daß sie dem Winter diesen Theil ihrer Reize zu danken haben? Und darf er wohl wohl rauh heißen, da er so viel Verdienst um die Verschönerung unsrer Damen hat? Wenn er nicht unsre Gegenden besucht; wie manches seine Gesicht, und wie manche liebliche Brust würde ihre reizende Weiße mit einer gelben oder schwarzen Farbe verwechseln müssen? Und wie würden unsre Jünglinge in die Seuffer ihrer Schönen girren? Oder sie müßten den Geschmack eines Afeitances haben.

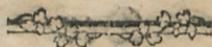
Der
Winter.

Sechste Betrachtung.

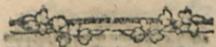
Siehe fangen die Wolken, nachdem sie einige Tage hinter einander dunkel am Himmel aufgehümt gestanden, unter der Ruhe der Winde an, das schönste Schauspiel des Winters zu bilden, und der Erde eine andere Gestalt zu geben. Wie still ist die Luft! Wie tief das umher verbreitete Schweigen, womit alles auf das Wunder zu warten scheint, das die Natur zu bilden beginnt! Indem die in der Höhe versammelten runden Dunsttheilchen nach den bekannten Gesetzen frieren, so schießt der verdünnte Salpeter an, der in der Luft, vermischt mit den Feuchtigkeiten, umherschwimmt, und empfängt die Gestalt eines kleinen Spießes, der sechseckigt gebildet ist; während daß sich viele solche kleine Spießchen an einander setzen, werden die Wassertheilchen,

F

hen,



chen, die sich zwischen ihnen befinden, hart, und nehmen die Bildung des Salpeters an; daher die sechsseitigen Flocken, oder die kleinen gefrorenen Reife, die aus geraden Spitzen bestehen, an welchen sich auf beiden Seiten herunter kürzere Spießchen anschießen, deren Gestalt aber oft von hinzustößenden Winden verändert wird; dünne und breit sind diese Flocken, und folgsam jedem Hauch der Luft flattern sie mit einem sanften Spiel herunter. Sind sie nicht von der mächtigen Hand der Natur nach dem getauesten Ebenmaße gebildet? Wie wunderbar würde uns nicht ihre Schöpfung aus einem Dunsttheilchen vorkommen, wenn wir sie nicht jährlich sähen? Wie schnell und unbemerkt geschieht sie nicht? Und wie unendlich ist nicht die Zahl der Flocken, die aus der Luft herabwallen? Einige voraneisende Flocken irren zerstreut vom trüben Himmel herab, und verkündigen den weißen Regen, der dem Erdboden eine neue Decke geben wil, zwar nicht so mannichfaltig anmuthig, als das Kleid des Frühlings, aber wohlthätig und schätzend, wider die Kälte. Nun fallen sie häufig, und gleichsam in einem beständigen Ausfluß herab, flattern, gleich abgeweheten Blüten der Frucht bäume,



bäume, unter einander durchkreuzend umher, und nähern sich nach manchem umherwirbelnden Spiel der Erde. Nun kleiden sich die Hügel, und Wälder, und Gefilde in eine schimmernde Weiße, und die dunkeln Flocken in der Landschaft fangen an einen blendenden Schmuck anzunehmen. Alles geht in Licht und Heiterkeit über; und das Auge wird bei den Strahlen der Sonne von der allgemeinen Klarheit der Natur geblendet. Noch immer sinken die wallenden Flocken, drücken das stroherne Dach der Landhütten, beugen die schlanken Nester der Bäume, ebnen das niedrige Thal, und häufen hin und wieder manchen weissen Hügel auf, bis alle Farben und Gestalten in der Landschaft verschwinden, und die weite Erde einer gleichförmigen Wildniß gleicht. Wie angenehm ist nicht die heitere Verwirrung, worin alles unter einander liegt? Wie bald legt nicht der fallende Schnee ohne Sturm und Geräusch das ganze Land in die winterliche Kleidung? Und welches unerwartetes Schauspiel ist es nicht oft für das Auge am Morgen, wenn es die Sonne gleichsam über eine andere Erde aufgehen, und ein blitzendes Licht über die weissen unermesslichen Decken von Schnee werfen sieht? Wie unkenntlich



sind Wald und Berg und Dörfer in der ungestalten Veränderung geworden? Wie sind alle vorigen Scenen verschlungen? Und was für eine neue Welt zeigt sich den erstaunten Blicken? Die Heerden, die der sanfte Flockenregen auf dem Felde übereilt, kehren Blicke vol stummer Betrübniß gen Himmel, suchen noch eine Weile haß vom Schnee bedeckte dürre Kräuter, und irren, wenn sich die Weide völlig verschließt, in einer traurigen Zerstreuung dem Dorfe zu; der Hirt schleicht langsam hinter ihr her, Flocken versilbern seine Haare, das noch kein Alter gefärbt, und läßt sein Vieh durch sorgfältige Pflege den Winter vergessen, indessen daß der geduldige Ochse, ganz mit der weißen Last bedeckt, aus dem Walde den schwer beladenen Wagen zurückführt, und Holz zur Erwärmung der Hütte bringt. Dann erhebt er kläglich ein dumpfes Gebrül, und erinnert seinen unachtsamen Herrn, ihn nicht länger der kalten Luft auszusetzen.

So ist die Natur zu allen Jahreszeiten unerschöpflich an Erfindungen, den Nutzen und das Vergnügen der Menschen durch unmer abwechselnde Auftritte zu befördern; und wer darf es ihr vorwerfen, daß es dem Winter an Männlichkeit

faltig:

fastigkeit ergößender Schauspiele fehle? Wie
 muß sich nicht alles unter ihrer schöpferischen Hand
 bilden? Wie viele Gestalten läßt sie nicht das
 Wasser annehmen? Bald formet sie es in einen
 feinigsten Hagel, der auf den Dächern schmerz-
 tert, und auf der Gassen rasselt; bald verhärtet
 sie es in starres Eis, und pflastert die wildesten
 Ströme; bald verwandelt sie es in einen leich-
 ten Reif, der die Landschaft überhüllt, und
 bald in unzählige Flocken, die alle Fluren mit
 einer einfarbigen Gestalt überziehen. Und wie
 sehr sind nicht diese mannichfaltigen Abänderun-
 gen sowohl für die Bedürfnisse, als für die Ver-
 zierungen der Erde gemacht? Können wir die
 Schauspiele, die der Winter aus dem Wasser
 und Dünsten bildet, gleichgültig ansehen, da sie
 so viele Anmuth für das Auge haben?

Er deckt den donnernden Strom mit diamant-
 nem Schilde,

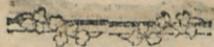
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,

Beblümt die Felder mit Reif, belaubt die Wälder
 mit Flocken,

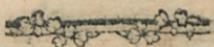
Und füllt mit Silber das offene Thal.

Hamler.

Zwar scheint die Erde oft noch unwillig zu sein, die
 weißen Hüllen des Winters zu tragen, und feuch-



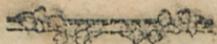
te Westwinde und Regen zerschmelzen bald wieder die ersten Lagen von Schnee. Dann verschwindet die blendende Gestalt des Felbes; die Landschaft wird mit schwarzen Flecken gezeichnet; die Bäume triefen; die Flüsse trüben sich, und schwelgen über ihre Ufer hinaus; die Hügel geben den Thälern Vöche, und die Tiefen schlagen Wellen. Bald aber vereinigen sich Frost und Schnee wieder, die Erde zu härten, und sie mit einem blendenden Gewande zu belegen; die Flocken fallen wieder unzählbar, und häufen sich in dicken Lagen, die jede kalte Nacht befestiget, daß der Schlitten leicht über sie dahinfliehet, und sie laut unter dem Fuße des Gehenden knirschen. Eine einzige Stunde giebt der ganzen Erde ihre weisse Tracht wieder, und die vom raschen Frost überelkten Feuchtigkeiten bilden hin und wieder manche seltsame Gestalten, bei welchen das Auge nicht ohne Belustigung verweilt. Die Wälder seufzen unter der kalten Last des Schnees, oder schütteln ihn als einen weissen Staub mit einem hohen Klauschen dem Nordwinde hin; braun erheben sich dann ihre kahlen Nester, die bald wieder mit Reif versilbert, und mit Flocken beladen werden. Wenn die Mittagssonne ihre heitern Strahlen



Strahlen ausbreitet, wie blizet dann nicht die weite Gegend, die mit Edelsteinen überstreut zu sein scheint? Wie angenehm färbt sich nicht der Himmel mit einem hellen Blau, und locket jedes Auge, sich an seinem Anblick zu ergötzen? Wie vergnügt verfolgt nicht der Fußgänger die weiche Straße, und besüßet, von der Kälte erfrischt, seine Schritte, indes daß er mit beiden Händen den rauchenden Aethem auffängt, oder die Lippen bedeckt, oder pochend sich um die Brust schlägt, um dem Eindringen der kalten Luft zu widerstehen?

Der Schnee ist die beste Decke, die die Natur dem Korn, und Pflanzen, und Bäumen wider die schädliche Schärfe des Frostes hat geben können. Wenn er gleich dem Ansehen nach kalt ist, so beschützt er doch die Erde vor der Kälte der Winde, erhält in ihr die nöthige Wärme zum Trieb des Samens, und schließt ihn durch seine salpetrische Feuchtigkeit auf. Was für eine Sorge! Falt hat also nicht der Winter für die Beförderung unsrer Nahrung auf das künftige Jahr, indem er durch den Schnee unsre Fruchtbäume und Saaten, die Hoffnung des Landmanns, vor dem verderblichen Froste bewahret? Wie wirk-





sam ist nicht die Natur, wenn sie zu ruhen scheint, und wie bedachsam für die Bedürfnisse der Zukunft? Wenn sie in den Tagen, wo die Erde eine ungestaltete Wüste scheint, mitten unter den tiefen Schneehügeln, unsre Nahrung für die kommenden Monate bereitet, wenn sie in so vielen verborgenen Winkeln, unsern Blicken, und unsrer Aufmerksamkeit unbekannt, für uns fortarbeitet, und unsre Mitwirkung, unsre Erfindsamkeit, und unsre Arbeiten nicht verlangt; sollten wir uns alsdenn noch bedenken, eine weise und wohlthätige Vorsehung zu verehren, und ihr in allen unsern Angelegenheiten zu vertrauen? Aber nicht bloß zur Erwärmung, auch zur Befruchtung bedeckt der Winter den Erdboden mit Schnee, der, wenn er aufgelöst wird, weit vortheilhafter, als Regen und alle übrige Düngung ist. Wenn ihn die Sonne mit starken Strahlen erweicht, oder er durch eine gelinde Witterung zerfließt; so senket sich seine nährende Feuchtigkeit tief in die Erde hinein, und füllet die Saftrohren der Pflanzen mit Leben, und mit der Kraft eines schnellen und fruchtbaren Wachsthumts. Erwartet nur die Wiederkunft des Frühlings, so wird das Thal, das jetzt in
einer



elcher einförmigen Weiße hoch mit Schnee angefüllt liegt, in einem fetten Ueberfluß von Gras und bunten Blumen grünen, und oft unter der Sichel des Landmans tönen, indes daß sein benachbarter Hügel den Schaaßen nur eine dürftige Weide gibt.

Aber nicht bloß von der Seite des Nutzens dürfen wir den Schnee betrachten. Die gütige Natur hat außer unsern Vortheilen auch unser Vergnügen bei ihren Einrichtungen zur Absicht, und dieses Vergnügen darf nicht erst aus der Betrachtung unsers Nutzens fließen; es bietet sich auch ohne sie unsern Sinnen, und unsrer Einbildungskraft an. Wie heiter und wie erfreuend geht nicht die Morgenröthe über die beschneite Landschaft auf, und scheint nicht ihr hellerer Purpur die Tage des Sommers zu übertreffen? Wie spielet nicht ihr Glanz über die weißen Flächen, indes hin und wieder ein feuchtes Gewebe der Nebel sich trennt, oder ein dunkler Dampf aus den Landhütten emporwallend verfliegt? Allein, welches Schauspiel kan schöner sein, als wenn die Sonne von der weißgekleideten Erde Abschied nimmt? Indem sie in Westen unter dem Gefolge brannender Wolken hinabzieht, so fangen die mit

22111

F 5

Flocken



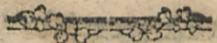


Flocken bestreuten Hügel an zu erröthen; die
 helbe Uebergiedung lauft von Berg zu Berg, und
 von Wald zu Wald, bis die weite Landschaft ih-
 ren Schnee mit einem heitern Purpur färbt, und
 die weisse Welt sich endlich zu einem strahlenden
 Feuer zu entzünden scheint. Allmählich verlischt
 die blendende Klarheit wieder; die leuchtende Rö-
 the des Schnees geht in eine matte Dämmerung
 über, und das Schauspiel, das unsre Augen ent-
 zückte, ist eben so flüchtig, als es prächtig war.
 Wenn bald darauf der Mond aus der stillen Höhe
 sein silbernes Licht auf die mit Schnee überdeckte
 Erde wirft; welcher Anblick, welche sanfte Er-
 leuchtung; und welche angenehme Vertheilung
 der Schatten! Schwarz fallen sie von Dämmern,
 von Häusern und Hügeln auf die weisse Fläche,
 und indem sie einige Gegenden verfinstern, so er-
 heben sich andere in einer silberfarbenen Erleuch-
 tung, und ein beständiges Licht scheint von den
 Feldern Besitz genommen zu haben. Still ver-
 breitet indessen der Frost seine mächtigen Einflüs-
 se; kein Hauch der Winde läßt sich hören; die
 weite Schöpfung ruhet; aus den Landshütten schim-
 mern einige blinkende Kerzen mit dem Auge ent-
 gegen, indem an dem hellen Gewölbe des Him-
 mels



mels ein Stern nach dem andern hervorblickt; und wo die Stürme den Schnee von der gefrorenen See verjaget haben, da spiegelt der Mond sein blaßes Antlitz. Welche sanfte Belustigungen für das Auge!

Indem der Schnee dem Landmann seine Fuhren erleichtert, so ladet er die Jugend der Städte zu frohen Schlittensfahrten ein, einem Vergnügen, um welches vielleicht manche junge Schöne den flockenreichen Tagen entgegen seufzt. In der That, da jede Jahreszeit ihre eigenen Annehmlichkeiten und Ergößungen hat; so nimt unter den Lustbarkeiten, die besonders dem Winter eigen sind, die gesellschaftliche Schlittensfahrt eine vorzügliche Stelle ein. Wenn der verabredete Tag anbricht, wie eilt alsdenn nicht der erste Blick der Schönen, für welche er ein Fest ist, dem Strahl der Morgensonne entgegen, und forscht nach der gewünschten Witterung? Der Himmel begünstiget ihre Erwartungen, heitert sich mit ungewohnter Klarheit, und Amors verschließen die rauhen Winde in ihren Höhlen, um der zarten Haut der Schönen zu schonen. Nun schmücken sie sich zu der Last des Tages vor dem immer gefälligen Spiegel, nicht mit dem leichten Gewande, worin die gaukelnden
Früh;



Frühlingsweste schießen; sondern ein schützender Pelz wälzet sich um den reizenden Leib, und decket die schlagende Brust, die weiche Hand verkrümmt sich in einen Muff, alle schönen Glieder werden sorgfältig verwahrt, nur das Gesicht bleibt frei und unverhüllt, um, wohin die Fahrt auch geht, Heiterkeit unter den Zuschauern zu verbreiten. Die frohe Gesellschaft versamlet sich; und ein lautes Gepränge belebt schon die Gassen; Paar auf Paar, so wie es Bekantschaft und Liebe verbindet, besetzt die wartenden Schlitten; der Jüngling schwingt hinter seiner Dame muthig die Peitsche; der Zug geht fort; die Musik ertönt; die Kasse, mit stolzen Federbüschen geschmückt, wiehern in das Geklingel ihrer Schellen, und scheinen an der Freude Theil zu nehmen; ein rauschender Schlitten verfolgt den andern, und so fliehet die vornehme Jugend aus den Thoren der Stadt, indeß daß uneingeladene Mäztronen mit mürrischer Stirne aus dem Fenster nachgucken, und neidisch auf die Wollust und Eitelkeit ihrer Zeit schmählen, oder klügere Mütter den Geschmack und den Anstand bei der Lustbarkeit billigen. Die fröhliche Fahrt schwärmt in einer langen Reihe über die geebneten Straßen, und

und erreicht bald ein entferntes Dorf; der Bauer, vom Lärm aus seiner Hütte hervorgerlockt, wundert sich über die unerwartete Erscheinung, lächelt ein wenig, und macht die schimmernden Pelze zum Gespräche des Tages; den Damen wället das Herz vor Vergnügen, und eine feischere Anmuth der Nöthe ergießt sich über ihre Wangen; dann kehren sie die anfolgenden Reize des Gesichts dem hinter ihnen sitzenden Geliebten zu, jeder Blick und jede Mine fängt an zu reden, und der Mund setzt ihre Gespräche fort. Oft, sagt man, sollen sich die Liebesgötter bey der Lustfahrt einfänden, sich schalkhaft in den Pelzen der Schwestern verbergen, und den Jüngling kühn machen, Küsse zu rauben; allein ich weiß es nicht gewiß, und wenn ich es auch wüßte, so wolte ich doch nicht gerne ein Verräther sein, und es der Welt wieder sagen, noch mancher Mutter Verdruß oder Meid erregen. Nach langem Umherjagen komt die vergnügte Gesellschaft wieder in die wartende Stadt zurück, und belebt sie vom neuen; auf beiden Seiten der Fahrt steht eine Reihe des Volkes, und Freude ist auf jedem Gesichte; oft mustern die Zuschauer die schönsten Damen aus, und preisen ihre Begleiter glücklich. Oft aber kehrt



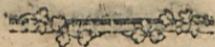
kehrt die frohliche Fahrt erst am dunkeln Abend in die Stadt zurück, und erfüllt die Gassen mit der flatternden Erleuchtung der begleitenden Fackeln; dann schwärmt sie unter Licht und Dampf mit einem rauschenden Gebränge auf und nieder, bis die leichenden Pferde ermüden, oder die StraÙe schlägt, die die Gesellschaft zum Schwanz und Ball ruft. Mit einem heimlichen Wohlgefallen an der Luft des Tages steigen die Schönen aus den Schlitten; in ihren Aßern waltet neue Munterkeit, und auf ihren Gesichtern glüht eine erfrischte Farbe; die belebte Einbildungskraft erhält ihnen die Bilder des genossenen Vergnügens, und wiederholt ihnen dadurch gleichsam auf eine Zeitlang den Genuß.

Wie viele Nannuth hat nicht die Schlittenfahrt, auch wenn sie außer zahlreichen Gesellschaften angezettelt wird? Und wie vielen Vortheil verschaffe sie nicht der Gesundheit, indem sie die Seele mit einem neuen Gefühl der Freude belebt? Man entferne von ihr Pracht und Aufwand; wird sie nicht noch immer für den Bewohner der Stadt, der gerne freie Luft schöpft, und für den Weisen auf dem Lande, der in seiner Einsamkeit oft eines Zeitvertreibs bedarf, eine gute Belustigung sein? Und



Und ist sie nicht der Natur der Jahreszeit gemäß, da sie uns weit geschwinder, als jede andere Fahrt im Winter, von einem Orte zum andern bringt, und uns eine kürzere Zeit der Kälte aussetzt? Und wie angenehm ist nicht die Freiheit, bald nach dieser, bald nach jener Gegend fahren zu können, ohne in den gewöhnlichen Gränzen der Straßen eingeschlossen zu sein, und das Land auf allen Seiten zu betrachten, ohne daß uns hier eine grasvolle Wiese, dort ein bepflügter Acker, oder ein Feld mit reifem Getraide zurückhält? Dann ist es ergötzend, die winterlichen Gegenden zu überschauen, und die mannichfaltigen Gestalten, unter welchen die Hügel und Wälder und Dörfer erscheinen, sie bald im heitern Schnee schimmern, bald im Nebel und Rauch halb undämmert liegen zu sehen, die Farben der Wolken, und ihre veränderlichen Bildungen zu betrachten, oder den Strom mit einem dumpfen Getöse unter dem Eise murmeln zu hören. Dann samlet sich die Einbildungskraft Bilder auf Bilder, und setzet, oft von der Natur genährt, ein neues Gemälde des Winters zusammen, das der Mahler auf gespannter Leinwand mit Farben, und der Dichter mit Worten

ten



ten ausdrückt. Denn auch die richtig gezeichnete Rauigkeit der Natur gefält; und welches Auge verweilt nicht gerne bei dem Anblick der Wintergemälde, die wir einigen niederländischen Künstlern zu danken haben? Und wer hört nicht vol Bewunderung den Dichter, den die Natur zu ihrem ersten Sängern bestimmte, den Winter mit der Stimme der Sturmwinde und mit dem wilden Geräusch der Fluthen besingen?



Der

Winter.

Siebente Betrachtung.

Wenn ein tiefer Schnee auf den Feldern liegt, sagt Virgil, und die Flüsse sich beeisen, dann ist es Zeit, dem Hirsche Netze zu stellen, und den langohrichten Hasen zu jagen. Wie viel Angenehmes hat nicht für Menschen der Winter, weil er ihm das Vergnügen der Jagd anbietet, ein Vergnügen, das dem männlichen Geschlechte eigenthümlich gehört? Und wer nimmt jetzt nicht gerne die freundschaftliche Einladung zu dieser rauhen Ergözung an?

Kom mit mir in der eben Fluren
Bereiftes Gras,
Wetfolg mit mir des Wildes Spuren
Im Wald von Glas.

3

Und



Und hör des Hains Gewebe schallen,
 Wenns Horn erwacht,
 Und sieh von hohen Bergen fallen
 Die schnelle Jagd.

v. Kleist.

So schützt denn nichts die wilden Geschlechter der
 Thiere gegen die Gewalt der Menschen; selbst
 die Raubigkeit der Luft hält ihre Feinde nicht zu-
 rück, und der Schnee, der ihre Nahrung ver-
 schließt, wird auch ein Verräther ihrer Spuren.
 Und da die Natur sich wider sie erkohrt zu haben
 scheint; so ist auch der Mensch auf ihren Tod er-
 findsam, und für sie fürchterlicher, als die Jah-
 reszeit, daß weder ihre List, noch die Schnellig-
 keit ihres Laufes, noch die Höhe ihres Fluges,
 sie vor seinen Nachstellungen in Sicherheit setzen
 kan. Indem ein zerstreuter Haufe von Vögeln,
 auf den nackten Nestern in einsamer Betrübniß
 sitzt, bald in matten Wirbelungen Klagen über
 die Unfreundlichkeit des Jahres ausschüttet, und
 den erstorbenen Bäumen seinen Kummer vorseuf-
 zet, bald wieder zu einem tiefen Schweigen ver-
 stummet; so blitzt das Feuerrohr aus verborg-
 nem Hinterhalt auf die kleine blöde Schaar, und
 getroffen sinkt sie unter davon stäubenden Federn
 todt

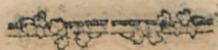
todt zur Erde herab, vielleicht eine flüchtige Fas-
 milie, die schon anderstoo vom tödlichen Knal-
 len weggeschreckt ward, und hier eine Freistadt
 zu finden glaubte. Da liegt nun das Mädchen
 bei seinem Weibchen, durch einen gleich blutigen
 Tod vereint; sie, die wenn sie einander von ber-
 laubten Zweigen ihre Liebe entgegen sangen, oft
 den Dichter zu frohem Gefühle reizten, oft eine
 junge Phantasie belebten, oder dem stillhorenden
 Mädchen einen zärtlichen Scufzer entlockten;
 da liegen sie nun, ein Opfer des menschlichen
 Zeitvertreibs, oder Habsucht, und kein Frühling
 wird ihre verliebten Melodien wieder hören.
 Oft, wenn das Paar getrent wird, und indem
 eins todt auf den Boden fällt, das andere dem
 Schiffe entfliehet; in welcher ängstlichen Verwir-
 rang starrert es denn nicht von Baum zu Baum,
 finlos und betäubt vom überraschenden Knal, su-
 chet umsonst den geraubten Garten, und zwit-
 schert den ganzen Winter hindurch in lauter
 Trauertönen, länger und ernstlicher, als unsre
 Witwen? Warum verfolgen wir oft mit so viel
 lein Bemühen, und mit so vieler Wuth diese klei-
 nen Wüterchen, die uns niternals geschadet, und
 die ein so unerheblicher Gewin für uns sind?



Ist der Tod ein würdiger Lohn für ihre holden Lieder, und für die angenehmen Empfindungen, die sie uns dadurch erweckten? Wie wenig befürchteten sie von uns, da sie sich oft über die Nähe des Menschen zu freuen schienen, und desto frohlicher sangen? Und wie wenig sollten sie auch den scheuen, dem sie einen Theil des Jahres vorzöhen? Dringen wir uns nicht selbst unanßer Vergnügen, wenn wir dem Walde seine Sänger rauben? Wenn wir da, wo sie uns oft in Menge entzückten, bei der Zurückkunft des Frühlings nur wenig Stimmen hören, müssen wir uns alsdenn nicht selbst unfre Raubfuchtworfen, und den Geist der Verwüstung, mit dem wir in den Wäldern umherstrichen?

Mit mehrerem Rechte scheint sich die Jagd auf andre Thiere zu erstrecken; aber noch immer ist das Eigenthumsrecht, das der Mensch über das Wild hat, und das Vergnügen in der Verfolgung, es in seine Gewalt zu bekommen, mit einer gewissen Grausamkeit vermischt. Die Nützlichkeit der Thiere, und die Nothwendigkeit ihres Todes, wenn sie uns in dem Grade brauchbar werden sollen, als es ihrer Natur nach möglich ist, vermehrt die Rücksichtlichkeit
ber





der Jagd; vernehmlich aber wird sie eine Pflicht, wenn uns die Menge der Thiere schädlich werden würde, und ihre Verringerung für uns vortheilhaft ist. Leicht aber, und plötzlich sei der Tod der Thiere, die uns nicht anders als durch ihren Untergang nützlich werden können; dies ist die Forderung der Billigkeit, wenn sich noch eine Billigkeit bei dem Tödten finden kan.

Aber, stellt uns wohl die tobende Zwangsjagd den Menschen als den weisen Herrn der Geschöpfe vor? zeigt sie uns ihn nicht vielmehr als einen Tyrannen, der wüthender, als das wildeste Thier, ist? Wenn ein Schwarm von Keutern durch Thäler und Gebüsche und Einöden fliehet, das laute Getöse der Hörner die Luft erschüttert, die Feuertöhre donnern, das Geschrei der Hunde, mit menschlichen Stimmen vermischt, umherschallt, und der ganze Wald und alle umliegende Hügel von dem wilden Lärm erbeben; sollte man, wenn man es nicht zu seinem Misvergnügen nothwendig wissen müßte, alsdem wohl glauben, daß sich vernünftige Menschen um nichts Wichtigers bemühen, als einen furchtsamen Hasen, zu tödten? Um ein fliehendes Reh die Ruhe der Natur und der Dörfer zu stören?





Es nicht durch einen tödlichen Qual, sondern durch die Angst und Ermüdung einer langen Flucht zu erlegen? Es endlich leidend dahinstürzen, und röchelnd und unter schmerzhaften Verzuckungen den lang gedängigten Geist von sich geben sehen? Und hievon nicht gerührt werden, nicht eine Erinnerung des Mitleidens im Herzen empfinden? Dies eine anständige Ergötlichkeit nennen, und junge Fürsten, um sie zu Tyrannen ihres Volkes zu machen, daran Theil nehmen lassen? O ihr guten Menschen, die ihr euch eben so wenig auf den Ruhm, als auf das Gefühl der Menschlichkeit verachtet, seid ihr wohl der Geschöpfe werth, wenn ihr nur ihre Verwüster, ihre grausamen Verfolger seid? Und wenn eure Macht nur die Plage der Thiere ist, so höret auf, euch der Vorzüge der Herrschaft über sie zu rühmen. Wie sehr erniedrige nicht ein solches barbarisches Vergnügen den Menschen unter seine Würde? Mißht er sich nicht dadurch mit den Raubthieren in Gesellschaft, oder macht sich ihnen ähnlich? Und wenn jene wild umherstreichen, treibt sie alsdenn nicht ein harter Hunger und ein gefühlloser Mangel, der sie zum Raube berechtigt? Und schleichen sie nicht unter

unter der Dunkelheit der Nacht mit einer gewissen Furchtsamkeit umher, da hingegen der Mensch den Tag zum Zeugen seiner Grausamkeit macht, und sich nicht scheut, aus den Martern unschuldiger Geschöpfe ein öffentliches Gedränge zu machen? Gern sollte man von dieser Tölpelheit unserer Zeit, die noch manche barbarische Sitten hat, schweigen, wenn es nicht eine Pflicht wäre, auch einmal für die stummen Thiere zu reden, und den Menschen, der nur sie zu plagen geboten zu sein glaubt, zu beschämen, wenn man ihn auch nicht erweichen kan. Und wie elend ist nicht der Triumph über ein armes fliehendes Thier? Ist er der vielen Bemühungen, des Ruhms und der Glückwünschungen vernünftiger Wesen werth? Was für ein armseliges Verdienst ist es nicht für einen Herrn vom Stande, keine andre oder keine größere Geschicklichkeit besitzen, als einen Hasen zu schießen? Und dürfen wir den Landjunker beneiden, der es für seine einzige Bestimmung ansieht, sich sein ganzes Leben hindurch mit wilden Thieren zu schlagen? Für andre von besserem Gefühle mag diese Betrachtung sein. Wenn ein von der Herde abgeschnittener Hirsch, von dem ganzen wilden



Lerm der Jagd verfolgt, ängstlich durch Wälder
 der fliehet, über ferne Thäler und Klüfte setz,
 wenn weder Gehölze noch Moräste noch Einsen-
 den ihm eine sichere Zuflucht eröffnen, und ein
 gewisser Tod auf ihn wartet, wenn die Angst
 sein schlagendes Herz ergreift, und er bald krafe-
 los dahinstürzt, bald sich in der Verzweiflung
 wieder aufrafft, einige Schritte forttaumelt,
 und athemlos starr, wenn der tief ausgepreß-
 te Schweiß auf allen Seiten herabtröpfelt, und
 Thränen aus seinen beiden Augen fließen, wenn
 er, indem er ächzend daliegt, von einem
 Schwarm von Wuth erhitzter Hunde überfallen
 wird, die ihm überall blutige Wunden beißen,
 unter welchen er mit einem Mächeln stirbt, wor-
 über die nahen dürrn Gebüsch mitleidig zu
 seufzen scheinen; sollte denn noch ein menscht-
 ches Herz ungerührt bleiben können? Wie be-
 redt fordert nicht die klagende Stimme der Na-
 tur uns unser Mitleiden ab? Wie eindringend
 ist nicht der Anblick der Angst, der Verwir-
 rung, der Verzweiflung, und der vom Gefühl
 des Todes erregten Krümmung, und der er-
 härmlichen Zuckungen eines sterbenden Thieres,
 eines schönen, edlen und unschädlichen Thieres,
 eines

eines Thieres, von seinem eigenen Herrn, dem Menschen, unter dem Beistande wüthender Hunde übermannt, und grausam gequält? Sollte uns eine solche Scene nicht bewegen? Nicht die Empfindung der Thiere im Tode einen tiefen Schauder und Mitleiden erregen? Nicht schon der Gedanke der Vernichtung eines Geschöpfes, das eben sowohl als wir den Schmerz empfindet, und den nahen Tod scheut, der Vernichtung einer thierischen Seele rühren? Wenn ja der Tod der Thiere nöthig ist, sollten wir denn nicht, von einem herzlichen Mitleiden durchdrungen, ihn beschleunigen und leichte machen, und ihnen den selben weder lange fürchten noch empfinden lassen? Und kan das Töden der Thiere eine des Menschen würdige Ergözung sein? Wohlthun, nicht aber Verderben, bringt ein wahres Vergnügen ein; zu theuer, zu theuer, ihr jagdbegierigen Jünglinge, ist jede Lust, die mit dem Tode eines unschuldigen Geschöpfes verkauft wird.

Noch einige Bemerkungen verdienen hier eine Stelle. Berwidern nicht durch die Jagdsucht die Sitten, und vergesellschaftet sich nicht mit ihnen eine gewisse Rauigkeit der Lebensart,



die manchem zur Empfehlung bei der Welt ge-
 wiß nicht vortheilhaft ist? Man wird es schon
 einsehen, daß dies nicht von einer mäßigen Jagd-
 liebe, sondern von der wilden Begierde, täg-
 lich die Thiere zu verfolgen, zu verstehen sei.
 Man nehme zum Beispiel, weil man vielleicht
 schon von selbst daran denkt, einen Landjunk-
 er, der keinen andern Beruf hat, als den ganzen
 Tag über in den Wäldern herumzustreichen.
 Man bringe ihn in eine feine Gesellschaft. Was
 für eine Erscheinung für sie und für ihn! Die
 Damen stecken die Köpfe zusammen, und was
 ihnen sonst so unnatürlich ist, die schalkhafte
 Spatzbegierde breitet sich auf allen Gesichtern
 aus. Nach einem kölpischen Hereintritt mur-
 melt er unverständliche Töne, die man ein Com-
 pliment heißt, her, und ein mühsames Krüm-
 men seines steifen Rückens legt ihnen etne Be-
 deutung bei; schon ist er durch die feine Man-
 nier, und durch die artigen Ausdrücke, womit
 man ihn empfängt, verwirt, und er weiß weder
 wo er die Hände hinstecken, noch wie er den Fuß
 stellen sol. Die ganze Versammlung schwingt vor
 seinen Augen; so bestürzt ist er. Man bietet
 ihm einen Stuhl an; aber er will sich nicht setzen,

so

so oft man ihn auch darum bittet, weil ein falscher Wohlstand ihn gelehret, daß er sich oft müßig nöthigen lassen. Endlich, nachdem man lange die Bitten verschwendet, setzt er sich auf den Stuhl, der unter der neuen Last zu knarren anfängt, und wird darüber feuerroth. Nur sehn mücket, mein guter Jochem; es wird schon gehen, Alles ist um ihn her Erwartung. Allein er sitzt so unmündig als ein Kind von wenigen Wochen da, und gafft um sich her die Gesellschaft mit dummen Blicken an. Wird er denn gar nichts reden? Hat er denn nichts gesehen, nichts gelesen? Versteht er nicht den Ton und die Unterhaltung der Gesellschaft? Die Dame, die verdamm ist, neben ihm zu sitzen, wendet sich an ihn; kurz werden ihre Fragen beneint oder bejahet, und so oft sie auch das Gespräch abändert, und hofft, daß sie ihn doch endlich auf eine Materie bringen werde, worüber er einige Sylben mehr als Ja und Nein sagen könne, so oft ist ihre artige Bemühung vergebens. Also ist er wohl für das schöne Geschlecht nicht viel unterhaltender, als der Stuhl, den er ausfüllt. Aber wartet nur; er wird schon seine Beredsamkeit zeigen. Ein Herr aus der Gesellschaft,

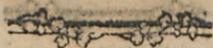
der



der ihn lange mittheilig angesehen, und vielleicht
 seinen Geschmack aus dem dummen Stillschweigen
 geschlossen, tritt zu ihm, mit der Frage, ob er ein
 Liebhaber der Jagd sei, und ob er sich schon damit
 in dieser Jahreszeit belustiget habe. Was für
 eine Verwandlung, erstaunlicher, als die mit Hyg-
 maltons Säule, geht hier vor! Auf einmal wird
 dieser Wächterling des Ninrods lauter Mund;
 hört nur, wie er seine Triumphe über die Hasen,
 Beredter, als römische Consuls die andern, erzählt,
 wie er alle Füchse nent, die er erlegt, wie er den
 Ort und ihre Größe beschreibet, wie er seine Hunde
 mit Lobsprüchen überhäuft. Nun ist er uner-
 schöpflich in seiner einzigen Materie, und erzählt
 die Geschichten der Jagd so leicht, als Fontaine
 seine Fabeln; die Damen lauschen auf das Wunder,
 das seine Lippen geöffnet, und lächeln einan-
 der schalkhaft zu, und wundern sich, wie ein uner-
 wartetes Gespräch von Hasen einen Mund berede
 macht, den alle ihre artigen Fragen, den die Fein-
 heit ihres Witzes, und das Bezaubernde ihrer ge-
 fälligen Lebensart, und ihrer Reize nicht auf-
 schließen konnten. Eile, vortrefflicher Jochem, von
 hier, wo man deine Verdienste nicht einseht, wo
 man deiner nur spottet, anstatt dich zu bewundern;
 und

und erzählte, als eine lebendige Chronik der Wälder, Hunde und Hasen, deinen Bauern deine lehrreichen und rührenden Geschichten vor, bringe sie sorgfältig deinen Junkern bei, und bilde sie nach dir selbst, damit es doch ja nicht der Nachwelt an einer so verehrungswürdigen Art von Menschen fehlen möge.

Doch laßet uns den Ton ändern. Nicht bloß die Verwilderung der Sitten, auch die Verwilderung des Herzens pflegt aus der Jagdsucht zu entstehen. Man stelle sich einen Jüngling vor, in einem Alter, das sich die Eindrücke, die es empfängt, tief und oft unauslöschlich einprägt, wie er von allen edlen Unterhaltungen eines lehrreichen Umganges mit Menschen, und mit Büchern verläßt, sich bloß mit den Scenen der Jagd beschäftigt, seinen Verstand nur mit den Vorstellungen füllt, die ihr eigen sind, nichts anders oder nichts lebhafter als seinen Gegenstand denke, kein Vergnügen höher schätzt, als Thiere zu verfolgen, und zu tödren, und damit ganze Jahre zubringt; wird man noch zweifeln können, ob eine solche Lebensart in den Kräften der Seele die schädlichste Unordnung hervorbringen werde? Muß sich nicht der Verstand die Bilder der Wildheit, der Verwüstung,



wüßung, der Grausamkeit eigen machen? Muß nicht das Herz das zarte Gefühl, womit es vielleicht gebahren war, almählich verlieren, und von allen Empfindungen, die uns zu wahren Menschen machen, entblößt, nur einen Gefallen an blutigen und verderbenden Austritten finden lernen? Und wenn man sich angewöhnt hat, gegen Thiere unempfindlich zu sein, wird man es denn nicht auch leicht gegen den Nebenmenschen sein? Nichts sollten wir sorgfältiger, als die Empfindungen des Mitleidens und der Gütthätigkeit, zu bewahren suchen, Empfindungen, die nicht weniger unsre Sterbe, als sie das Glück anderer sind.

Besonders scheint die Jagd für Leute, die in wichtigen Geschäften stehen, nicht zu gehören. Auch den Verlust der Zeit, der für sie doch allemal beträchtlich ist, nicht zu rechnen; zerstreut die Jagd zu sehr, und füttert die Einbildungskraft mit Bildern, die oft dem Verfolge der Geschäfte nachtheilig werden. Der Uebergang von ernsthaften Arbeiten des Geistes zur Jagd ist zu schleunig; und ohne Zweifel dienen sanftere Arten der Belustigung überhaupt mehr zur Erholung und Aufbeiterung des Gemüths, als die wilden und ungestümen, da sie die Seele mehr in einer gewissen Ruhe lassen.

Noch



Noch würde ich das schöne Geschlecht bitten,
zum Ruhm seiner feinen Empfindungen, dem es so
sehr verdient, nicht an den grausamen Freuden der
Jagd Theil zu nehmen:

Doch Phillis Herz erbebet

Bei dieser Luft;

Nur Zärtlichkeit belebet

Die sanfte Brust.

Diese Erklärung, womit mir Hagedorn zumbr-
kome, sol von allen Schönen gelten; und welche
von ihnen wolte sich nicht gerne selbst den Lob-
spruch eines solchen Dichters zuignen?

Allein werde ich mir icht auch wohl den Beifal
meiner Leser versprechen können, da ich ihnen das
Bergnügen der Jagd zu entreißen schein? Doch
nein, es ist die Pflicht des Moralisten, nicht die
Belustigungen seiner Mitbürger zu stören, sondern
sie nur von allen Misbräuchen zu reinigen, und
das von ihnen zu entfernen, wodurch sie entweder
der Bestimmung des Menschen nachtheilig, oder
für seine Würde erniedrigend werden können.
Man jäge also, aber als ein Mensch, der Vernunft
und Gefühl hat; man bediene sich der mit dem
Eigenthumsrechte über die Thiere verbundenen
Mittel, sie zu fangen, oder zu schießen, auf eine

weise

108





weise Art, und nur sparsam, um nicht aus der Jagd einen eignen Beruf zu machen, der wichtigeren Beschäftigungen Zeit und Kräfte, den Sitten das sanfte Wesen, und dem Herzen die menschlichen Empfindungen raubt. Man mästge das Vergnügen, das man vielleicht in der Verfolgung der Thiere empfindet, weil es almählich in Grausamkeit ausarten kan, und man suche sie mehr in der Absicht, um sie nach dem Wink der Natur für seine Bedürfnisse zu nützen, als sich an ihrem Aufjagen zu belustigen. Man überlege, daß die Jagd immer nur eine rauhe Lust gewähret, und daß uns unsre Zeit eine Menge weit anständigerer Ergänzungen anbietet; und man vergesse endlich nie zu bedenken, daß es der geringste und unedelste Gebrauch von unsrer Vernunft ist, wenn wir sie nur zur Bezwingung der Thiere anwenden.



Der

Winter.

Achte Betrachtung.

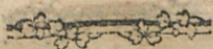
Siehst du, wie sich die Berge umher mit
hohen Schnee erheben, wie die Wälder
der kaum mehr die weiße Last, wor-
von sie gedrückt seuffzen, tragen können, und
wie die Flüsse vom scharfen Frost in ihrem Lauf
erfarrert sind? Betrachte die Kälte, Freund;
lege mehr Holz zum wärmenden Camin, und
trage reichlicher guten alten Wein auf. Ueber-
laß den Göttern das übrige. So bald sie
den Kampf der Winde auf dem brausenden Meer
stillen, so bewegen sich nicht mehr die Cy-
pressen, noch die alten Hagebüchen. Forste
nicht darnach, was morgen geschehen wird, und
zähle jeden Tag, so wie ihn das Geschick gibt,
zu deinem Gewin. Bewachte in deiner Jugend
weder die süße Liebe, noch den Tanz, so lange



„die frische Stirn noch nicht vom mährischen Me-
 „ter geranzelt ist. Jetzt laß uns die Orter bez-
 „suchen, wo sich die Jugend ergötzt, und zur ge-
 „setzten Stunde das vertrauliche Gespräch gegen
 „den Abend wieder anfangen. Jetzt laß uns ein
 „scherzhafteß Spiel mit Mädchen erneuern, die,
 „indem sie sich schalkhaft im Winkel verbergen,
 „sich durch ein angenehmes Lachen verrathen, muth-
 „willig zum Tändeln locken, und sich vom falsch
 „stehenden Arm und Finger gerne Bänder und
 „Dinge entkämpfen lassen.“

Soraz.

Könte ich, indem ich von der Geselligkeit im
 Winter, und von den Vergnügungen, die sie zu
 befördern pflegt, zu handeln anfange, einen bes-
 sern Eingang nehmen, als mit dieser Ode eines
 Dichters, der seine Freunde zum frohen Genuss
 des Lebens ermunterte, wenn der Frühling das
 Feld verjüngte, und wenn der Winter die Flüsse
 verhärterte, eines Dichters, der die Freude in
 allen Jahreszeiten fand? Und sel das Vergnü-
 gen des Weisen an einem Theil des Jahres gefeh-
 felt sein? Sol es ganz von der Gestalt des Him-
 mels und der Natur, von den äußern Eindeu-
 tken,



ken, die er empfängt, abhängen? Wenn ihn gleich die Schönheiten der angenehmen Jahreszeiten zur Freude beleben, und er die süßen Empfindungen genießet, die ihm die verschönerte Natur erweckt; so ist er doch nicht so sehr ein Sklave der Monate, daß sein Vergnügen allein von ihnen bestimmt würde. Auch wenn der Himmel sich in Nebel und Regen hält, und Schneegestöber den Tag verschließen, auch wenn die Erde in ihrer ganzen traurigen Melancholie vor ihm liegt, und weder das Auge und Ohr mehr ergötzt, noch das Gefühl erquickt wird; so weiß er sich aufzuhheitern, und Vergnügen aus seinem Herzen, und selbst aus der Traurigkeit der Jahreszeit herzuleiten. Es ist die Kunst, die Horaz verstand, und Uj uns beschrieb, die glückliche Kunst, stets fröhlich zu sein, ein beständiges Gut des Weisen, worüber Zeit und Wittierung nichts vermögen.

Wenn die Geselligkeit auch allemal die Vergnügungen des Lebens erhöht, oder uns neue gewährt, so scheint sie dem Menschen doch mehr im Winter eigen zu werden, und ihm in dieser Jahreszeit zum Schutze wider die lange Weile und wider Verdruß und Unlust, die in ihrem Ge-



folge sind, zu dienen. Und warum sollte der Weise nicht auch die Geselligkeit lieben, weil sie darzu beiträgt, das Glück des Lebens doppelt zu empfinden, und das Oede und Rauhe der Wintermonate zu vermindern? Warum sollte er nicht gerne alles annehmen, was er sich zur Quelle eines neuen Vergnügens machen kan? Wenn die Natur in ihrer ganzen Schönheit lacht, dann können wir uns auch einsam an ihrem Anblicke belustigen; jeder Hügel und jedes Thal giebt uns eine Menge unterhaltender Betrachtungen; und wir fliehen gerne das Gewühl der Menschen, und suchen die Stille des belaubten Waldes, um uns, entfernt von der Welt, den sanften Ergößungen der Einsamkeit ganz zu übergeben. Allein so bald die Natur uns nicht einen angenehmen Aufenthalt in ihrem Schooße mehr vergönnet, und das Land, und die Gärten ihre Reizungen verlieren; so fangen wir an neue Vergnügungen in der Gesellschaft der Menschen aufzusuchen, und der belebte Trieb zur Geselligkeit stiftet öftere Zusammentünfte. Werden nicht bei dem Eintritte des Winters die Gartenhäuser verlassen, und vermehrt sich die Stadt nicht wieder mit Bewohnern? Versamlet nicht diese Jahreszeit wieder die



die Menschen, die der Frühling hin und wieder auf das blühende Land hin verstreuet hatte? Und vermehret nicht der Winter selbst bei den Thieren die Neigung zur Geselligkeit, da er ihre Bedürfnisse vermehret? Ziehen nicht die Vögel, wenn sie unsere Gegend verlassen, in ganzen Schaaren weg, und versamen sich nicht andere Thiere zu zahlreichen Heerden? Und in der That, wenn der Winter, der uns gleichsam in unsere Wohnungen wieder versperret, uns nur selten erlaubt sie zu verlassen, wenn uns das Land und der Garten nicht mehr einladen; welcher Trieb ist alsdenn natürlicher und anständiger, als daß der Mensch die Gesellschaft des Menschen sucht, und daß er sich nicht nur aus Empfindung seiner Bedürfnisse, deren Befriedigung er oft nur von andern erwarten kan, sondern auch aus Geschmack an dem Vergnügen, das die Geselligkeit gewährt, verbindet? Sucht also der Mensch, indem er den Umgang sucht, nicht auch seine Belustigung? Und wenn uns oft die heitern Tage des Sommers reizten, uns der Gesellschaft zu entziehen, um in einer glücklichen Einsamkeit die Annehmlichkeiten des Landes zu genießen; so nöthiget uns jetzt im Gegentheile die rauhe Jahreszeit, die Vergnügen:



gnügungen eines gestitteten und freundschaftlichen Umganges wieder zu schmecken. Wer sollte gegen den Reiz der Geselligkeit so unempfindlich sein, und ihn, der uns die trüben Tage des Winters aufheitert, nicht gerne zu beleben suchen? Wie leicht läßt sich nicht die Traurigkeit dieser Monate in einer unterhaltenden Gesellschaft vergessen, und wie angenehm verschwindet nicht mancher Abend, indes daß draußen die Winde heulen, oder Regengüsse plätschern, oder die Kälte wüthet, am losderenden Camin unter Wein und Gesprächen voll Freundschaft und Wit? Ist der wohl ganz ein Mensch, der sehen, wie eine Nachtkeule, die menschliche Gesellschaft flieht, und sich ewig in seiner melancholischen Einsiedelei begräbt, der aus einer stolzen Einbildung von seiner Heiligkeit, oder aus menschenfeindlichem Widerwillen, oder aus einer andern Krankheit der Seele sich vor jeder Zusammenkunft, sie sei auch noch so klein, fürchtet? Verliert er nicht das sanfteste Glück des Lebens, die süßen Freuden der Freundschaft, und die Annehmlichkeiten des Umgangs mit andern? Muß sich nicht ein verdrießliches und ödes Wesen über seine Seele, und über seine Sitten ausbreiten? Und wird er die Pflichten der Geselligkeit erfüllen,

len,



len, wenn sie ihm von seinen Nebenmenschen abgefordert werden? Wird er sie wenigstens ohne Zwang, und mit der Empfindung eines gewissen Vergnügens erfüllen? Der Trieb zur Geselligkeit ist etnes der besten Geschenke, die wir aus der Hand der Natur erhalten haben. Sie hat Städte erbauet, und Länder bevölkert, Künste und Wissenschaften ausgebreitet, und Welttheile vereiniget. Sie stillt unsere Bedürfnisse auch in kleinern Verbindungen, sie erheitert und erhebt den Verstand, sie verfeinert die Empfindungen des Herzens, sie belebt die Triebe zum Mitleiden und zur Dienstbarkeit, sie theilt uns die Einsichten der Weisen mit, und trägt gleichsam die edlen Gesinnungen anderer in unsere Seele über, sie giebt den Sitten Anmuth und Gefälligkeit, und legt allen unsern Vergnügungen einen neuen Werth bei. Wenn Tugend, und Freundschaft, und Talente des Geistes die Menschen verbinden, wenn ihre Gesellschaft von keinen unwürdigen Leidenschaften beherrscht, und unterhalten werden, und wenn ihre öftere Besuchung keine Verlesung höherer Pflichten wird, welches Vergnügen kan alsdenn anständiger und edler sein, als darzu einen Theil seiner Zeit zu verwenden?





Ja dieses ist eine Pflicht, die ihre Stelle unter den angenehmsten einnimmt; und unser ganzes Leben versüßet sich, indem wir nicht nur für uns, sondern auch für andere zu leben anfangen. Wie ist nicht der zu bedauern, der eine zu gefühllose Seele hat, oder einen zu sehr verwilderten Geschmack besitzt, als daß er die Annehmlichkeiten einer feinen Gesellschaft, und die Freuden eines freundschaftlichen Umganges empfinden könnte?

Nicht sowohl zahlreiche Zusammenkünfte, als vielmehr ein kleiner Kreis von muntern Freunden gewähret uns das wahre Vergnügen der Gesellschaft. Wenn es auch angenehm in jenen ist, neue Bekantschaften zu machen, und also die Denkart, die Neigungen, und den Geschmack des Menschen, gleichsam unter neuen Formen, zu sehen; so fesseln sie doch auf eine gewisse Art die Freundschaft und den Wit, und wenn sie uns auch das Ceremoniel, und die Kunst, mit der großen Welt umzugehen, lehren, so lehren sie uns doch selten das, was eigentlich der Mensch ist. Denn nicht die Bekleidung, nicht die Diensten, nicht die äußern Sitten sind das, was an dem Menschen unserer Kenntniß würdig ist; wir kennen ihn nicht weiter, als nach der äußern Gestalt

stalt, gleichsam nur nach der Hülle, die ihn umgiebt, wenn wir nichts mehr von ihm wissen; aber wir kennen ihn, wenn wir die Eigenschaften seines Geistes einsehen, die Grundsätze, nach welchen er denkt und handelt, die Triebe und Leidenschaften, die sein Herz regieren, und in seine Gespräche und äußere Wirksamkeit ausfließen.

Allein läßt sich der Mensch wohl in zahlreichen Gesellschaften sehen, wie er ist? Wendet er nicht sein Gesicht, wie seine Kleidung, wenn er in große Versammlungen geht? Wie geschickt weiß ihm nicht die Eigenliebe und die Verstellung eine Masque anzulegen, die uns seine wahre Gestalt verbirgt? Wir sehen nur gleichsam die Hülle des Menschen, nicht aber den Menschen selbst. Aber in einem Cirkel vertraulicher Freunde legt er lieber die Larve ab; erlöst von den Fesseln des Cerimoniels, und offenherzig, weiß andere es sind, redet er, wie er denkt und empfindet, und das Gespräch wird ein Spiegel, worin wir sein ganzes Herz sehen.

Den Scherz mit Küßen zu verschwistern

Und, fern vom Meid,

Den langen Abend zu verflüstern,

Ist Ieho Zeit.

v. Kleist.

H 5

Stück



Glücklich ist der Mann, der dieses kan, der bald im Kreise junger Schönen das süße Vergnügen ihres Umganges, vermischet mit Scherz und Spielen der Liebe, genießt, bald die öden Stunden der langen Winterabende den Unterredungen der Freundschaft schenkt, die Häufigkeit der Zeit und die Thorheiten der Welt verschwagt. Dann eröffnet sich ganz das Herz der Fröhlichkeit, und den edlen Empfindungen, die die Freundschaft erzeugt; alle seine zarten Triebe werden belebt, und die Vertraulichkeit, die das Innerste der Gesinnungen aufschließt, belohnt, und wird belohnt mit dem Genuß einer geheimen Wollust, die sich nur jemals Seelen von höherer Art mitgetheilet hat. Mit Recht verschließt sich der Weise in dem kleinen Kreis der Freunde und witziger Köpfe, ferne von der großen Anzahl der Narren, bei deren Gegenwart das Gespräch verwildert, und selbst der beste Wein seinen Geschmack verliert; fern von den Heuchlern, die immer seufzen, Heiligkeit auf der Stirne, und Bosheit im Herzen tragen, und die Freuden des Lebens verdammen, deren sie nicht werth sind; fern von den falschen Witzlingen, die immer Sentenzen sprechen wollen, mit Hofdamen vom Aristoteles reden, oder

vom

vom Homer schwätzen, den sie niemals gelesen, oder ihre Einfälle Voltairen, und Rabnern abborgen; fern von den unverschämten Prahlern, die sich der Gunst der Damen rühmen, die ihnen kaum einen Handkuß erlaubt, und von Eroberungen reden, die sie nur in ihrem verrückten Gehirne gemacht; fern von den Narren, deren ganzes Verdienst von der Gütigkeit des borgenden Kaufmanns, und von der Nehnadel des Schneiders herührer, die nur einen Werth haben, so lange das vorgoldete Kleid um ihren Leib schimmert, und Wit, so lange sie mit der reichen Welt spielen; fern von den Dünkelpfen, die ein ewiges Schweigen in der Gesellschaft beobachten, oder wenn sie uns diese Güte entziehen, in Lobeserhebungen ihrer Pferde und Hunde ausbrechen; fern von allen, bei deren Ankunft der Wohlstand und das Vergnügen der Gesellschaft entfliehet, sieht dann die kleine Versammlung zärtlicher Freunde in einem Kreise um den helleuchtenden Camin, und laut geht das fröhliche Gespräch umher; jedes Ohr ist Aufmerksamkeit, und jede Stirne Heiterkeit, indem auf dem nahen Tische der ungesärbte Wein in hellen Gläsern blinkt, oder der geistreiche Punsch aus der hohen Schale dampft,



dampf, und nicht weit von ihr der aufgeschlagene Horaz liegt, und den geschmackvollen Kustler erwartet. Und wer wolte nicht gern diesen geselligen Freund aufnehmen, ihn, der uns bald die frohen Scherze der Jugend, und die unschuldigen Vergnügungen der Liebe lehrt, bald beim bescheidenen Glase zu ernsthaften Unterredungen einladet, nicht von fremden Landgütern und Häusern, sondern von dem, was uns selbst betrifft, und heilsam zu wissen ist, ob Reichthum oder Tugend den Menschen glücklich mache, was die Quelle der Freundschaft und das höchste Gut sei, bald ohne Galle und Bitterkeit über die Thorheiten der Welt lacht, ein Freund der Menschen, und ihr Lehrer, auch wenn er über sie spottet, ein Dichter, der die Freude und die Weisheit in einem beständigen Bündniß zu vereinigen weiß? So wechselt das kluge Gespräch, bald lehrreich durch Ernst, bald aufheiternd und selbst unterrichtend durch Scherz; und der Witz, der sich bei jeder neuen Erzählung mehr belebt, und alle nach einander berechtigt macht, erhöht das Vergnügen der Gesellschaft, und den Geschmack des Weins. Auch trifft alsdenn manchen entfernten Narren ein sünreicher Spot, oder ein Freund entdeckt dem andern



ändern unter einer feinen Wendung seine Fehler; der Wit, der die Moral bekleidet, verschafft ihr einen schnellern Eindruck, und unter Freunden darf sich kein Gedanke der Beleidigung einschleichen. Wie der Verstand und das Herz gewint, so entflieht auch jede Wolke von der Stirne; kein Bild der Sorge oder Unruhe erscheint mehr vor der Seele; ihr ganzes Gefühl ist Freude, und ihr ganzer Wunsch auf die Zukunft nichts mehr, als was sie jetzt empfindet. Genossen unter den Vergnügungen der Freundschaft entfliehen alsdenn die Stunden, bis der laute Scherz der Gesellschaft von der rauhtönenden Stimme des Wächters unterbrochen wird, und sie sich ungern an die nahe Mitternacht erinnern läßt; dann trennt sie sich nach zärtlichem Verzögern, jeder wird von Freude begleitet, und der Mond, der unter Millionen von Gestirnen am heitern Himmel seinen königlichen Glanz verbreitet, oder durch dunkle Vorhänge von Schneegewölken schimmert, erhellt den Weg der Fröhlichen. Wie glücklich ist nicht der, der solchen Festen der Freundschaft manchen leeren Winterabend schenken kan, der bekannt genug ist, um geliebet und gesucht zu werden, und der Talente des Geistes genug hat,
um



um in eben Stunden eine Gesellschaft aufheitern zu helfen?

Wenn die Langeweile die Menschen so oft mit ungleichen Gesellschaften verbindet, so hat die Freundschaft und der gute Geschmack ein weit höheres Recht, gleichgestimmte Seelen zu vereinigen. Wie aufständig, und wie edel ist nicht die Neigung, mit Personen umzugehen, mit welchen wir schon durch eine gleiche Liebe des Guten und Schönen verbunden sind? Mit welcher beglückenden Freude finden sich nicht solche Seelen; und wie beglückend ist nicht der Augenblick, wo ein edles Herz das andere, ein Weiser den andern, ein Mann von Geschmack und Wissenschaft den andern antrifft? Und wer kan das süße Entzücken ihrer harmonischen Verbindung nach der ganzen Lebhaftigkeit des Gefühls schildern? Man denke sich aber diese Personen, mit welchen uns gleich edele Neigungen verbinden, in dem ganzen Reiz des schönen Geschlechts, und in dem ganzen Gefolge der Annehmlichkeiten, die ihm eigen sind; was kan alsdenn gerechter sein, als ein schmerzhaftes Verlangen nach dem göttlichen Vergnügen ihres Umganges? Eine Schöne, die, nachdem sie uns durch die Blüte ihres Alters, durch die

heitern

heitern Züge eines feinen Gesichtes, die Mar-
 genröthe der Wangen, das geistreiche Feuer der
 Augen, den gefälligen Wuchs, den Anstand ihe-
 rer Stellung und ihres Ganges, den Geschmack
 ihres Puges, die Kunst der Artigkeit, und durch
 einen freien, aber milden Ton, und wohl ge-
 wählten Ausdruck an sich gezaubert hat, nicht nur
 unser Auge, sondern auch unsern Geist zu be-
 schäftigen weiß; die nach den besten Mustern ihe-
 res Geschlechts gebildet, und durch Umgang und
 eine ausgeübte Belesenheit mit den nützlich-
 sten Kenntnissen der Menschen und der Welt gleich-
 sam genähret, mit Beurtheilung und Anmut
 spricht; die das Gespräch nach den Einsichten und
 Neigungen eines jeden mit Leichtigkeit abzuän-
 dern, und fortzusetzen, und liberal unterhaltend
 zu sein versteht; die uns unterrichtet, indem sie
 sich nur selbst belehren zu wollen scheint, und uns
 durch die Stärke ihres Geistes entzückt, indem
 sie seine Schwäche von uns unterstützt haben will;
 die bescheiden ist, und uns doch sehen läßt, daß
 sie ihren Werth fühlt; die sich zu Kleinigkeiten
 herablassen kan, und sich doch nicht von dem Lehr-
 reichen entfernt; die, indem sie den Gedanken
 vorträgt, auch die Güte ihres Herzens, und ein
 sanftes

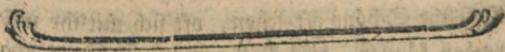


sanftes Gefühl ausdrückt; die, wenn wir die Blicke auf sie werfen, uns eine Grazie, und wenn wir sie hören, eine Muse zu sein scheint; eine solche Schöne oft sehen, oft sich mit ihr unterreden können, dies ist die edelste Wohlthat der Gesellschaft. Und was sollte sie hindern, reizende Schönen, uns, die wir sie so gerne bewundern, und uns nie lieber als von ihnen unterhalten lassen, das bezaubernde Vergnügen eines solchen Umganges mit ihnen zu vergönnen, und uns dadurch den ganzen rauhen Winter in einen Frühling zu verwandeln?



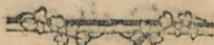
Der

Winter.



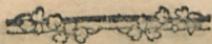
Neunte Betrachtung.

Wenn zahlreiche Zusammenkünfte die Geselligkeit, wenigstens in den Ständen, die am nächsten an einander gränzen, unterhalten, wenn sie die Sitten verfeinern, den guten Geschmack allgemeiner machen, die Einwohner eines Orts mehr zur Freundschaft und zur Gefälligkeit gegen einander beleben, und den Fremden außer der höflichen Aufnahme noch die Gelegenheit geben, angenehme Bekanntschaften zu machen; so haben sie, von dieser Seite betrachtet, und wegen dieser Vortheile, einen großen Werth. Wenn sie ferner von dem feierlichen Ceremoniel, das wir Deutschen so lange als ein väterliches Erbgut bewahret haben, das noch in manchen Städten eine slavische Fessel der Gesellschaft, und ein Gespötte der Witlinge ist, frei sind.



sind, wenn man einander seine Hochachtung und Freundschaft versichern kan, ohne an lauge Formeln und einen leeren Schal von Wörtern gebunden zu sein, wenn man freimüthig, und doch dabei ehrerbietig sein kan, und bescheiden; und doch dabei lebhaft im Gespräch, wenn man, nachdem man dem Stande, und dem Range des Menschen seinen Tribut gegeben, sich nicht mit ihnen, sondern mit dem Menschen selbst unterhält, wenn man zusammenkômmt, nicht um sich bewundern zu lassen, nicht um einander mit Verbeugungen und Complimenten zu ermüden, sondern um sich zu sehen, sich zu sprechen, sich zu vergnügen; so haben die Versammlungen der feiner und vornehmer Welt noch einen neuen Vorzug, und es ist nicht nur Wohlstand, sondern auch eine Art von Pflicht, sie zu besuchen, wenn man das Vergnügen anderer vermehren kan, und es auch darf. Auch erhalten diese Zusammenkünfte von der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Personen einen besondern Reiz; die Gespräche verwickeln sich, die Unterhaltungen wechseln mehr ab, und wenn uns hier ein chiratofer Kopf mit seinem Geschwätze quälen wil, so nähern wir uns dort einem flugen Manne oder einer

ner



ner Dame, die mit Artigkeit auch Geschmack verbindet.

Nachdem ich diese Vortheile der großen Versammlungen angeführet habe; so wird man mir noch diese Anmerkungen erlauben, nämlich, daß sie, wenn ihrer innern Einrichtung auch nichts fehle, uns doch nicht zu viel Zeit rauben müssen, weil sie für uns nur eine Art der Erholung und Erquickung sein sollen, und daß der Geschmack an ihnen nicht zur Leidenschaft werden muß, die uns beherrsche. Man muß die Ähnlichkeiten der Gesellschaften genießen können, ohne sich von ihnen fesseln zu lassen, ohne sie mit einer unruhigen Begierde zu suchen, und ohne sich selbst zu einsam zu sein, wenn man sie verlassen hat. Wie gerne aber pflegt man nicht den Genuß eines Vergnügens wieder zu begehren, das man einmal geschmeckt hat, und wie bald wird nicht der Geschmack an zahlreichen Versammlungen eine herrschende Begierde, die der Ruhe des Gemüths und dem Vorfolg der Geschäfte schadet? Allein wird man nicht ein Sclave von dem Geiste der Zerstreuung, weiß man bei der Zurückkehr zur Arbeit die mannichfaltigen Bilder, die die Seele aufgefasset hat, wieder auszulöschen, oder doch



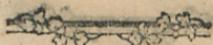


zu verdunkeln, versteht man sich auf die Vergnügungen der Gesellschaft, um dadurch aufgehellt zu werden, und zu den Geschäften geschickter zu werden, nicht aber, um neue Begierden aufzunehmen; so kan man die Vortheile der großen Zusammenkünfte genießen, ohne daß sich mit ihnen ein Nachtheil vermische.

Um zu sehen, was für eine Menge ungleicher Charactere oft zusammen stößt, sol mich ietzt einmal meine Einbildungskraft in eine zahlreiche Versammlung versetzen, und meine Leser werden die Güte haben, mich mit ihren Gedanken zu begleiten. Die hohen Thüren der prächtigen Zimmer eröffnen sich, und auf einmal fällt uns eine ganze glänzende Welt in die Augen. Die Menge der geordneten Wachslichter, die auf beiden Seiten der mit Tapeten behängenen Wände funkeln, erhebt den Pomp und den Schimmer der vielfarbigen Stoffe; herrlicher blinken Ringe und Edelsteine in dem Hauptschmucke, und um den weißen Hals der Schönen; ein rauschendes Geräse der Complimente strömt durch die vermischte Versammlung, die unter Verbeugungen und Küssen unter einander schwimmt, oder die Aufmerksamkeit auf eine hereintretende Dame unterbricht auf el-
nige



nige Augenblicke das laute Weltgepränge, bis es wieder so stürmisch wird, daß die Töne eines anächtigen Wunsches, einer schallhaften Spötereirei, und einer zärtlichen Liebesversicherung, die Stimmen der Matronen und der Stutzer, der Weisen und der Narren, der heuchlerischen Orgons und der buhlerischen Phrynen in einander fließen; alle Verdienste, die der Kaufman und der Schneider nur geben können, alles, was Wit und Geschmack, was die noch mächtigere Wollust und Eitelkeit erfinden, und die Mode, die von Paris aus über ganz Deutschland gebietet, nur anordnen kan, dies alles ist hier vereinigt; jede Kunst, den Körper geschickt zu stellen, den Schnupftoback mit Anstand zu nehmen, den Fächer bedeutend zu bewegen, und das Gesicht bald zu einem gefälligen Lächeln zu zwingen, bald in ernstschaste Mienen zu legen, die wichtige Kunst, von Nichts viel, und vom Erheblichen nichts zu reden, wird hier in ihrem ganzen Umfang angewandt, unterdessen daß eine rauchende Fluth von Kaffee in bunten Schaalen von weißnischem Thon umhergetragen wird, und durch die milde Erfrischung des Geruchs und Geschmacks die Gespräche von neuem belebt. Hin und wie



der empfängt die gedrängte Versammlung Desirirten, indem die Damen sich auf den Kanapeen lagern, und mancher Stuhl vor Unwillen knarrend bald den gravitatischen Hofmarschal, eine unbrauchbare Last, bald den centnerschweren Mühsiggänger, der von seinen Zinsen feist ist, aufnehmen muß. Nun beginnt das Geschwätze getheilt, und oft vertraulicher. Hier spricht eine Dame vom Geschirr, das einen Miß bekommen, von der Kunst ihrer Köchin, oder von dem Witz ihres Schooshundes; dort mustert eine andere den Anzug ihrer Bekandtin, tadelt bald den Hauptschmuck, bald den zu reichen Stoff; hier bestimt ein Staatskluger den Marsch, den die Türken nehmen müssen, um Rußland vortheilhaft anzugreifen, und glaubt, daß sie am nächsten durch die Pfalz ziehen würden, schreibt allen Höfen die nöthigen Maßregeln vor, und weißagt, daß die Kaiserwürde nicht lange mehr bei dem Hause Oesterreich bleiben werde; dort rühmt ein Kaufmann, der den Banquerout den er künftige Messe vortheilhaft spielen wil, schon ausgesonnen hat, den Segen der Ehrlichkeit; und der Einnehmer, der schon zweimal seiner Absetzung sehr nahe gewesen, spricht von der Achtung,

Achtung, die die Obrigkeit allezeit für seinen
 Fleiß und seine Ordnung gehabt; hier erhebt ei-
 ne Mutter die Gelehrsamkeit ihres Sohnes,
 der kaum weiß, wovon Nepos geschrieben hat,
 und noch zweifelhaft ist, ob Nachen in Italien,
 oder im deutschen Reiche liegt; dort plaudert
 ein süßes Herchen, ganz in Dummheit und in
 den Duft wohltrichender Wasser gehält, einer
 jungen Schönen von ihren Reizen vor, lobt
 ihr brokadenes Kleid, ihre Uhr, ihre Ohrges-
 hänge; das gute Kind lächelt ihm Beifal-
 zu, neigt sich, und spielt mit ihrem Fä-
 cher, und hört seine Schmeicheleien gerne,
 aber zu ihrer Mama darf der Narr nicht kom-
 men. Was für ein Geräusche erhebt sich
 auf einmal? Bediente laufen durch einan-
 der, tragen Tische her, und belegen sie mit
 bunten Blättern. Der Zeitvertreib der Kluz-
 gen und Thoren, der Prälaten und Hofseu-
 te, Gelehrte und Dummköpfe, Matronen und
 Jünglinge, und am angenehmsten Verliebte
 verbindet, das Spiel beginnt, und in wenigen
 Augenblicken sind die Tische besetzt, und alle Hän-
 de beschäftigt.



Hier werden meine Leser vielleicht eine kleine Pause vermuthen, und einige Anmerkungen über die Sittlichkeit des Spiels erwarten. Allein, was sol der Moralist thun, der kein Young ist, und der die Vergnügungen der Menschen mit keinem melancholischen Blicke ansieht? Die gar zu zärtliche Moral ist nicht weniger schädlich, als die strenge, und wenn sie manche Ergötzungen billiget, so muß sie befürchten, daß sie den Leidenschaften und der Mode zu viel einräume. Doch was kan sie gegen ein Vergnügen, das herrschend ist, und Geistliche mit ihrem Beispieler befestigen? Und würde ich nicht manche meiner schönen Leserinnen am empfindlichsten Orte angreifen, wenn meine Moral so strenge wäre, und alles gesellschaftliche Spiel, (denn von andern reden wir hier nicht, weil sie jeder vernünftiger Mensch von selbst stehen wird) für unerlaubt erklärte? Man spiele also, weil man wil, aber nicht zu oft, und ohne Unruhe des Gemüths, und ohne die Leidenschaft, die man Spielsucht nent. So lange das Spiel kein merklicher Raub unserer Zeit, und unsers Vermögens wird, so lange es nur wenige Stunden dauert, und so lange wir unter dem

verschies


 verschiedenen Wechsel des Glückes heiter und ge-
 sprächig bleiben; so lange mag es immer für ei-
 ne erlaubte Ergözung, und eine gewisse Art der
 Erholung von den Geschäften gelten. Zwar ent-
 ziehen wir uns durch das Spiel immer eine ge-
 wisse Zeit; allein, da uns andere Ergözungen,
 die nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig
 sind, nicht weniger einen Theil unserer Zeit kos-
 ten, und da wir, ermüdet von den Geschäften,
 ihn besser zu unserer Aufheiterung, als zur träs-
 gen Fortsetzung der Arbeit anwenden können, so
 ist der Verlust eben nicht merklich. Man belie-
 be aber noch zu überlegen, daß die Geschicklichkeit
 zu spielen nur eine der kleinsten Eigenschaften ist,
 der man sich kaum ohne Erböthen rühmen sol-
 te, und daß es wahre Ehre ist, von unserer Zeit,
 und unserm Vermögen, auf welches unsre Mes-
 senmenschen einen so gerechten Anspruch haben,
 mit Ueberwindung unserer Leidenschaften den edel-
 sten Gebrauch, so oft wir können, zu machen.
 Soll ich befürchten, zu viel, oder zu wenig ge-
 sagt zu haben?

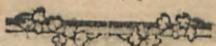
Nach dieser kleinen Ausschweifung begeben ich
 mich wieder in meine Versammlung, und sehe dem
 Eigensinne des Glückes, das das Spiel regieret, zu.



Wie hitzig ist das Gefechte der Karten, und wie ungeduldig ist die Erwartung der Streitenden auf den Augenblick, der den noch zweifelhaften Sieg entscheiden wird? Er komt; die Ueberwundenen ergeben sich, und der Sieger fetert seinen Triumph. Wie bald ist aber nicht der kurze Friede wieder gebrochen? Kaum sind die Heere von dem Wahlplatz gegangen, so stehen sie wieder in Schlachtordnung, und das Treffen erneuert sich; gleichwie Rom, wenn es eine Schlacht gewonnen hatte, gleich die andere wieder anfieng, nicht aufhören konnte zu streiten, so lange noch Völker zu bekriegen waren, und angrief, wenn es auch gleich nicht belobdiget worden. Die reizende Wilhelmige fährt selbst ein Heer an, lächelt, indem sie es mustert, des nahen Sieges gewiß, und spottet, da das Gefechte angehet, schon mit einem schalkhafte fröhlichen Ton über ihre Gegner, und kündiget ihnen eine völlige Niederlage an. Sie siegt; und indem sie die Karten, die sich in ihren schönen Händen zu freuen scheinen, mit Anstand mischt, auch wohl dabei einen gefälligen Blick auf ihre zarte Haut, und auf den an dem geschäftigen Finger funkelnden Stein wirft, so empfängt sie zu ihrem Siege noch die artigen Lobsprüche der Ueber:

Überwundenen, und nimt sie mit einem sanften Lächeln auf. Aber was für Mienen entstellen auf einmal das schöne Gesicht? Warum verläßt so geschwind die jungfräuliche Röthe ihre Wangen, und warum wasser ihre Brust stärker unter dem weißen durchsichtigen Flor? Sie verliert, die unglückliche Schöne. Wie viel Mitleiden verdient sie nicht, nicht weil sie verliert, sondern weil sie nicht gelassen verlieren kan? O! solten sie, schöne Wiltshelmine, einen Spiegel vor sich haben, wie sehr würden sie nicht über die Entstellung ihrer Mienen erschrecken, und wie sehr würden sie sich nicht wider die Leidenschaft erklären, die ihrem reizenden Gesichte alle seine sanfte Anmuth und Gefälligkeit raubt? Wenn mir auch das Spiel gleichgültig wäre, so kan es mir doch denn nicht mehr sein, so bald es mir das Bezaubernde in dem Anblicke ihres schönen Gesichtes nimt, und die holden Süße der Unschuld und Freude in Mienen des Jorns und Verdrußes verwandelt?

Indem ich mich noch mit der betrübten Wiltshelmine beschäftige, so schlägt ein donnernder Fluch auf die Spadille mir ans Ohr, der aus dem Munde einer vergoldeten Exzellenz hervorbricht; die Damen, die mit spielen, sehen sich an, und ich wende
die

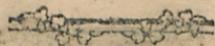


die Augen weg, denke an den Kutscher des gnädigen Herrn, und gehe weiter. Dort sächert sich eine Dame am Spieltische, und eine höhere Adthe glüheth auf ihren Wangen; man weiß nicht die Ursache; das Zimmer ist nicht zu warm, auch hat sie nicht verlohren. Eine andere spielt etwas verwirrt, weil sie eben ein feines Lob ihrer Schönheit empfangen hat, und man sagt, daß manche Frauenzimmer, gegen einen solchen Tribut, oft gern die Urtheile des Spiels verschenken. Ich weiß nicht, welcher Zufal jene Matrone mit den beiden süßen Herren verbunden hat; indem diese lästern nach andern Damen schießen, und nur mit den Händen beim Spiele sind, so versucht sie, sie durch manchen liebäugelnden Blick auf sich selbst aufmerksam zu machen, aber alle ihre großmütterlichen Liebkosungen sind umsonst verschwendet; sie merckt den schlechten Erfolg ihrer Bemühung, und Neid und Verzweiflung erregen ihren Spot, der eben so kraftlos ist, als ihre Blicke waren. Etwas weiter hin sitzt eine Dame, und giebt sich alle Mühe, zu gewinnen? nein, zu verlieren, ihrem Manne zum Possen, der ihr zusieht, um dadurch die Vergerniß zu rächen, die er ihr am Morgen über ihren Anpuß gemacht.

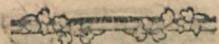
Mit

Mit diesen Betrachtungen der mannichfaltigen Charaktere, die sich schon bei einer einzigen Art der Ergözung entwickeln, schleiche ich neben den Spieltischen umher, und lerne mehr, als mir manches Buch nicht sagt. Wie oft sind nicht die Mienen Verrätherinnen des Herzens, und wie deutlich sagt uns nicht oft das ein Blick, was uns der Mund sorgfältig verschweigt? Was lehren uns aber diese stillen Bemerkungen, die wir oft an dem Spieltische machen, anders, als daß die Leidenschaften sich immer in unsre Vergnügungen mischen, und daß diese durch den Einfluß, den jene in sie haben, nicht selten verunedelt werden? Sondern von euren Ergözungen alle fremden Zusätze der Wollust, der Eitelkeit, und anderer niedrigen Vergierden ab; verachtet den Mißbrauch, schätzet nur den rechten Gebrauch des Vergnügens, und hütet euch, den Wohlstand, und was noch mehr ist, dem Abel der Seele zu verleugnen.

Aber nicht alle Personen hat der Gott des Spiels gefesselt; hin und wieder plaudert ein Freund mit dem andern, und auf den Kanapeen stirbt mancher guter Name in dem Munde der Verläumdung. Man versichert sich, wie aufrichtig man sich liebe, und verbirgt mit Mühe den Haß im Herzen; man küßt



klappt sich, und möchte sich zerreißen; man erzählt die neuen Veränderungen der Regierung, und die artigen Sprünge, die Belindens Schoosshund macht; man spricht von der letzten Predigt, und vom letzten Bal, von einer besleckten Ehre, und vom begessenen Kleide, von der versäumten Kirche, und vom vergessenen Besuch, vom Minister und vom Thorschreiber, von Excellenzen, und von Hofnarren; Himmel und Erde beschäftigen die Jungen, und alles ist Gespräch, wenn auch nicht alles Verstand ist. Mit wichtigen Schritten geht ein Mann vom Hofe auf und nieder; über seine breiten Schultern spannet sich ein schönes Band, und an seiner Brust glänzet die Gnade seines Fürsten in einem Sterne, weil er ohne Zweifel dem Lande einen wichtigen Dienst gethan? nein, weil er seinem Herrn in einem geheimen Liebeshandel mit seinen Einsichten beigestanden hat. Ehre: bietig gegen ein solches Verdienst gehe ich vorbei, und höre ddort einen Arzte seine Kunst rühmen, der keinem einzigen Kranken aufgeholfen, einen Richter von der Mäßigung und Menschenliebe reden, der nichts lieber als Strafurtheile ausspricht, und einen Rathsherrn sein Ansehen erheben, der niemals etwas mehr, als ein Echo gewesen ist. Aber
 wer



wer wolte deswegen eine Gesellschaft stiehn, weil sie einige unerträgliche Charaktere hat? Man muß die Thoren wegen der Klugen austreten lassen, und die Kunst wissen, gewisse Schwachheiten im Umgange zu ertragen. Wer die Neigungen der Menschen nach seinem Geschmack umgeschaffen haben wil, der verlangt etwas Unmögliches; und da wir über unsere eigenen Thorheiten nicht lachen, worüber würden wir denn lachen, wenn wir keine an andern sähen? Wenn es auch nicht Klugheit ist, so ist es doch Wohlstand, der uns verhindern sollte, die Meinungen und Schwachheiten anderer zu ertragen; und wer es nicht kan, der beschwere sich mehr über sich selbst, als über andere. Ich schleiche durch alle, deren leeres Gewäsche ich nicht hören mag, hindurch, und finde bei jener Dame Artigkeit mit Anstand, Wiß mit Vernunft, Geschmack mit Klugheit, und Belesenheit mit Bescheidenheit, alle guten Eigenschaften zu einer angenehmen Unterhaltung. Kein Heer von einfältigen Köpfen schwärmt um sie her, wie um die eizele Clarinde; sie sitzt oft einsam, weil sie Wohlstand hat, die Narren scheuen sich vor ihrem siegreichen Spott, und nur wenige Kluge schleichen zu ihr hinan. Sie weiß sie durch das lehrreichste Gespräch



sprach einzunehmen, und sie verbindet mit der Ver-
 muth alle Anmuth, um nicht blos über den Ver-
 stand, sondern auch über die Herzen aller, die sie
 hören, zu herrschen. Allein, indem die Weisheit
 von ihren süßen Lippen fließt, und jedes Ohr um
 sie her Aufmerksamkeit, und jedes Herz Vergnü-
 gen ist; so verkürzt ein lautes Geräusche, das den
 Ausbruch der Gesellschaft ankündigt, zu früh ihr
 unterhaltendes Gespräch —. Unter wiederholten
 Verbeugungen und Versicherungen der Ehe, sich ge-
 sehen zu haben, schmelzt die Versammlung allmählich
 aus einander; die Kutschen rollen; die Sassen
 halten wieder; die Damen kommen mit frischer
 Nahrung zum Gespräch, auch wohl (so geht die
 Sage) zum Gespötte; zurück; der Abendschmaus
 wird mit neuen Erzählungen von Kleidern und
 Spiel belebet; und tief im Herzen verborgen brin-
 gen oft junge Schönen eine unvermuthete Liebe
 mit zu Hause.

Der

Winter.

Zehnte Betrachtung.

Wenn anstat der frohen Stimmen der Vögel, die in den angenehmen Monaten die Luft und die Wälder mit ihren mannichfaltigen Liedern beleben, überall eine tiefe Stille durch die Natur herrscht; wer hört alsdenn nicht gern die Musik in den Himmeln ertönen? Wer nicht nicht gerne ihre sanften Entzückungen an, die die rauhesten Tage mildern machen? Und wer darf sich, so bald er die Schöpferin der Freude hört, noch über das Melancholische des Winters beklagen? Zwar sind die Ergänzungen der Musik an keine Jahreszeit gebunden; aber der Winter bedarf ihrer Gegenwart mehr, als irgend ein anderer Abschnitt des Jahres, und vorzüglich pflegt sie auch seine öden Tage zu beleben. Der Frühling und der Sommer

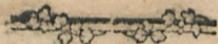
R

erhal,



erhalten einen großen Theil ihrer Reize von dem mannichfaltigen Gesängen der Vögel; und da diese im Winter verstummen, so ist die Kunst auch mehr berechtigt, uns die süßen Empfindungen zu verschaffen, die die Musik in jedes sühlende Herz gießt. Wie sehr haben uns nicht in den verflorbenen Monaten die harmonischen Lieder der Vögel ergötzt? Und wie gern haben wir nicht oft, um sie zu hören, das Gewühl der Stadt und die Gesellschaft der Menschen verlassen? Wenn die Lerche, indem sie vor unserm Fenster dem Anbruch der Morgenröthe entgegen sang, unsern leichten Schlummer verjagt, und nach dem Erwachen unser erstes Gefühl zur Freude gemacht hätte, wenn uns den ganzen Tag über so viele fröhliche Stimmen mit abwechselnden Melodien unterhalten, und auf jedem Spaziergange über uns und um uns her tausend zärtliche Töne gewirbelt hätten; mit welcher stillen Wohlust erfüllte uns alsdenn nicht am Abend und in der lauen Frühlingsnacht das göttliche Lied der Nachtigal? Wie begeistert sang sie nicht, daß die getäuschte Einbildungskraft sie noch zu hören glaubt? Bald schlug sie laut, und gurgelte einen schmetternden Schall durch die schwoigende Geblüthe;

hüßche; bald senfte sie mat in wehmüthig fallenden
 Tönen, klagte oft unterbrechend ihr Leiden, lockte
 zärtlich den vergöbernden Gatten, und schien
 die Stimme der Weinenden nachzuahmen; dann
 erhob sie plötzlich wieder einen hellen Jubel, und
 wirbelte ihn manche Minuten lang fort, und
 wenn ihr Gesang durch alle abwechselnde Töne
 geüßet war, so versuchte sie, unerschöpflich an
 Erfindung, neue Melodien. Herchend lagen
 die Thäler umher; die Winde scheuten sich im
 Laube ein Gelächel zu erregen; die Wäste schie-
 nen vor Wollust eingeschlummert zu sein, und
 der Bach seinen rieselnden Lauf zu hemmen;
 sprachlos vor Entzückung lag Dambt an der wal-
 tenden Brust seiner Geliebten, trunken hing sein
 Auge an dem ihrigen, und eine beredte Thräne
 nach der andern rolte ihnen beiden über die Wangen
 hinunter. Aber jetzt, da die Musik der Na-
 tur verstummet ist, muß die Musik der Kunst
 ihre Stelle einnehmen, und die Stimmen der
 Sängereimen müssen die Stimmen der Nachtigallen
 ersetzen. Und verschwindet nicht da der
 Winter, wie der Frühling in einem Tempe, wo
 die jädelichen Melodien einer Schmelze er-
 tönen, die einen ganzen Wald vol Nachtigallen



überfingt? Ja, sollten diese Ihre bezaubernde Stimme hören, so würde sich plötzlich unter ihnen eine heilige Stille verbreiten; lauschend würden sie auf den Zweigen hangen, und vergessen, daß sie die Lieblingsfängerinnen des Frühlings und der Liebe sind; bald aber würde die Eifersucht über die Nebenbuhlerin in der Kunst ihre kleinen Busen erhitzten, und mit einem lauten vereinten Wetteifer flösse die ganze Welt ihrer einschlagenden Lieder in die Melodien unserer Sängerin ein; dann würden in diesem Lustrevier sich alle Amors versamlen, alle Nymphen in den nahen Bächen baden wollen, und selbst die Göttin der Liebe die Grazien zum Tanze anführen; doch endlich würde das ganze Chor der Philomenen, übertreffen von der Stimme, die immer über unsere Herzen zu siegen gewohnt ist, verstümmen, nie mehr wagen, ihr den Ruhm des Vorzugs abzustingen und neidisch würde noch der letzte Triller sich in dem zitternden Laube verkleren.

Ich merke wohl, daß ich hier mit einer lebhaften Empfindung schreibe; aber wer kan von der Musik ohne Gefühl reden? Wer kan Sie, schöne Sängerin, gehört haben, ohne begeistert zu sein? So bald der melodische Gesang von
Ihren



Ihren Lippen zu fließen anfängt, so bald schmelzt die Seele mit jedem Tone in einer immer süßern Wollust dahin. Dann vergesse ich, daß ich Augen, und eine Reihe reizender Gesichter vor mir habe; meine Blicke können star auf eine Venus geheftet sein, und sehen sie nicht; nur Hören ist meine ganze Aufmerksamkeit; jede Empfindung folget Ihren Melodien, und jeder Gedanke gehört Ihnen. Selbst der Uempfindliche fängt an zum ersten male zu fühlen; die junge Witwe vergißt den Plan, der neuen Heurath, und Verlobte, die sich lange nicht gesehen, denken nicht mehr daran, daß sie tezt neben einander sitzen: so sehr ist Ihre Stimme die Gebieterin über die Herzen, und Bezwingerin aller Leidenschaften.

Tezt ist es Zeit, die Seele mit der Harmonie der Musik aufzuheitern. Die wilde Witterung des Jahres (dies sang einst Horaz seinen Freunden, und dies singt der Dichter aller Jahrhunderte noch uns) zieht Regen über den bedeckten Himmel zusammen, und Schneegestöber verhüllen den Tag; man brauset das Meer, und nun rauschen die Wälder vom Ungestüm der Nordwinde. Ergreife, Freunde, diese Zeit als eine gute Gelegenheit zur Freude; tezt ist es ergözend, die



Laute zu rühren, und durch die Musik das Herz von den schweren Bekümmernissen zu erleichtern. Jetzt ist der Saal, worin das volle Concert ertönt, ein angenehmer Aufenthalt für Leute von Geschmack und Empfindung. Welcher Geist belebt die Menge der mannichfaltig erschallenden Saiten, und schafft eine Welt von harmonisch verwirren Tönen, die aus dem gerührten Instrumenten hervorbricht! Mit welcher feinen Erfindung, und mit welchem göttlichen Genie werden alle Töne hervorgerufen, abgemessen, und geordnet, daß sie bald brausend, bald rieselnd, bald steigend, bald fallend, bald fröhlich, bald seufzend durch einander irren, und nach den Absichten des Künstlers zu einem harmonischen Ausdruck der Leidenschaft vereinigt werden, die er erregen wil. Das Herz vernimmt den Gang der Töne, und, ohne nach den Regeln der Kunst zu richten, überläßt es sich den Empfindungen, die es in der mannichfaltigen Sprache der Saiten ertönen hört. Jetzt hebt es sich gleichsam zu einer rauschenden Freude, und strömt mit dem hellen Jubel aller Instrumente fort; dann zerfließt es wieder in einer ruhigen Fröhlichkeit, und die Empfindung gleicht dem sanften Riesen eines Wachs,



Wachs, der ein lachendes Thal erquiekt. Jetzt wird die Seele in eine holde Melancholie eingewiegt, oder das Klagen der Saiten giebt ihr eine stille Verrübnis ein, die selbst wie die Freunde ihre Nimm hat; dann schmelzet sie wieder unter den zärtlichen Tönen, die die Stimme der Sängerrinnen begleiten, unvermerkt im Gefühl der Liebe hin, seuffzet in die wehmüthig sinkenden Triller, und, indem das ganze Herz weich ist, und alle seine Entzückungen zu einer süßen Wollust, für welche kein Ausdruck unsrer Sprache geschickt genug ist, zusammen stießen, so belebt sich die Einbildungskraft, und erhöhet durch die Schöpfung angenehmer Bilder die Entzückungen der Seele.

Durch die Musik, sagt Pope, empfinden die Seelen eine gleiche Gemüthsverfassung, schwelgen nicht zu hoch auf, und sinken nicht zu tief. Wenn in der Druß sich stürmische Freuden erheben, so läßt die Musik ihre sanfte beruhigende Stimme erschallen; und wenn die Seele von Sorgen gedrückt wird, so erhebt sie sich in belebenden Tönen. Der Krieger entflamt sie mit besetzten Tönen, und in die blutenden Wunden der Verliebten gießt sie Balsam.



hebt ihr Haupt; Morpheus stohet von seinem
 Bette auf; ihre Trägheit ziehet die Arme aus ein-
 ander, und erwacher; horchend läßt der Meid
 seine Schlangen fallen; kein innerlicher Krieg
 setzt länger unsere Leidenschaften in Aufruhr, und
 der Schwindelgeist der Partheien höret seine Wuth
 hinweg. Die Musik kan den grausamsten
 Schmerz besänftigen; und die strengste Wuth des
 Schicksals entwafnen; sie kan den Kummer mit
 Freude verwandeln, und Verzweiflung und Ras-
 erei gefälliger machen; sie kan die Freude der
 Erde vergrößern, und von der Glückseligkeit des
 Himmels den Vorschmack geben.

Und welches Jahrhundert und welches Volk
 hat nicht die Musik geschätzt, diese frohe Tochter
 des Himmels, die zuerst mit den Schäfern wei-
 dete, und bald durch die kunstlose Flöte, und
 bald durch ein Lied vol Natur der Hügeln und
 Gebüschen das Lob, und den Ratsin der Mä-
 chen verkündigte, die mit belobten Metal den
 Helden in die Schlacht begleitete, und die Cha-
 ren des Siegers erhob, die, so bald man ihre
 göttliche Macht merkte, an den Oertern einge-
 führet ward, wo die Menschen empfinden solten,
 bei dem Dienste der Götter, deren Zorn sie auch
 besänf-



besänftigte, bei der Feier wichtiger Feste, und bei den Stiftungen der Bündnisse und Verträge, die die mächtige Dichtkunst noch mächtiger machte, und der Jugend die Wunder der Geschichte lehrte; die noch jetzt manche unsrer geschäftlosen Stunden ausfüllt, und eine unsrer edelsten Unterhaltungen unter den Künsten ist, und selbst unsern Gottesdienst feierlicher und rührender macht, die den Landman auf dem Felde, und seinen Fürsten in der Oper entzückt, verschieden im Ausdruck, und an Vollkommenheit, aber erschaffen für jedes Herz, die allgemein verständliche Sprache der Natur, die Perser und Griechen gleich Regungen empfinden ließ, und den Ueberwinder der Welt gleichsam mit einem Klang überwand? Ja die Musik ist für alle Zeiten, und für alle Menschen; sie nimt ihren Weg gerade zu dem Herzen, und wird von allen, die nur irgends empfinden können, verstanden. Wie sehr machen sich nicht Genie und Kunst, die die Musik erhöhen, um das Vergnügen ganzer Nationen verdient? Wie viele Menschen und wie viele Städte sind nicht schon durch die Meisterstücke eines Braun und Telemann entzückt worden? Und wie viel sind wir nicht Italien schuldig, daß



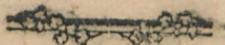


in seinem Schooße die Musik, eine junge Göttin, gleichsam bis zur völligen Reife ihrer Schönheit erzogen hat?

Nicht bloß die Ergänzungen des Ohres, nicht bloß die Erregung und Befähigung der Leidenschaften macht das ganze Verdienst der Musik aus. Weil sie sich mit den Empfindungen beschäftigt, so erweicht sie auch das Herz, und verfeinert seine Neigungen. Wie sehr ist nicht schon die Zerstreuung des Kammers und der finstern Gedanken, und die Aufheiterung der Seele ein Vortheil der Musik, den wir oft nur bei ihr finden, wenn wir ihn nicht in den Armen der Freundschaft noch der Weisheit zu finden wissen? Aber, welcher Gewinn ist es nicht noch, wenn sie unsere Neigungen menschlicher macht, wenn sie ihnen eine gewisse Milde und sanfte Weiche ertheilt, die die Eindrücke einer zärtlichen Freundschaft, einer leutseligen Gesinnung, und einer wirksamen Menschenliebe leichter annimmt, bald von den Leiden und Bedürfnissen anderer, und von ihren Dienstleistungen gegen uns gerührt wird? Und dieses ist die Macht der Musik; sie belebt die Empfindungen; sie giebt dem Herzen eine gewisse Leichtigkeit des Gefühls, und eine
gewisse

gewisse Feinheit und Güte in den Trefen; und man hat angemerkt, daß Fürsten sich selten zum Zorn und zur Härte haben hinarbeiten lassen, die die Musik geliebt; denn die Neigung zu ihr gründet sich schon auf eine gewisse Anlage der Seele zum Sanften und Bärtlichen. Selbst die Sitten gewinnen, und nehmen mehr Gefälligkeit und munteres Wesen an.

Auch hat die Musik mit den übrigen schönen Künften das Amt, den Geschmack zu verbessern, gemein. Allein dieser Geschmack ist nicht bloß darauf eingeschränkt, daß er uns in den Werken der Künste das Schöne empfinden lehrt; er muß uns auch ins gesellschaftliche Leben begleiten, sich gleichsam mit in alle unsre übrigen Empfindungen und Urtheile mischen, und unsern Handlungen einen gewissen gefälligen Anstrich geben. Wer seine Ohren und sein Gefühl lange an die wahre Musik gewöhnet hat, wird der nicht ein Wohlgefallen an allem finden, was übereinstimmend, und schön, und anständig ist, auch wenn er es außer dem Gebiete der Künste antrifft? Wird der, der die Harmonie in den Tönen liebt, sie nicht auch in dem stlichen Betragen lieben? Und werden nicht alle seine Urtheile und Handlungen



lungen von der Fertigkeit, richtig zu empfinden, und überal das Anständige, das Schöne und Edle zu wählen, einen neuen Glanz erhalten? Unstreitig ist der Einfluß der Musik, den sie in die moralische Harmonie der Menschen hat, einer der erheblichsten.

Dieser wird noch mehr befördert, wenn die Poesie mit der Musik sich vereinigt, und beide den Lehren der Weisheit, unter den Entzückungen des Ohres und des Geistes, einen leichtern Eingang ins gerührte Herz verschaffen. Welche Macht hat nicht ein Lied von Hagedorn und Gellert auf den Lippen! einer schönen Sängerin, und von der holden Stimme der Saiten begleitet? Wer wünscht sich da nicht ganz Ohr zu sein? Wer prägt sich nicht alle Bilder und Empfindungen, die in dem Gesange liegen, und die, die er erweckt, tief in die Seele ein? Und wer erneuert nicht gerne bei sich das süße Andenken an sie?

Wenn diese und noch andere die Vortheile der Musik sind; wie anständig und wie edel sind denn nicht die Zusammenkünfte zu Concerten? Und wie würdig, selbst von der Moral angepriesen zu werden? Unter allen Ergöhzungen und Arten des
Zeit:

Zeitvertreibes ist die Musik die beste; und die Zeit, die wir unsern Geschäften ohne Nachtheil entziehen, um sie ihr zu schenken, wird ein wahrer Gewinn für uns. Wie rühmlich ist es nicht für einen Ort, wenn seine Einwohner Geschmack genug haben, um sich zu öffentlichen Concerten zu versamen; und wie vortheilhaft pflegt nicht der Fremde von der Achtung zu urtheilen, die man der Kunst erweist?

Aber auch in der Einsamkeit, und in den öden Stunden, wo wir, müde von Geschäften, einer Erholung bedürfen, und sie nicht erst in Gesellschaften suchen wollen; was für eine süße Unterhaltung und Erquickung des Geistes gewährt uns da nicht die Musik? Wie bald fliehen nicht, wenn sie erwacht, alle Bilber des Kammers, und wie sanft erheitert empfindet nicht die Seele die Ankunft der Freude, von deren Reiz sie belebt wieder zur Arbeit zurückkehrt? Allein wie angenehm ist es nicht auch, mit einem Freunde, und mit einer gefühlvollen Schönen die Vergnügungen der Musik zu theilen, und mit ihnen manchen einsamen Winterabend am Clavier zu versingen? Dann vergessen wir, auf das Geplätscher der Regengüsse, und auf das Geheul der Stürme



zu hören, oder sie dünken uns weniger wild; die süßen Lieder einer Geliebten scheinen die Wuth der Bitterung zu besänftigen, und selbst die rauhen Wunden in eine aufmerksame Stille zu bringen. So ergötzend es auch ist, eine Schöne unter einem zärtlichen Liede, das ihr eine unschuldige Liebe eingab, und die Einsamkeit singen läßt, zu belauschen; so ist der Anblick einer Dame noch entzückender, die, unwirrig von ihren kleinen Kindern, am Clavier sitzt, und ihren Wohlthut und Empfindung einflößt. Wie aufmerksam stehen nicht diese jungen Grazien um sie her, und herrschen auf die hellen Saiten, und auf die geliebte Stimme? Bald hüpfen sie, wie der frohliche Klang; Heiterkeit ist auf ihren Mienen, und Leben in allen Gliedern; bald wagen sie selbst einen Ton, und sehen lächelnd die Mutter an, begierig nach ihrem Beifal; bald dringt eine gute Lehre und eine edle Empfindung mit dem Gesang in ihre Herzen, und wird unvermerkt ein Saame der Tugend. Kein Zeitvertreib ist selbst für die zarte Kindheit anständiger, als die Musik; und nichts ist für sie vortheilhafter, als sie früh an ihre Harmonien zu gewöhnen. Dadurch gesellet sich die Freude, ihre feste Gespielin, die man niemals

mal's

mals von ihrer Seite entfernen sollte, am leichtesten zu ihnen; die Seele bildet sich allmählich durch ihre innere Heiterkeit zur äußern Freundlichkeit, und zu sanften Gestimmungen gegen andere; der Saame des Geschmacks an dem Schönen und Harmonischen wird gleichsam in ein frisches, und noch unverderbenes Erdreich geleyet; und ein Alter, das die gewöhnliche Form der Unterweisung scheuet, ist niemals gelehriger, als wenn der Unterricht sich unvermerkt unter seine Ergößungen mischt.

Es sei also in diesen Monathen die Muse oft die Schöpferin unsers Vergnügens in zahlreichen Zusammentänzen, und zu Hause. Sie erheitere die Nuzeln des Greises, und besetze die leeren Stunden der spielenden Kindheit. Die ströbde Schöne müsse den silbernen Klang der Saiten vernehmen, eine zärtlich aufwallende Empfindung in der Brust dulden, und aufhören, die Liebe zu verachten; der wilde Jüngling müsse den stürmischen Verauschungen der Lust entsagen, sich der Muse in die Arme werfen, und unter ihren stillen Ergößungen zahm werden; die mürrische Alte müsse anfangen zu liebängeln, und der Scheinheilige vor Wollust zu seuffzen, und es seinen Nachbar hören lassen, daß er noch ein Mensch ist; und wenn Tiger und Löwen,



wen, als Orpheus seine Leber rührte, aus ihren Höhlen hervorbrachen, freundlich sich um ihn herdrängten, und die bezaubernden Saiten pfeckten, so müsse auch jede Seele ihre Wuth und ihren Haß vergessen, der blutdürstige Verfolger müsse seinen grausamen Entwurf fahren lassen, und, erweicht und menschlich gefint, eilen, seinen Feind zu umarmen, und ihm sein Herz wieder anzubieten. Göttliche Musik! die du ehemals Wälder und Felsen bewegtest, und wilde Thiere bezähmtest, beweise noch deine Macht, und thue, was kein Moralist kan.



Der

Winter.

Elfte Betrachtung.

Außer den sanften Vergnügungen der Con-
certe sind dem Winter auch die Ergö-
gen der Vögel eigen; und wie oft über-
windet nicht leicht ein fröhlicher Tanz die Kälte und
die Melancholie der langen Abende? Wenn der
Tag, zum Tanze bestimmt, über die beschneite Welt
aufgeht; wie heiter strahlt er alsdenn nicht in
die Schlafgemächer der Schönen, um sie zu dem
erwünschten Feste zu wecken? Noch entzückt sie
der süße Traum, und täuscht sie vielleicht mit eis-
nem Kuß, den ihnen ein Geliebter raubt, und
vorüber ihre Wangen noch höher erröthen, oder
vielleicht mit etwas Wichtigern — mit den Freu-
den der nahen Hochzeit. Noch verschleßt sich
in manchem sanft schlummernden Auge das sieg-
reiche Feuer, das selbst den Weisen oft bethört,
und noch liegt manches reizende Gesicht in stiller
Schönheit da, erheitert vom Glanze des Mor-
gen:



genlichtes, das seine Rosen blühender färbt. Aber wenn die Schöne das Auge eröfnet, dann ist die Luft des Tages ihr erster Gedanke, und lächelnd glühet ihr Blick der freundlichen Sonne entgegen; dann scheint ihr die ganze Natur ein heiteres Ansehen zu haben, und die Gegend voll vom blendenden Schnee, und vom blitzenden Morgenstrahl beleuchtet, im Reiz des Frühlings zu schimmern, so sehr verschönert die vergnügte Seele, und die erregte Einbildungskraft ihr alle Gegenstände; dann wagt sie (eine ungewöhnliche Ueberwindung) gleich nach dem Erwachen den zarten Fuß aus den Pflaumendecken heraus, schlüpft behend hinter der flatternden Gardine hervor, und eilt, wer weiß es nicht wehin? und eilt an den geliebten Nachttisch. Verzeihen sie, gütige Schönen, wenn ich sie hier, wo sie am meisten ihre schöpferischen Talente zu entwickeln pflegen, belausche; gern bewundere ich ihren Wit, und ihre an Erfindungen unerschöpfliche Kunst, die sie auf die wichtige Sache, auf ihren Putz, so rühmlich zu verwenden wissen; und können sie es mir übel nehmen, wenn ich ihnen noch mehr Bewunderer zu erwerben suche? Thut man ihnen nicht in der That Unrecht, wenn man ihrem Geschlechte einen weit geringern Grad der

Geduld



Geduld zuschreibt, als dem unfrigen? Und hat dies nicht manches böse Buch gethan? Allein haben die, die ihnen den Verwurf machen, wohl gesehen, wie viele Stille des Gemüths, und welche Geduld sie ganze Vormittage lang unter den Händen ihrer Kammerjungfern, und vor dem Spiegel beweisen?

Kann ist die junge Lesbie aus ihrem Schlafgemach getreten, so sitzt sie schon wie eine Westfale, mit einem weißen Gewand um die schönen Glieder bedeckt, in ernsthafter Beschäftigung vor dem Nachttisch, und schmückt sich zur feierlichen Lust des Tages. Was für glänzende Schätze und Heiligthümer des Putzes liegen nicht vor ihr ausgebreitet? Hier blißen Ringe und Juwelen, und alle Farben glühen mit wechselndem Lichte in einer Reihe von Edelsteinen; es schimmern silberne Stecknadeln, und funkeln Ohrgehänge von mannichfaltiger Pracht; goldene Tabacksdosen, und Uhren, und ausgelegte Schachteln und Büchsen, die einen süßen Wohlgeruch ausdunsten, sind mit einem zierlichen Anstand geordnet; auch liegt wohl ein zärtlicher Brief unter den Kostbarkeiten aufbewahrt, denn welche Schöne liebt nicht die Opfer der Liebe, selbst wenn sie die Wünsche des Liebhabers nicht erhören wil? Aber kein neugieriges



riges Auge findet hier Mäuschen und Schmutzwasser, weil Lesbie zu sehr ihre Schönheit kent, als daß sie sie durch Anstrieche der Kunst erst erhöhen dürfte, und sich zu sehr liebt, als daß sie sich mit den eiteln Matronen, die gerne noch jung sein möchten, um erobern zu können, und vergebens das Alter der gerunzelten Wangen hinter einer falschen Röthe zu verbergen suchen, dem Gespötte Preis geben sollte. Es ist nicht, bejahrte Damen, die sie es mit der Welt noch so gut meinen, und sich ihr nicht in ihrer wahren Gestalt zeigen wollen, es ist nicht der geborgte Reitz, der uns verführet; sie sind desto sicherer vor unsern Blicken, je mehr uns ihre Wangen die Jugend künstlich anpreisen wollen; und wenn wir aufmerksam genug sind, sie zu betrachten, so sehen wir in der Farbe die ganze Eitelkeit ihres Herzens, die sich lebhaft auf dem Gesichte mahlet. Haben sie immer Ueberwindung genug, so zu erscheinen, wie es der Natur gefält, sie erscheinen zu lassen; sie haben nichts Wesentliches verloren, wenn ihre Blüte abgefallen ist; nicht sie, sondern die Strenge der Zeit, wogegen sie nichts vermögen, ist es, die ihnen ihre Reize raubt, und die einst ihre blühenden Töchter ihnen ähnlich machen wird; die wahre Zierde eines Frauenzimmers



zimmers ist der Ruhm, edel gelebt zu haben, und wenn die Schönheiten des Gesichtes verschwunden sind, so ist es Zeit, uns durch die Schönheiten des Geistes weit mehr zu entzücken, als es durch jene geschehen konte; niemals können sie uns für die verblüheten Annehmlichkeiten ihres Körpers glücklicher schadlos halten, als durch die Weisheit ihrer Seele, über welche die zerstörende Hand der Jahre nichts vermag. Doch bald hätte ich meine Lesbie mit den Kostbarkeiten ihres Nachtisches vergessen. Doch sitzt sie auf dem Stuhle geheset, indessen daß ihre geschäftige Zose die schwarzglänzenden Haare ringelt, Locken an Locken aufbauet, und sie mit Wohlgerüchen und Juwelen durchwebt. Während dieser sündreichen Bemühung, den Hauptschmuck zu vollenden, wirft die Schöne oft einen kritischen Blick in den vor ihr aufgestellten Spiegel, mustert alle Locken, ob sie mit gutem Geschmack geordnet sind, und ermuntert die Priesterin des Putzes mit artigen Lobsprüchen; oder sie liest im Heliert, und indem sie ihn seine Selinde schildern sieht, so schlüpfet ihr Kluge unvermerkt vom Buche weg, lächelt dem Spiegel zu, und erblickt Selinde,

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,

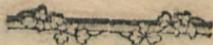
Selinde, reich an Lieblichkeiten,

Willmüßig

L 3

Schön,



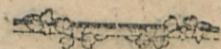


Schön, wenn ich also sagen mag,
 Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie
 der Tag.

Doch glaubt sie, was jene vom Wahler, daß ihr
 der Spiegel schmeichelt, und je mehr sie es glaubt,
 desto weniger schmeichelt er ihr. Ein seltenes
 Beispiel, daß der Spiegel einer Dame zu viel
 Schönes an ihr selbst vorzeiget. Aber welchen
 Reiz legt nicht die Bescheidenheit der Schönheit
 bei? Lesbie ist bezaubernd, ohne es wissen zu wol-
 len, und sie schmückt sich, nicht um mehr be-
 wundert zu werden, sondern um mit dem An-
 stand, den sie ihrem Alter und ihrem Range zu
 geben schuldig ist, unter ihren Gespielinnen zu
 erscheinen, und sie weiß, was so viele nicht wis-
 sen, sie weiß sich zu puzen, ohne den Tadel der
 Moral zu verdienen. Ihr Anzug von der fun-
 kelnden Juwelen in den Locken, bis zum kleinsten
 Schuh, ist mit einer gewissen Feinheit des Ge-
 schmacks ausgesucht, und angeordnet; nicht durch
 die Rathgebungen ihrer Freundinnen, die sie dar-
 über erst hätte beistimmen dürfen, sondern durch ihr
 eigenes Gutdünken, das ihr Vogel genug ist. Die
 Farbe ihres Kleides, und seine Besetzung, ihr
 Hauptschmuck, die Geschnitte um den blendenden
 Hals und um den weichen Arm, alles ist mit ei-
 ner

ner feinen Wahl zusammengeordnet, daß ihre Reize noch durch ihren Duz gewinnen, und jede Miene belebter wird. Was für eine reine Röthe ist nicht über ihre Wangen ausgegossen, und was für eine sanfte Rinnuth spricht nicht aus ihren schwarzen Augen, deren Lächeln selbst einen Cato unruhig macht? So geht die reizende Lesbie zum Bal; und alle Liebesgötter drängen sich, sie zu begleiten. Die ganze Schaar der Jünglinge erwartet sie; sie kömmt, und alles ist Freude; sie kömmt, und liberal sind schalkhafte Amors in den Falten ihres rauschenden Stoffs verfleckt; sie siegt, ohne siegen zu wollen, und alle Blicke, und alle Herzen folgen ihr, ohne daß sie die Miene machte, sie zu fesseln.

Unterdessen sitzt auch die betagte Beatrice, und puzt sich zum Bal. Sie hätten nicht nöthig, gute Madame, sich so sehr zu bemühen, denn die schlauere Welt sagt es schon, daß sie, wenn sie öffentlich erscheinen, zwanzig Jahr jünger, als in ihrem Schlafgemache sind, und daß sie in Gesellschaften ein anderes Haar, als zu Hause tragen. Man spricht auch so etwas von geborgten Zähnen; aber wer wolte sogleich jedem Gerüchte glauben? Indessen besenfzen sie immer die Flüchtigkeit der menschlichen Dinge vor ihrem Spiegel; aber lassen sie ja die verwelkte Natur in Ruhe; der Winter



ter läßt sich zu keinem Frühling maschafften, und wenn es wahr ist, daß sie geblühet haben, so lassen sie es auch wahr sein, daß man da keine Bistze mehr zu erkünsteln suchen müsse, wo sie vergangen ist. Sie wollen auf dem Bal erscheinen; nun gut! Nehmen sie aber die Einladung für nichts mehr an, als was sie ist; man bitter sie aus Hochachtung, und nicht aus einer zärtlichen Sehnsucht, wie sie glauben. Kommen sie also zu den Vergnügungen der Jugend, und ergößen sie sich durch ein kluges Gespräch auch wohl, wenn sie wollen, durch einen sitzamen Tanz. Aber was geschieht? Seht, die Alte kömt, ganz wie eine junge Braut gepuht, und alles, bis auf die von der Schminke vorgebens bedeckten Mangeln und welken Hände, ist an ihr Jugend; seht, wie sie ihre matten Augen dreht, wie sie nach Liebhabern sucht, wie ihr darrer Mund feurige Liedlosungen verschwender. O daß doch Nabener sie hier verschonen, und alle seine schalkhaften Satyrs loslassen möchte, um hinter ihr her unter einem lauten Gelächter zu klatschen, und sie bis an ihr Schlafzimmer zu verfolgen.

Auch die blonde Chloris, deren schnellen Witz jeder gedankenlose Stutzer scheut, auch die schalkhafte Philinde, die den Spot, der oft von ihren Lippen fließt,



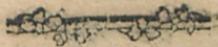
fließt, mit einem heitern Lächeln mildert, auch Clarissa mit dem kleinen süßen Munde, den die Grazien gebildet haben, auch Liserchen, die auf jeder Wiene sanfte Unschuld trägt, auch Philippinchen, die angezehmet, aber eben so verständig, als ihr Papagen spricht; doch, wer kan alle die Schönen nennen, die sich zum Bal schmücken? Und würde ich nicht eben so langsam, als sie mit ihrem Puzze fertig werden, seine Beschreibung vollenden, wenn ich sie nicht hier abbräche? Weisend aber wie Lesbie sei jede Schöne, die den Tanzsaal berit; dann wird man glauben, daß die Huldgöttinnen sich zu einer zahlreichen Familie vermehret haben.

Sind die Damen geschmückt, so erwarten sie auf den Kanapeen die bestimmte Stunde, zählen jede Minute, und beschäftigen indessen ihren Geist mit dem Fächer. Das Herz hebt sich in stillen Wünschen, und schmachtet dem Augenblicke entgegen, der die Tanzgesellschaft versamlen sol; wer komt; niemals hat die Glocke einen so hellen Schall gegeben; die Herren, die die Ehre haben sollen, sie zu begleiten, fliegen unter artigen Verbeugungen ins Zimmer herein, küssen anstat der weichen Hand nur Leder, und sind doch entzückt, stehen star, und bewundern die Schöne, und krausen mit Lobsprüchen über ihren Anpuß





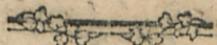
um sich her, die ihr ans Herz gehen; sie fragt, ehe sie geht, noch einmal den Spiegel um Rath, und stellt die letzte Mustering an; nun eilt sie an der Hand ihres Führers an die Kutsche; die Kasse stampfen vor Ungeduld, und der schwarzhärtige Kutscher läßt sie so schnell davon fliegen, daß die hinter her leichenden Bedienten kaum ihren erhabenen Stand erlaufen können; das Pflaster schallt, die Häuser spüren eine zitternde Bewegung, und ein lauter Nachhall raselt die Gassen hinterher; die Kutsche hält; mit einem feinen Anstand hebt der Begleiter seine Dame heraus, seufzt beim Herausheben, nicht als ob die Last zu schwer wäre, sondern weil sie so schön ist, und fährt sie auf den schimmernden Saal. Alle Blicke der Gesellschaft kommen ihr entgegen; sie raucht mit einem Gange vol Anstand und Anmuth durch die Versammlung, empfängt bald den Kuß eines Herrn auf dem Handschuh, bald hält sie die schönen Wangen den eben so schönen Lippen einer Freundin hin, und indem sie sich küssen, kispelt die neidische Liebe manchen Seufzer. Noch immer nimt die Versammlung an Ankommenden und an Geräusche zu; aber wie harmonisch ist sie nicht, da Freude und Jugend sie verbinden? Schon läßt



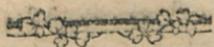
das wartende Chor der Musiker einige vorläufige Töne durch die Saiten klingen; mancher Fuß fängt schon eine häßliche Bewegung an, und manches Herz pocht vor Ungebild. Und wer könnte lange die Verzögerungen des Tanzes ertragen?

Nun verbindet sich Paar und Paar; alle Instrumente kündigen mit erhabenem Jubel die majestätische Menuet an. Nicht die Mangsucht, sondern die Fröhlichkeit eröffnet den Bal, und in einem Augenblick sind so viele Paare im Tanz, als es der Raum vergöth. Wie leicht und wie harmonisch ist nicht die Bewegung, und mit welcher Mischung von Anmuth und Majestät schweben nicht die Paare nach dem Ton der Musik unter einander? Welcher Anstand herrscht nicht in jeder Geberde, und welche Uebereinstimmung in den Bewegungen der Hüfte, der Arme, und des Hauptes? Ueberal ist Takt in den Schritten, bestimmte Bewegung in der Langsamkeit und Geschwindigkeit, eine harmonische Folge in diesen Bewegungen, ihre Uebereinstimmung mit den Instrumenten, und mit den übrigen tanzenden Personen. Jeder schöne Körper gewinnt unter einem guten Tanz; alle Reize der Damen haben einen lebhafteren Eindruck, und selbst die verblühete Matrone fängt wieder an zu gefallen.

Wald aber ordnet sich eine lange Reihe zu einer lebhaft:



lebhaftesten Art des Tanzes; Gesicht gegen Gesicht
 gekehrt stehen die Paare, und die Schöne lächelt ihr
 dem Geliebten schon Beifal über die neue Lust zu; die
 Musik fängt an mit allen Saiten den fröhlichen
 Tanz zu gebieten; und in eben dem Augenblick fliegt
 das erste Paar von seinem Ort, wiegt sich bald mit
 Frichtigkeit und Anmuth gegen einander über,
 schwebt bald mit umschlungenen Händen durch die
 glänzende Reihe, durchkreuzet sie bald in hü-
 pfernder Eile, oder die Schöne fliegt voran, und hinter
 ihr folgt ihr Jüngling, als wäre sie ihm entflohn,
 dann begegnen sie sich, und eilen wieder von einan-
 der, und irren in manchem harmonischen Labyrinth
 umher, bis sie sich auf einer andern Stelle wieder
 finden, und das nächste Paar in die frohe Bewegung
 einstreichen, bis endlich alle Paare durch einander ge-
 zingelt den Tanz vollständig auswickeln, und die
 künstliche Verwirrung der Wiederholungen, Bege-
 gnungen, Rückgänge, und tausend anderer Arten von
 Abwechslungen, sich über den langen Saal verbrei-
 tet. Wie beflügelt sind nicht alle Füße, und wie
 hüpfet nicht allen das Herz unter den labyrinthischen
 Wendungen des Tanzes? Wie lebhaft glühen nicht
 die Blicke und Wangen der Schönen, und wie oft
 erfahren sie nicht einen sanften Druck der Zärtlich-
 keit unter den Umschlingungen der Hände, eine Er-
 klärung, die weit beredter, als Duns seine ist? So
 wird



wird ein Tag nach dem andern wiederholet; die ermüdenden Arten wechseln mit leichtern ab, und die Pausen werden mit unterhaltenden Gesprächen, und mit Erfrischungen ausgefüllt.

Wenn der Tanz mehr, als eine Ergözung, ist, und wenn er gewisse Vortheile hat, die, wenn sie auch nur klein sind, doch nicht verachtet werden dürfen; so ist seine moralische Zulässigkeit entschieden. Ich verlange nicht, mich hier mit manchen Scheinheiligen zu zanken; es ist einmal gut, daß ihre Stimme nichts gilt; sie mögen immer auf alle Vergnügungen schmählen, an welchen sie aus Mißsucht, aus Vorurtheil, oder aus einem gewissen Geiz nach dem Lobe einer reinen Tugend nicht Theil nehmen wollen. Wer gewisse Ergözungen für unerlaubt hält, der ist auch verbunden, sie zu meiden; und es giebt Personen, die als Menschen manche Arten der Vergnügungen genießen könnten, aber es wegen ihres Standes nicht dürfen. Als der vornehme Prälat neulich in Frankreich unvermüthet bei der Nacht auf einen Bal kam, da erstaunte die ganze Versammlung, und war voll Furcht und Zerstreung; aber als er diese Anrede hielt: „Mesdames, und meine Herren, ich komme nicht, sie in ihrem Vergnügen zu stören, ich halte es für erlaubt, aber da sie Geld zum Tanze haben, sonst es unbillig, daß sie indessen so viel Arme Hunger und Kälte leiden lassen; ich komme für

für





für diese Elenden eine Beihilfe unter ihnen zu sammeln, „als der weise Mann die Rede hielt, da beruhigten sich alle Damen wieder, und eröfneten willig ihre Börsen, und jeder pries den Bischof nicht nur wegen seiner wohlthätigen Gesinnung, sondern auch, weil er Klugheit und Mäßigung gering besaß, eine Art der Ergözung, an welcher er wegen seines Standes nicht Theil nehmen konnte, nicht zu tadeln. Ein merkwürdiges Beispiel für euch, ihr Herren Moralisten, die ihr alle Vergnügungen verdamt, ohne den rechten Gebrauch und den Mißbrauch zu unterscheiden. Laßt uns die Ergözungen der Welt untersuchen, anstat sie gleich zu verwerfen, und bedenken, daß wir immer zu wenig sind, um sie abzubringen; hierzu hilft kein unsinniges Geschrei, und kein Verdammungsurtheil, auch wenn es von der Kanzel erschallen sollte. Wer folgt man nicht oft für die Vergnügungen der Menschen mit mehr Hitze, als sie sie lieben? Und ist es nicht für den Sittenlehrer anständiger, die Ergözungen seiner Mitbürger ohne Vorurtheil und mit Mäßigung zu prüfen, ihnen das Gute, das sie haben, zu entwickeln, ihnen den weisen Gebrauch zu zeigen, und sie für die Mißbräuche zu warnen?

Diesen Anmerkungen wünsche ich eine gute Beherzigung, und getraue mir zu behaupten, daß Välle nicht nur für eine gewisse Classe von Menschen eine sehr

sehr erlaubte Ergözung sind, sondern auch noch andere damit verwandte Vortheile haben. Welche Bewegung kan für den Körper vortheilhafter, und für die Gesundheit heilsamer sein, als der Tanz? Wenn es Pflicht ist, auch für den Körper, den sichtbaren Theil von uns Selbst zu sorgen, und ihm so viel Zierde, Verschönerung, und Vollkommenheit zu geben, als es ohne Verletzung höherer Verbindlichkeiten geschehen kan, wenn die Uebung des Tanzes ihm die Fertigkeit einer geschickten Stellung, und einer leichtten Bewegung verschafft, und seine Glieder nicht nur gelenkiger und brauchbarer macht, sondern auch die Kunst lehrt, sich mit Anstand zu tragen; so ist schon, von dieser Seite betrachtet, der Tanz einer Empfehlung werth. Und wie nöthig ist es nicht für Personen vom Stande, und vom schönen Geschlechte, daß sie ihren Körper in ihrer Gewalt haben, und ihn mit einer gewissen Würde zu tragen wissen? Aber auch der Gesundheit ist der Tanz vortheilhaft, und wenn eine Bewegung heilsam ist, so ist es vornehmlich die Bewegung nach dem Schall der Musik, weil sie als denn nicht blos mechanisch ist, sondern das frohliche Herz an ihr zugleich Antheil hat. Und lehrt uns nicht ebenfalls der Tanz einen Geschmack an der Harmonie empfinden? Welches Auge wird nicht durch eine regelmäßige, mit der Musik und den Tanzenden übereinstimmende Folge von Bewegungen ergötzt?

Und



Und ist nicht diese Uebereinstimmung so sichtbar, daß das Auge an ihr einen Wohlgefallen empfinden würde, wenn auch das Ohr für den Wohlklang der Instrumente verschlossen wäre? Ist es dabei nicht ein Vergnügen, mit einer Kunst bekant zu sein? Derselben nämlich aber ist der Tanz geschieht, das Gemüth aufzuheitern, und der Seele eine gewisse Stärkung durch die Freude mitzutheilen. Wie viel vereinigt sich nicht bei einem Tanz, um uns Vergnügen zu verschaffen? Die muntere Gesellschaft, die Gegenwart der zärtlichen Schönen, die Belebung des Körpers, die hellere Beredsamkeit der Instrumente, das Wohlgefallen an dem Harnischen der Bewegung, und manches süße Bild der Einbildungskraft, dies alles verbindet sich, um uns eine sanfte Empfindung der Freude zu schenken. Wie liegt der Tanz auf der Schaubühne die Leidenschaften nachahmt, so war er bei seinem Ursprunge gleich der erste Ausdruck der frohen Empfindungen; er ist gleichsam ein Sohn der Freude, und ein deutlicher Ausleger der Natur. Auch wenn der Landman bloß nach der Schalmei in hurtigen Wendungen mit seiner braunen Galathee herumfliehet; wer sieht alsdenn nicht selbst in dem rohen Tanz einen Ausdruck und eine Bedeutung? Und vielleicht könnte man aus der Charakteristik mancher Nationaltänze die Charakteristik der Nationen selbst aufklären; ein Gedanke, dem ich die Ausführung wünschte,

Der

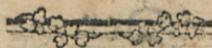
Winter.

Zwölfte Betrachtung.

Wenn der dunkle Winterabend in den Städten anbricht, so strömt eine Menge zu Fuß, und in Karossen zu den Schauspielen hin, und suchet mehr, als in irgend einer andern Jahreszeit, das Vergnügen, und die lehrreiche Unterhaltung, die das Theater gewährt. Eine vollende Kutsche verfolgt die andere, und auf beiden Seiten wimmelt der vermischte Haufe, unter einem unverständlichen Getöse, dahin. Die prächtigen Flügel des Schauspielhauses eröffnen sich, und nehmen einen ansehnlichen Theil der Stadt ein. Unterdessen, daß mancher Kenner schon seinem Nachbar die Schönheit des Schauspiels beschreibt, und ihm ein ungedultiges Erwarten und Aufmerksamkeit einflößt, so ertönen die Logen vom Geräusche der ankommenden

W

kommen,



kommenden Damen, und werden vom süßen Ge-
 schwäze vol. Vermischt sitzt das Alter und die
 Jugend unter einander; mancher neugierige Blick
 der Jünglinge schleicht unter ihnen umher, und
 mustert die Gesichter, und zärtlich suchen sich die
 Augen der Liebenden, und wenn sie sich finden,
 so verbreitet ihr Anblick eine stille Vergnügungs-
 zeit über sie aus. Bekannte treffen Bekannte,
 und Freunde treffen Freunde an; und die Gesel-
 schaft, die der erste Vortheil der Schauspiele ist,
 erhöhet auch das Vergnügen, das sie uns geben.
 Nun fängt die Musik an, uns eine neue Ergö-
 hung zu gewähren, und unterdessen, da das Au-
 ge noch keine Unterhaltung auf der Bühne findet,
 das Ohr zu beschäftigen; so sehr ist bei der Ein-
 richtung der Schauspiele für jeden Reiz, der die
 Sinnen rührt, gesorget. Bald bereiten die
 sanften Klagen der Saiten den empfindenden Zuhö-
 rer schon zur Wehmuth, und zum Mitleiden
 über die traurigen Scenen vor, die sich ihm er-
 öfnen werden; bald kündigt ihm die laute Fröh-
 lichkeit der Instrumente das komische Spiel an,
 das die Thorheiten der Welt dem Gelächter Preis
 geben wird. Der Vorhang rollt sich vor den Au-
 gen der ungeduldigen Menge in die Höhe; die
 Schau:



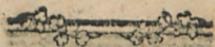
Schaubühne erfähet sich in der ganzen Pracht ihrer Bilderreien und Verzierungen; und ein Theil des Volkes, das vielleicht nur von ihnen herbeigelockt ward, wird da gerührt, und unterrichtet, wo es nur sehen wolte. Die Nachahmerin der menschlichen Leidenschaften und Schwachheiten, die Schauspielkunst fängt an, und in der ganzen Versammlung der Zuschauer, so vermischt sie auch ist, verbreitet sich eine tiefe Stille. Und wie geschieht ist nicht eine öffentliche Vorstellung, unsere Aufmerksamkeit zu unterhalten? Die Handlung empfängt in unsern Augen ihr rechtes Leben; Personen treten auf, und stellen uns das vor, was wir an Personen zu sehen gewohnt sind; die Charactere werden, so zu sagen, menschlich; jede Leidenschaft erscheint vor uns in ihrem eigenthümlichen Ausdruck, in ihrem Ton, in ihrer Geberde; dadurch wird selbst der, der ein träger oder zerstreuter Leser sein würde, ein aufmerksamer Zuschauer, und dadurch erhält das Schauspiel mehr, als irgend ein anderer Unterricht, in die Gemüther der Jugend, und derer, die vornehmlich von dem Einlichen gereizt werden, einen lebhaften Eindruck.



Aber es ist nicht genug, die gewöhnlichen Erziehungen der Welt zu schildern; ein bloßes Gemälde von ihnen zeigt uns noch nicht genau das Erlaubte oder Unerlaubte, das Vertheilhafte oder Nachtheilige, das sich bei ihnen befindet. Die Vergnügungen, die wir oft zu genießen pflegen, müssen die weise Strenge der prüfenden Moral aushalten können; und wenn diese sie vor ihren Richterstuhl fordert, so muß es darum geschehen, um uns zu lehren, daß unsre Vergnügungen nicht bloß unsern Geschmack, sondern auch Gründe auf ihrer Seite haben müssen. Weder unsre Neigung zu einer Art der Erziehung, noch die Mode und das Beispiel anderer, ist uns für seine Rechtmäßigkeit Bürge; der Verstand muß das, warum sie erlaubt, und wie sie nützlich sind, ansehen, und diese Einsicht die Liebe zu ihnen beleben, oder einschränken. Man geht nie bei seinen Vergnügungen sicher genug, wenn man bloß ein Herz befragt, das uns oft so schlan zu hintergehen weiß; der Verstand muß seine Vorrechte ausüben, die Vorrechte der Prüfung, und der Entscheidung, und dem Geschmack, und den Neigungen kein es zu, sich seinen Aussprüchen zu unterwerfen.

Mit

Mit diesen Anmerkungen gehen wir zur Beurtheilung der Schauspiele über, die unter allen gesitteten Völkern eingeführet sind, aber eben so sehr ihre Tadler als Verehrer haben. Und wo sind jemals die Urtheile der Menschen übereinstimmend gewesen, wenn es auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit mancher Ergößungen ankömmt? Ein jeder hat seinen eigenen Gesichtspunkte, aus welchem er urtheilt, und fast ein jeder dieser Gesichtspunkte ist, wenn nicht von Leidenschaften, doch von Vorurtheilen umwölkt. Die Entwicklung der Vortheile der Schauspiele ist eine halbe Widerlegung der Vorwürfe, die man wider sie erregt; und vielleicht erheben diese mehr die Ehre des Theaters, als die Lobsprüche, die man ihm oft mit einer gewöhnlichen Art von Verschwendung beigelegt hat. Da ich hier mehr für das Richtige, als für das Neue der Gründe für die Schauspiele zu sorgen habe; so darf ich auch andere Männer für mich denken lassen, und mich mit dem Verdienste begnügen, ihre Urtheile meinen Lesern wiederholt zu haben. Man denke sich aber ein Theater, auf welchem weder wider den guten Geschmack, noch wider die guten Sitten geständiget wird; und auf welchem



die besten Stücke unserer dramatischen Ori-
naldichter, die immer bei uns den Vortritt ha-
ben sollten, und nach diesen die ausgefeiltesten
der Ausländer aufgeführt werden. Die Pori-
thette, die eine solche Schaubühne verschafft, sind
bald erheblich, bald sind sie es minder; wir füh-
ren sie an, ohne ängstlich eine Rangordnung zu
beobachten.

Man verspricht sich von der Schaubühne die
Ausbreitung des guten Geschmacks unter einer ge-
wissen Gattung von Menschen, die zwischen dem
Gelehrten und dem Pöbel steht. Ob der Ge-
schmack dieser Leute einer nothwendigen Verbesse-
rung bedarf, ob er zu den Sitten, und dem an-
dern Wohlstand beitrage, dies mögen andere ent-
scheiden; aber wenn der Geschmack des Volks
ausgebildet werden sol, so ist unstreitig das Thea-
ter dazu das beste Mittel. Denn wo sollen Leu-
te, die entweder von aller Lektür entfernt, oder
nur mit einer elenden beschäftigt sind, wo sollen
sie die Regeln des Anständigen, des Schönen
und des Edlen lernen? Und wie können sie es
leichter und angenehmer lernen, als vor dem
Theater, auf welchem der gute Geschmack so-
wohl in den Stücken selbst, als in ihrer Vor-
stellung

stellung, sie an sich lockt und vergnügt? Und welcher Unterricht ist eindringender, als der, der uns unter der Miene der Ergözung an sich zieht? Ohne die Hülfe, die die Schauspiele dem Geschmacke verschaffen, würde mancher Theil des Volks noch völlig roh und ungebildet sein; ohne sie würde sich in mancher Familie nicht die Liebe zur Lesung guter Schriften, und zur genauern Kenntniß der menschlichen Sitten ausgebreitet haben; und ohne sie würde selbst die Ausbildung der Sprache noch mehr verkümmert worden sein. Denn die Reinigkeit, der Nachdruck, und die Feinheit der Sprache, deren Kenntniß einen ausgemachten Werth hat, prägt sich nicht glücklicher, als durch die Declamation auf dem Theater ein.

Die Schauspiele beschäftigen eine Classe von Menschen, die sich ohne diesen Zeitvertreib einem manständigen Müßiggange und wilden lasterhaften Ergözungen ergeben würde. Man muß die Menschen betrachten, nicht nur wie sie sein solten, sondern auch, wie sie sind. Haben wohl viele Klugheit und Ueberlegung genug, sich auf eine nützliche Weise zu beschäftigen, oder solche Vergnügungen zu suchen, die ihrer würdig sind? Und ist es nicht billig, den

Thorheiten und Ausschweifungen dieser Leute zu
 vor zu kommen, und sie davon durch die Veran-
 staltung eines unterhaltenden Zeitvertreibs abzu-
 ziehen? Für diese ist das Schauspiel eine öffent-
 liche Wohlthat, und der Prinz, der nicht nur
 für sich, sondern auch für seine Unterthanen ein
 Theater unterhält, beweiset dadurch, daß er eben
 so sehr für ihre Sitten, als für ihre Ergözung
 forger. Wie viele würden nicht in der leeren
 Muße der Abende auf tausend gefährliche Wege
 gerathen, die Niederträchtigkeit und Gewinnsucht
 der Jugend zum Laster zu eröfnen, oder wenig-
 stens ganze Stunden in einer völligen Beschäfti-
 gungslosigkeit vergähnen, wenn ihnen nicht die Schau-
 bühne ein anständiges Vergnügen und einen un-
 terhaltenden Zeitvertreib anböte? Da die Schau-
 spiele eine öffentliche und allgemeine Ergözung
 sind, da alle Stände in der Republik daran
 zugleich Theil nehmen können, so gewinnen sie
 dadurch einen merklichen Vorzug. Der Geringe
 und Niedrige, der von den Vergnügungen
 der großen Gesellschaften, der Concerte und Bäl-
 le ausgeschlossen ist, wird dafür durch den
 freien Zugang zu den Schauspielen schadlos gehal-
 ten; und verdienet nicht er, der die Beschwer-
 den

den



den und Mangel des Lebens fühlt, weit mehr,
als der Boernehme, eine erquickende Beirung?
Der Einwurf wider die Verschwendung
der Zeit und des Geldes ist nicht so wichtig, als
er vielen vorzukommen pflegt. Wird man,
wenn man es auch kan, täglich die Schauspiele
besuchen? Wer dieses thäte, der würde einen
großen Tadel verdienen, selbst wenn er keine
Geschäfte zu versäumen, und Vermögen genug hät-
te. Allein hat man nicht die Arbeiten des Be-
rufs, die es verbieten, alle Tage den Schauspie-
len beizuwohnen? Und wird man nicht manchen
Abend, wo man diese Ergözung genießen könt-
te, bald durch seine Freunde, bald durch die
Zerstreuung des Lebens daran gehindert? Zwar
kosten uns die Schauspiele immer einen gewissen
Aufwand; aber kommen uns viele andere Zeit-
vertreibe nicht noch theurer zu stehen? Und
würden nicht viele, wenn das Schauspielhaus
verschlossen würde, andere Gelegenheiten suchen,
sich für ihr Geld zu belustigen? Sorgt man nicht
besser für sie, wenn man ihnen dafür eine Art
der Ergözung anbietet, die anständig und nüt-
zlich ist? Es muß der vernünftigen Beurthei-
lung eines jeden überlassen werden, wie viel
Zeit

Zeit und Vermögen er auf die Besuchung der Schauspiele verwenden darf.

Da uns unsre Geschäfte ermüden, und wir sie nur zu einer noch größern Ermattung, und mit einem schlechten Erfolge fortssetzen würden; wenn wir sie nicht mit einer kurzen Ruhe abwechseln ließen; so bieten sich uns die Schauspiele zu einer angenehmen Erholung an. Würden wir nicht unter einer unaufhörlichen Arbeit samkeit zuletzt ganz mat und stumpf werden? Und müssen wir uns nicht neue Mühseligkeit und Kräfte sammeln, wenn wir uns einen glücklichen Erfolg unsrer Geschäfte versprechen wollen? Daher wird Ruhe und Vergnügen nochwendig, und selbst eine Pflicht; und kan man sie nicht bei den Schauspielen finden? Der Gelehrte, der den ganzen Tag über seinen Geist mit schweren Untersuchungen ermüdet, und sie noch in die Mitternacht fortzusetzen gedenkt; der Künstler, der durch die Bearbeitung eines nützlichen Werks seine Talente beschäftigt; der Kaufman, der seiner Handlung Ordnung und Ausbreitung zu verschaffen bemühet ist; die Dame, die bald in der Besorgung ihres Hauswesens, bald in Erziehung ihrer Kinder ihren Beruf erfüllt; mit wievielm Rechte könne nicht diese in einigen Abendstunden

stunden die Erquickung und Aufheiterung annehmen, die ihnen das Theater anbietet?

Aber außer den Vergnügungen haben die Schauspiele noch andere Vortheile, die jeden Nutzen, den wir angeführet haben, übersteigen. Wenn wir die Eigenschaften eines guten Lustspiels und Trauerspiels kennen, so werden wir auch die Wirkungen einsehen, die sie hervorbringen können. Die Comödie ist die Nachahmerin der Sitten, der Thorheiten, der Neigungen, und Meinungen der Welt, die sie auf eine feine Art lächerlich macht. Sie macht die Charaktere der Menschen. Sie zeigt uns, welchen Schwachheiten und Thorheiten sie unterworfen sind. Sie verwickelt sie in Umstände, worin sie ihre Neigungen, ihre Vorurtheile, und ihren ganzen Charakter von einer solchen Seite zeigen, daß wir bald das Lächerliche, bald das Abscheuliche erblicken. Weil gewisse Fehler des Verstandes und des Herzens sich nie glücklicher heben lassen, als wenn man sie mit allem dem, was sie Lächerliches haben, vorstellt, weil die sinreichen Satyren nicht einzelne Personen, sondern allgemeine Thorheiten treffen, weil die Comödie ein vollständiges Gemälde ist, dessen Züge hier und da abgezeichnet, einzeln zusammengetragen, und



zu einem neuen Ganzen verbunden sind; so ist in der That wider ihre Sittlichkeit nichts einzuwenden, die man oft unter dem Verwande besprechen hat, daß sie der Menschenliebe zuwider sei. Kan man sich um die Thoren verdienter machen, als wenn man sie von ihren Thorheiten befreit? Ist es nicht eine wahre Liebe, wenn man ihnen ihre Meinungen und Neigungen vor der Seite zeigt, daß sie selbst ihr Lächerliches empfinden, und indem sie es empfinden, erröthen, und sich entschließen, sie abzulegen? Zwar kan uns die Eigenliebe blenden, daß wir uns von den Thorheiten, die wir auf der Schaubühne lächerlich machen sehen, frei sprechen, und sie nur an andern auffuchen. Aber wie oft wird uns vielleicht nicht der Gedanke überraschen, daß es unsere eigenen Thorheiten sind, worüber wir lächerlich werden? Und werden wir nicht manche Fehler sorgfältiger fliehen, wenn wir ihr Lächerliches kennen, wenn wir wissen, daß wir dadurch andern zum Gespötte werden? Zwar können wir, indem wir unsre Thorheiten lieben, aber uns fürchten, über sie verlacht zu werden, nur dem Lächerlichen der Thorheit zu entgehen suchen, aber die Thorheit selbst behalten; allein ist es nicht schon genug,

das

das Betrachterswerthe einzusehen? Ist nicht der Wunsch, durch unsre Fehler nicht lächerlich zu werden, schon ein Schritt zu Ablegung der Fehler selbst? Ist nicht die Kenntniß des Eindruckes, den unsere Vorurtheile und Neigungen bei der Welt machen, ein mächtiger Antrieb, wenigstens ihre Ausbrüche zurück zu halten? Wer hat nicht Achtung genug für sich selbst, um sich nicht verlachen zu lassen? Sind die meisten Menschen nicht empfindlicher gegen den Spot, als gegen den Haß? Die Schaubühne ist eine allgemeine und freimüthige Lehrerin der Menschen; hier sind die Charaktere nicht mit einer blendenden Schminke überzogen; sie sind deutlich, und unversteckt, nach ihrer natürlichen Sphälichkeit oder Schönheit gemahlt, in ihrer ganzen Größe und in ihren Wirkungen ausgewickelt. Der Geiz, die Verläumdung, die Ehrsucht, die Eitelkeit, werden in ihrer wahren Gestalt vorgestellt; wir sehen das, was sie sind, und wir sehen sie ganz, in allen den verschiedenen Aufzügen, worunter sie in der Welt zu erscheinen pflegen. Der Zuschauer, der diese Thorheit nicht hat, hat vielleicht eine andere; und der sie unter dieser Gestalt nicht hat, hat sie vielleicht unter einer andern.



dern. Und wer würde die freie Entdeckung sei-
 ner Fehler an einem andern Orte, als in der Co-
 mödie, mit so vieler Stille anhören? Man
 kommt, um sich zu vergnügen, und sieht die Ab-
 bildung seiner eigenen Thorheiten; man wil sich
 bereden, daß es fremde sind, und man fühlt,
 daß man sie selbst hat; man wünscht sich hinweg,
 und man überwindet sich leicht, zu bleiben; man
 empfindet die Gegenwart mancher Fehler, die
 uns kein Freund entdeckte, und man fängt an,
 seine eigene Schwäche zu erkennen, und dem stol-
 zen Vertrauen auf seine Tugend zu entsagen.
 Wenn dies nicht Vortheile sind, die die Schau-
 bühne verschafft, so sind es doch Vortheile, die
 sie verschaffen kan; und es ist mehr ein Fehler
 des Menschen, als der Comödie, wenn sie ihm
 nichts zur Tugend hilft. Ihre Absicht ist nicht,
 blos zum Lachen zu bewegen; ihre höhere Absicht
 ist, auf eine gefällige Art zu bessern; und diese
 erreicht sie, wenn der Mensch sie sie wil errei-
 chen lassen. Aber nicht nur das Lächerliche der
 menschlichen Thorheiten, auch das Abscheutliche
 der lasterhaften Gesinnungen und Handlungen
 entdeckt uns die Comödie, und auf diese Entde-
 ckung folgt der Widerwille, der sich in jeder edlen
 Brust

Brust erreget? Wer muß nicht die Ungerechtigkeith, die Nachsücht, und andere Leidenschafft
 ten die uns auf der Bühne vorgestellet werden, eben so sehr verabschouen, als wenn man sie unter den Menschen selbst wahrnimt? Welche Brust empört sich nicht gegen die Macht, die der Tyran über sein Volk, und die der Richter über die Unschuld ausübt? Zwar ist die ganze Vorstellung künstlich, und ein Werk der Erdichtung; aber nehmen wir nicht, wenn wir die Gesetze des Wahrscheinlichen nicht beleidigt werden, noch immer einen wirklichen Antheil daran? Werden wir nicht durch die Erdichtung eben so sehr gerührt, eben so sehr in Bewegungen des Abscheues und Widerwillens gesetzt, als wenn eben das, was wir sehen, in dem Augenblicke eine wahre Begebenheit wäre? Und unstreitig erhält die Abbildung der Leidenschafft auf der Bühne dadurch einen großen Vorzug, weil hier alles in einer natürlichen Verwickelung ist, weil wir hier bei den Folgen auch die Ursachen sehen, woraus sie nach und nach entstehen, weil hier jede Triebfeder, die die Handlung auf eine nahe oder entfernte Art hervorbringen hilft, sichtbar wird, weil wir

hier

hree gleichsam die ganze Maschine der Neigungen und Affecten des menschlichen Herzens mit allen ihren Wirkungen erblicken. Und haben wir wohl Geduld und Aufmerksamkeit genug, dies in der Geschichte, und unter den Menschen selbst zu lernen? Wie viel erspart uns nicht der Unterricht des Theaters?

Das Trauerspiel stellt uns die Menschen als unglücklich vor, wie sie es durch die Zufälle des Lebens, oder durch ihre Eigenschaften werden, und wie sie sich unter den Widerwärtigkeiten betragen. Wenn die Tragödie das Unglück auch nicht als eine Wirkung des persönlichen Charakters, als wodurch sie vielleicht noch lehrreicher worden würde, sondern als eine zufällige Begebenheit vorstellt, so ist sie doch die Schule des Mitleidens und der edelsten Empfindungen. Wer kan bei dem Leiden des Tugendhaften, das ihm ohne seine Schuld begegnet, ungerührt bleiben? Wer fühlet nicht die ganze Belegenheit, worin sich der unglückliche Weise auf der Bühne befindet, und wer nimt nicht an als dem Theil, was ihm widerfähret? Welches Herz hat nicht Gerechtigkeit genug, die Bosheit
und



und Grausamkeit der Verfolger des Unschuldigen eben so sehr zu verabscheuen, als zu wünschen, daß er über sie siegen möge? Wir folgen dem Helden des Trauerspietes mit unsern Empfindungen in das Labyrinth seiner Unglücksfälle nach; wir empfinden den Schmerz, womit er kämpft, wir lassen eine wehmüthige Thräne fallen, und ein edles Gefühl des Mitleidens bemächtigt sich unsrer ganzen Seele. Ja, diese Erweichung des Herzens ist schon Vortheil genug, wenn auch die Tragödie nichts mehr verhasst; die zarten Empfindungen des Mitleidens können unter Menschen, deren Leben mit Unglücksfällen durchweht ist, niemals zu sehr ausgebreitet werden; und die Vorstellungen eines erbichteten Leidens sind schon eine Hebung des Herzens, und sie stößen almächtig eine Leichtigkeit des Gefühls bei dem wahren Unglücke ein, worunter wir unsre Nebenmenschen senken hören. Welchen Ruhm kan ein edles Herz höher schätzen, als den Ruhm eines geschwinden Mitleidens? Wie schön steht nicht eine halb verwischte Thräne auf dem Gesichte einer Dame, die das Trauerspiel sieht, und wie willig geben wir ihr nicht unsere ganze Verehrung? Und haben nicht die Thränen über das Unglück anderer eine gewisse süße Wollust, die

N

sich



sich besser empfinden, als ausdrücken läßt? Wir lieben uns selbst, wenn wir wissen, daß wir den Tugendhaften lieben; und wir empfinden eine heimliche Zufriedenheit über uns selbst, indem wir uns des Wunsches bewußt sind, den Leidenden von seinem Schicksal befreit zu sehen. Aber die wirkliche Empfindung, die durch das scheinbare Unglück in dem Trauerspiel erregt wird, ist nicht der einzige Nutzen. Wir sehen den Held nicht bloß leiden; wir sehen auch, warum er leidet, und dis lehret uns Klugheit. Wir sehen, wie er leidet, und dis lehret uns Standhaftigkeit. Wir bewundern seine Geduld, und seinen hohen Sin, den er unter dem Unglück beweiset, seine erhabenen Grundsätze, womit er dem Schmerz widersteht, seine Festigkeit, womit er seiner Ueberzeugung getreu bleibt, und in der Freundschaft, in der Großmuth, in der Verschämlichkeit, in der Sanftmuth, und in der Wohlthätigkeit beharret; wir bewundern dis alles, und wir fühlen eine Neigung, ihn in ähnlichen Umständen nachzuahmen. Der Verstand nimt unvermerkt seine edelmüthigen Grundsätze an, und das Herz gefält sich bei den Gesinnungen, die es in sich erwecken läßt. Wie bald empfinden wir nicht ein heitres Wohlgefallen, wenn wir die Larster



ster bestraft, und die Tugend endlich belohnt sehen? So gewiß ist es, daß das Trauerspiel für das Herz redet, und sein Vergnügen ist, daß es die Lehren der Tugend, durch Beispiele, vereinigt mit Grundsätzen, lebhafter einprägt, und einen Unwillen über lasterhafte Charaktere einflößt, und daß es nicht nur edle Empfindungen befestiget, sondern auch neue erwecken kan.

Wer weder das feine Komische der Lustspiele empfindet, noch bei einem rührenden Trauerspiele etwas fühlt, wer weder sich, noch die mannichfaltigen Charaktere der Menschen kennen lernt, und nur die Schauspiele besacht, um sich einige Stunden zu vertreiben; an dem wird ihre wahre Absicht verfehlt. Man muß, um von ihnen Nutzen zu haben, schon eine gewisse Anlage des guten Geschmacks besitzen, eine Einbildungskraft, die leicht die Bilder der sittlichen Welt annimt, ein Herz, das sich seinen Empfindungen willig eröfnet, und Fähigkeit und Aufmerksamkeit des Geistes, nicht nur zur Kenntniß der verschiedenen Eigenschaften des Menschen, der Situationen, worin er sie äußert, und der Wirkungen, die sie hervorbringen, sondern auch zur Einprägung solcher Grundregeln, die uns zur eignen Klugheit, und zur Verschönerung des Lebens dienen können.





Welche Ehre und welche Rechtfertigung würde es nicht für die Schauspiele sein, wenn ein jeder Zuschauer von den beschriebenen Vortheilen überzeugt würde?

Man siehet leicht, daß diese Betrachtungen sich bloß auf die Eitelkeit und den Nutzen der Schauspiele einschränken; das übrige, was sie betrifft, liegt außer dem Gebiete der Moral. Noch würde ich, wenn ich nicht vielleicht schon zu viel gesagt hätte, die Vorsichtigkeit anführen, womit man die Jugend an der Besichtigung der Comödien Theil nehmen lassen sollte, die Art, wie man sie ihr verständlich und nützlich machen könnte, und den Einfluß, den die Schauspiele in die Bildung der Wohlansständigkeit und Feinheit der Sitten, und in die Erlernung der Kunst haben, sich mit Würde und Annehmlichkeit auszudrücken. Noch würde ich diese Betrachtungen mit der Erzählung der Verdienste beschließen, die ein Weiße und Lessing um uns haben; aber was wäre diese Stimme bei der lauten Bewunderung des empfindenden Publikums, und der größten Kenner? Die stillen Thränen, die uns Julie und Sarah Sampson entlocken, mögen so beredt, als sie können, unsern Beifal ausdrücken.



Der
Winter.

Dreizehnte Betrachtung.

Aber wie viele giebt es nicht, die an den Winterergötzen, die wir beschrieben haben, keinen Antheil haben? Und wie wenig wird nicht die Menge unsrer Nebenmenschen geachtet, die an dieser Jahreszeit kein Vergnügen empfinden, für welche sie vielmehr eine neue Quelle ihrer Leiden wird? Lasset uns einmal auf diese Elenden unsre Augen wenden; ihre Betrachtung wird hier vielleicht an der rechten Stelle stehen. Wer gerne den Winter von der Seite der Annehmlichkeit betrachtet, sollte der nicht auch gerne die besondern Pflichten betrachten, die er uns gegen unsre Brüder bezieht? Und wer sollte nicht menschlich genug sein, unter den Ergötzen dieser Jahreszeit auch an den Theil unsrer Nebenmenschen zu denken, für



welche sie lauter Beschwerden und Mangel hat? Ich wil jetzt einmal mit den Herzen meiner Leser reden; und wenn sie mich jemals ihres Beifalls gewürdigt, wenn sie jemals einige Unterhaltung in diesen Betrachtungen gefunden haben, so bitte ich sie, mir jetzt ihre Aufmerksamkeit nicht zu versagen. Sie sollen jetzt keine Abschilderung der todten Natur sehen; nein, ich wil ihnen Bilder aus der menschlichen Gesellschaft vorstellen, wovon wir alle wegen der Ungewißheit der menschlichen Schicksale leicht Kopien werden können, Bilder von unsern eigenen Brüdern, die unter der Strenge dieser Jahreszeit leiden, und die deswegen ein Recht an mich haben, in diesen Blättern dem Mitleiden empfohlen zu werden. Wenn diese Vorstellungen nur einigen Armen in dieser rauhen Jahreszeit eine Erleichterung ihres Elendes erwerben; so hat diese Schrift Verdienst genug, und ich verlange nichts mehr für sie. Ein Fürsprecher der Nothleidenden, und ein Ausleger ihrer geheimen Seufzer sein, den Armen mit einem glücklichen Erfolg die Kauhigkeit der Jahreszeit, die sie gedoppelt fühlen, gemildert haben, und die Ursache sein, daß diesen Winter einige Thränen weniger fließen; dies

ser



ser Ruhm und diese Zufriedenheit gehet über alles, was ein Schriftsteller erlangen kan. Ja, diese süße Zufriedenheit hoffe ich zu erlangen, und sie mit allen meinen Lesern theilen zu können; ich bin es, der sie an das Elend ihrer Brüder erinnert, und sie sind es, die ihnen abhelfen müssen; aber sie sind es auch, die sich durch eine wirkliche Wohlthätigkeit in diesen Monaten eine höhere Zufriedenheit erwerben können. Wie viel kan ich nicht erwarten, da ich mich gerade an ihre Empfindungen wende, und mit ihnen die Sprache des Herzens rede? Auch dem übermüthigen Reichen, der unter seinem Ueberfluß vergißt, daß noch andere Menschen auf der Erde leben, und der unter dem beständigen Lärm herauschender Gastmahle das furchtsame Klopfen des Armen vor seiner Thür nicht hört, oder wenn er ihn sieht, ihn stürmisch abweist, jedem Unempfindlichen, dem dieses Blat vor Augen komt, müsse eine mitleidige Empfindung in die Brust zurückkehren, und kein Dürftiger müsse mehr eine vergebliche Bitte thun.

Wir dürfen diejenigen Menschen, für welche hier geschrieben wird, nicht erst in der Ferne suchen. Es sind die Armen eines jeden Orts, wo





sich meine Leser aufhalten, die Armen, die sie täglich vor Augen haben, und deren Leiden oft durch Alter und Krankheit vermehret wird. Wer kan sagen, daß er keine von seinen Nebenmenschen kenne, deren Mangel und Elend durch die Kälte und Unfruchtbarkeit dieser Jahreszeit vergrößert wird, und die deswegen ein besonderes Mitleiden und Beistand von ihm fordern? Wer kan sagen, daß nicht der Winter die Wohlthätigkeit gegen die Armen nothwendiger mache, da er ihre Bedürfnisse vermehret? Ist nicht jetzt die Zeit der Armut der Natur? Und erhalten nicht dadurch unsre Wohlthaten einen neuen Werth, wenn sie zu rechter Zeit, mitten unter den Bedürfnissen, ausgetheilet werden? Haben uns nicht der Sommer und der Herbst die mannichfaltigen Früchte des Feldes und der Gärten gegeben, damit wir jetzt, da die Natur ruhet, unsern Brüdern mit unserm Vorrath beistehen sollen? Sollen wir nicht, je mehr sich die Häufigkeit dieser Monate vermehret, auch desto williger sein, den Dürftigen durch die Mittheilung von dem Ueberflusse, den wir von dem Segen des Sommers gesamlet haben, zu erquickten?

Ein jeder schau' um sich her, und betrach-
 te die Gegenstände des Mitleidens, die ihm
 am nächsten sind. Wie mancher Arme kriechet
 nicht auf den Gassen, gedrückt von Hunger und
 Kälte, umher? Wie mancher Greis steht nicht
 auf den öffentlichen Wegen, und wartet ganze
 Stunden lang unter der rauhen Luft, wider
 die er nur dürstig seine Blöße bedecken kan,
 auf die Garmherzigkeit der Vorübergehens-
 den? Wie mancher Kranke liegt nicht auf ei-
 nem armseligen Lager, worauf er weder Nah-
 rung noch Arzneimittel hat, in einer Hütte,
 die von Nordwinden durchstrichen, und von Nie-
 gengüssen durchwässert wird? Sehet dort einen
 Alten auf seinem Stab gekrümmt an den Häusern
 der reichen Stadt langsam dahin schleichen;
 seine Glieder sind vom Krieg zerstückelt, von
 Alter und Hunger entnervt, von Kälte er-
 starrt, und eine ganze Last des Elendes liegt
 auf ihm; seine Narben sind kaum mit einem
 zerrissenen Kittel bedeckt, und an seinen Wun-
 den, die er unter der Vertheidigung des Bür-
 gers, der ihn jetzt in seinem Jammer verge-
 hen läßt, empfing, empfindet er noch man-



den schneidenden Schmerz; der wilde Sturm
 wühlet in seinem dünnen gebleichten Haar,
 und kann kan er seinen Anfällen widersteh-
 en; auf seinem eingefallenen Gesichte zeich-
 net sich der ganze Kummer seiner Seele, und
 Thränen zittern aus seinen matten Augen her-
 vor. Wer sollte mehr als einen solchen An-
 blick nöthig haben, um ganz erweicht zu wer-
 den, und den Bitten des Elenden, dessen bloß-
 se Gestalt sehen für ihn rodet, mit Trost und
 Beistand zuvor zu kommen? Aber wenn der
 Arme sein zitterndes Haupt entblößt, wenn sein
 Mund sich eröfnet, und er uns seine Noth in
 einer schwachen und furchtsamen Sprache klag-
 et, wenn er jedes Wort mit Thränen beglei-
 tet, und mehr durch sie, als er sagen kan,
 ausdrückt, wenn er seine kraftlosen Hände ge-
 gen uns ausstreckt, sie bald über dem Kopfe
 ringet, bald zum Himmeln hinauf faltet,
 dann zu einem berebten Stillschweigen ver-
 stummet, und seilt stehen, mit nassen Blic-
 ken, womit er uns anstarrt, rührender fort-
 setzt; welches menschliche Herz sollte dann
 nicht in lauter Begehrt zerfließen, und den
 Augen



Augenblick ergreifen, um ihn seinem Elende zu entreißen?

Die Natur scheint im Winter mehr für die Bedürfnisse der Thiere, als der Menschen gesorgt zu haben. Hat sie ihnen nicht Kleider von Pelz und Wolle angelegt, unter welchen sie alle Ungemächlichkeiten der Jahreszeit aushalten können? Hat sie ihnen nicht bequeme Wohnungen angewiesen, oder ihnen in wärmeren Gegenden einen Aufenthalt bereitet? Aber der Mensch, der Herr der Schöpfung und Eigenthümer der Vernunft, gehet entblößt unter seinen Brüdern umher, ist allen Anfällen der Luft, dem Regen, den Winden, und der Kälte ausgesetzt, und hat keinen andern Schutz wider die rauhe Jahreszeit, als das Mitleiden anderer. Was kan die Vorsehung bei dieser Einrichtung für eine andere Absicht haben, als euch, ihr glücklichen Menschen, durch solche rührende Schauspiele zum Wohlthun aufzufordern? Nehmet euch also eures eigenen Geschlechtes an, und lasset nicht länger eure Brüder elender als die Thiere sein; euch kom

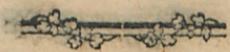


es zu, ihren Zustand zu verbessern; die Vor-
 sorgung selbst läßt euch an dieser Ehre Theil neh-
 men. Erkennet euren rühmlichen Beruf, den
 Armen zu heissen, zu kleiden, zu erwärmen,
 und zu trösten, und ihn dem Kummer, der
 Krankheit, und dem Tode zu entreißen; geht
 ihm von eurem Ueberfluß, oder von eurem
 mäßigen Vermögen, und bedenket, daß man
 niemals zu arm sei, um nicht wohlthun zu kön-
 nen, und fühlet das süßeste Vergnügen eines
 edeln Herzens, die Bedürfnisse eurer Brüder
 gestilt, und ihnen die Rauigkeit des Winters,
 und die Beschwerden des Lebens gemindert zu
 haben. Wer wolte sich die Beruhigung und
 die Wollust, das Leiden eines Menschen getilgt
 zu haben, diese süße Wollust, die über alle
 Ergänzungen der Welt geht, versagen? Und
 wie leicht können wir sie uns nicht erwerben? Ei-
 ne geringe Abkürzung von unserm Aufwande
 in Kleidungen und Gastmahlen, eine kleine
 Einschränkung unsers Vergnügens ist schon da-
 zu hinlänglich. Und welches Opfer bringen
 wir nicht der Tugend, wenn unsre Wohlthä-
 tigkeit mit einem Sieg über unsre Leidens-
 schaften

schäften verbunden ist, wenn wir eithige Ausgaben der Eitelkeit, der Pracht, und dem Stolze entziehen, um sie zum Besten der Armen zu verwenden?

Allein wie viel giebt nicht Alceſt seinen Begierden, das zwanzig Arme, wenn er es ihnen gäbe, glücklich machen könnte. Sein Haus ist ein sters offener Tempel der Freude; aber nur für die, die wie er reich sind. Unter dessen daß eine geschäftige Menge die Wortheil seines Handels besorget, so ist er von Freunden, von Wein und Gerummel umgeben, und ein kostbares Gastmahl verdrängt das andere. In seinem marmornen Pallaste, der von Pracht und Glanz schimmert, ertönt zweimal die Woche ein schönes Concert, und eben so oft versammelt sich der vornehme Theil der Stadt bei ihm zum Bal, und die übrigen Tage sind dem Schmauß und Spiel gewidmet. So verzieht ihm der Winter unter beständigen Abwechslungen der Ergözung, und nie vergeht ein Tag, an welchem nicht sein geplagter Koch neue Speisen erfinden müsse, und nie gehen ihm die Leiden

chen



chen Fässer ausländischer Weine aus. Seine
 Gattin borget ihm den ganzen Witz, der ih-
 rem Geschlechte eigen ist, um seinen wollüstig-
 gen Geschmack zu nähren, und seinem Hause
 einen fürstlichen Glanz zu geben. Alcest wird
 überall bewundert; die ganze Stadt redet von
 ihm, und in allen Gesellschaften wird seine Frei-
 gebigkeit und Großmuth gerühmt. Und was
 um sollte er keinen großen Aufwand machen,
 da er reich genug ist, um niemals darben zu
 können? Aber man frage die Armen, wie
 viel Gutes sie von ihm bekommen; wo bleibt
 denn der Ruhm des Alcest? Er ist freigebig,
 und selbst verschwenderisch; aber gegen keinen,
 der dürftig ist. Nur seine Freunde, die
 Stand und Vermögen mit ihm verbindet, ge-
 nießen seinen Reichthum, unterdessen daß hun-
 dert Arme, die er durch einen geringen Theil
 seines Ueberflusses, und von dem, was er nicht
 genießen kan, ernähren könnte, in der Kälte
 leiden und im Hunger verschmachten. Er wird
 bald zum Mitleiden erweicht, wenn er Elende
 sieht; aber er scheuet, um sich die Empfin-
 dung zu ersparen, ihren Anblick, und läßt sie



nicht vor sich kommen. Sie winseln vor seiner Küche, die von einer ungeheuren Menge von Speisen dampft; man versagt ihnen den Zutritt zur Wärme, und wenn man gegen sie barmherzig ist, so wird ein Stück hartgefrorenes Brod ihr Loos, mit dem stürmischen Befehl, damit wegzugehen. Mit stummen Thränen sieht der Arme die unmenschliche Gabe an, schleicht gebückt davon, nimt sein altes Kleid, und neuen Kummer mit sich fort, und seufzet in seinem kalten Winkel auf dem Stroh. O! möchtten sie seine Seufzer hören, Alcest, und alle die geheimen Vorwürfe, die sie ihrem Herzen machen. Warum sind sie anders reich, als für die, die es nicht sind? Und giebt das Vermögen einen andern Vorzug, als den Vorzug einer größern Wohlthätigkeit? Nur die nützliche Verwendung des Reichthums macht das Verdienst ihres Besitzers; und was ist ihr großer Name, wenn bei den Lobsprüchen der ganzen Stadt der Arme über sie seufzen muß?

So sieht Diakled, dem immer die volle Börse klinget, und um dessen Leib das vergoldete Kleid glänzt, auf den öffentlichen Spaziergängen, wo er sich der Bewunderung ausstellt, einen Armen, den die Noth und der Schimmer seines Kleides herbeilockt,



lockt, an sich heraufzubleiben, und je näher er ihn kommen sieht, desto mehr erhebt er seine stolze Stirne. Furchtsam fängt der Elende an, ihn um eine Gabe zu bitten, und kann kein Wort, dem Frost erstarrt, einige zitternd abgebrochene Worte hervorbringen; aber je weniger er sagt, desto mehr redet sein demüthiges flüchtiges Nissehen, sein abgehärmtes Gesicht, sein unbedeckter Leib, seine gelähmten Glieder, und die Strenge der Witterung für ihn. Allein Diodet verfolgt mit einer Seele, die keiner Nührung fähig ist, so ruhig wie vorher, seinen Weg, unterdessen, daß der Arme mit einem ohnmächtigen Jammer hinter ihm her leidet, und vergebens den Himmel zum Zeugen anruft, daß er ohne seinen Beistand vergehen müsse.

Solte man wohl glauben, daß diese Gemählde ihre Urbilder haben? O! Menschlichkeit, Mitleiden, Barmherzigkeit, wo seid ihr denn? Wo soll euch der Arme und Elende finden? Wenn ihr nicht unter den Menschen seid, wo soll er euch denn auf der Erde suchen?



Der

Winter.

Vierzehnte Betrachtung.

Nicht nur die Städte, auch die Dörfer, die jetzt mit den Feldern und Heerden ruhen, haben in dieser Jahreszeit ihre Ergänzungen. „Im Winter, sagt Virgil, genießen die Landleute gemeiniglich des Erworbenen, und stellen fröhliche Gastmahle unter sich an. Der ruhige Winter, der sie ihrem eigenen Willkühr überläßt, ladet sie zum Vergnügen ein, und endigt ihre Sorgen und Arbeiten.“ Und wie sehr verdient nicht der Landmann, dessen Mühe mit dem Jahre in einem Kreise umhergeht, und dessen Arbeitsamkeit für das Wohl des ganzen Staates so entscheidend ist, eine Ruhe, und Erquickung? Seine Ruhe wird ihm von der Natur selbst bestimmt; sie ist der Zeit angemessen, und

D

Kurz



kurz, wie die Ruhe der Natur. Er hört auf zu arbeiten, nicht weil er wil, sondern weil er nicht mehr kan; und seine Ergübungen, die er unterdessen genießt, entspringen nicht aus verderbten Leidenschaften, sondern es sind Folgen seiner Arbeiten, und unschuldige Gespielinnen seiner Ruhe. Mit wie mannichfaltiger Mühe waren nicht die verfloffenen Monate für den Landman durchflochten? Wie gehäust waren nicht seine Arbeiten? Und wie standhaft verrichtete er sie nicht unter der Hitze, und andern Beschwerden, womit er zu kämpfen hatte? Wie oft war nicht vor dem Anbruch der Morgenröthe schon seine Stirne mit Schweiß bedeckt, den er ohne Ungedult verwischte?

Wenn aber sich die Welt im starren Frost begraben,

Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,

Wenn das erschöpfte Feld nun ruht für seine Gaben,

Und ein crystalner Dam der Flüsse Lauf versteckt;

Dann

Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneis-
ten Hütten,

Wo fetter Fichtendampf die dürrn Balken
schwärzt,

Hier zahlt die süße Ruh die Müh, die er er-
litten,

Der sorgenlose Tag wird freudig durchges-
scherzt,

Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde
setzen,

So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu
ergötzen.

v. Haller.

Diese nächbärliche Freundschaft, die in Hütten
aufrechter als in Pallästen ist, versamlet ietzt
die geschäftlosen Einwohner des Dorfs oft zum
nächtlichen Gespräch, und oft zum Tanz, und an-
dern Ergötzen der Jugend. Da liegen rings
ümber die Dörfer in einer tiefen Stille und in
einer friedsamten Einsamkeit, bedeckt mit der als
gemeinen Weiße des Schnees, aus welcher die
Wände der Hütten sich braun unterscheiden; mit
der feuchten Last beladen stehen die erstorbenen
Fruchtbäume und Wälder umher; und indem die
Sonne aus dem blauen Gewölbe des Himmels



die blendende Gegend beleuchtet, so zeichnen sich hin und wieder sicherere Schatten auf dem weissen Boden ab; aus einander zerstreut ruhen die kleinen Wohnungen, halb im Schnee vergraben, und behangen mit Eiszapfen, an welchen die Natur zur ihre Kunst in mannichfaltigen Bildungen verwandelt; und in manchen Wirbel gedroht, und dann vom Sturm verjagt, wället ein dunkler Rauch von den Dächern empor. Da schleicht nun am Abend durch den verschneiten Weg der Landman oft zu der Hütte des redlichen Nachbarn hin, und setzt sich bei ihm an den helleodem den Heerd zum nützlichen Gespräche, das unterhaltender, als das leere Geplauder einer ganzen Stuherversammlung, ist, und von ungekünstelter Freundschaft und edlen Gesinnungen überfließt. Keine eifersüchtige Eitelkeit, und kein verkehrtes verkehrtes Witz mischt sich in ihren Umgang, und in ihre Unterredungen; Aufrichtigkeit, und eine schöne Einfalt der Sitten, von der stolzen Stadt verkannt, beherrschen ihre Zusammenkunft. In einer glücklichen Zufriedenheit, von keiner Ehrsucht, vor keiner Furcht vor Räubern, und von keiner Sorge der Nahrung gestört, sitzen sie ne-

ben

Ben einander, und ihr Vergnügen ist ein Vergnü-
 gen des Herzens, und nicht blos der Miene. Bald
 unterreden sie sich von dem Einfluß der Witter-
 rang in ihre Hoffnungen, von dem Wohlstande
 ihrer Heerden, von den Schätzen ihrer Scheu-
 ren, und von ihren Wännen und Feldern; rech-
 nen, was sie gethan haben, und vergessen nicht,
 was sie noch zu thun haben, prüfen Vorschläge
 zur Verbesserung des Landbaues, billigen, ver-
 werfen, sinnen auf neue, oder erzählen einan-
 der die Stärke ihrer Stiere, und den treuen Fleiß
 ihrer Knechte. Haben oft Leute von Stande
 und Einsicht wohl eine so lehrreiche Unterhaltung
 bei ihren Zusammenkünften, und ist nicht der
 gute Verstand in den Hütten oft unterrichtender,
 als der feine Wit in den Pallästen? Bald fohnt
 das ländliche Gespräch auf die Geschichten des Dor-
 fes und der Nachbarschaft, auf die Jagden des
 Junkers, und seine Besuche, die er aus der Stadt
 empfängt, auf manche junge Braut, und die
 nahen Freuden der Hochzeiten, und indessen, daß
 oft ein ungesuchter Scherz mit einfließt, und ein
 stärkender Trunk ihre Munterkeit belebt, so ver-
 samlet sich die ganze Familie, die vom Markte
 zurück



zurückkommt, drängend um das wärmende Feuer, und Sorge fängt an neue Wunder zu erzählen, die er den Tag gesehen, vom tanzenden Vau, vom lustig springenden Affen, vom künstlichen Leierman, vom gelehrten Wurmdoctor, und von dem schnackischen Spaß des Hanswurst, worüber sich alle Leute fast die Seele aus dem Leibe gelacht hätten. Alle wiederholen, was er sagt; aus allen bricht die Geschichte, und ein langes laues Gelächter vom neuen hervor; erstaunend und mit aufgesperrten Munde sitzt der unerfahrne Knabe, gaßt unverrückt die Erzählenden an, und brennt vor Ungeduld, auch die lustige Stadt zu sehen. Sind die merkwürdigen Begebenheiten des Tages erzählt, so beginnt eine Alte ihre Gespenstermärchen, versichert ihre Wahrheit, und nennt die Augenzeugen. Jeder, der zuhört, glaubt auch; und ein Schauder beschleicht alle Herzen. Bald aber vertreibt ein junger Liebhaber die thörichte Furcht durch ein herzliches Geschwätz mit seinem Mädchen, und raubt ihr, indem sie sich vorsichtig nach der Mutter umsieht, einen Kuß; es erschrickt, wie es Mädchen geziemt, wird roth, und zürnt, und ist wieder gut; dann erneuert sich



sich das verliebte Geplauder, oft vermischet mit Vorwürfen über Untreue, die sie einander schalkhaft machen, und feierlich beschlossen mit Versprechungen und guten Wünschen. Oder der Verliebte verläßt am Abend die väterliche Hütte, um seine Braut in einem entlegenen Dorfe zu besuchen. Er ist müde vom Holzfällen, der Weg ist weit, und verschneit, und der Mond verbirgt seine Fackel hinter dicken Schneewolken. Indessen schleicht er fort, wohin ihn die Liebe führt, achtet nicht die Dunkelheit, nicht die Kälte, nicht die Gefahr; von der zärtlichen Sehnsucht geleitet findet er nach einem mühsamen Umherirren die Wohnung seiner Geliebten; mit einem erfreuenden Scheine schimmerte ihm schon von Ferne die Lampe in die Augen, und die bekannte Stimme ihres Hundes, der immer heller anschlägt, meldet ihm, daß er nicht mehr weit von ihr ist. Nun tritt er zu ihr herein, und Verwunderung, und Freude, und ein herzliches Händedrücken empfangen ihn, und indem sie ihn bald wegen seiner Liebe rühmt, bald wegen seines Weges bedauert, und hundert Fragen an ihn thut, so führt sie ihn hüpfend zur Wärme, und erquicket





ihn mit süßen Früchten, und noch süßern Gesprüchen. O, Liebe, Ueberwindern aller Gefahren und Ungemächlichkeiten, wie manchen Zärtlichen verfließt nicht vielleicht unter deinen sanften Einflüssen diese Jahreszeit, ohne daß sie die Rauigkeit, die ihr eigen ist, empfinden? Oft aber versamlet auch der Winter das Dorf zum Tanz, den nicht die Kunst, sondern die Fröhlichkeit anordnet; dann die Zusammenkunft der starken Jugend, und darunter manches blühende Landmädchen, der gesunde Schmaus, die bäurische Geige mit dem rauhröhnenden Waldhorn, der lustige Sprung von der Natur gelehrt, und das wilde Gestampfe auf der wiederhallenden Diele, das untermischte einfältige Geschäcker, das jauchzende Gelächter mit dem Händeklatschen begleitet, und der frohe Beifal der zuschauenden Alten, die zur Lust ermuntern, die sie selbst nicht mehr genießen können. So verfliegt mancher Winterabend dem Landman unter billigen Ergötzungen, die er durch lange Arbeiten verdient hat, die ihm durch die Einfalt und Unschuld seiner Sitten schmachhaft werden, und wodurch er sich zu seinen beschwerlichen Geschäften wieder kehrt.

Allein



Allein seine Ergößungen besetzen nicht, wie
in der Stadt, seinen ganzen Winter; sie wech-
seln mit wenigern schweren Arbeiten, als in an-
dern Jahreszeiten, ab, und eben dadurch wird
ihre Rechtmäßigkeit, und ihr Reitz erhalten.
Ist die Erde noch nicht durch den Frost verstei-
nert, so treibt er, oft in Nebel gehüllt, und oft
vom Regen durchfeuchtet, seinen Pflug über das
Brachfeld, und reißt, besorgt für die Zukunft,
die Furchen auf, denen er erst spät den Samen
anvertrauet. Oder er begiebt sich mit seiner Art
in den Wald, und hauet und fället die stämmig-
sten Eichen, von deren krachenden Fal die ganze
Einsöde bebet, und das Wild erschrocken auffährt;
dann beladet er seinen Schlitten mit Holz für
den reichen Bürger, der in seinem Pallast den
Winter verschwärmt, uneingedenk der geplagten
Menschen, die sich für seine Bequemlichkeit er-
mühen, und lange für ihn der Kälte ausgesetzt,
oft kaum eine dürstige Wärme genießen können.
Oder der Landman hauet die Gebüsch, die sei-
nem Acker einen brauchbaren Platz rauben, nie-
der, oder er zingelt einen schätzenden Zaun um
seine Weiden, oder er bessert, damit ihn nicht



die Arbeiten des Frühlings unbereitet überleiten, seine Werkzeuge aus, oder er pfleget sein Vieh mit Futter, Getränk und Wärme; unterdessen, daß sein Weib, ein Muster der Treue und des Fleißes, emsig am Spinrocken sitzt, und immer geschäftig bald das lallende Kind wartet, bald für die Hausgenossen die Speise bereitet, und in einem Tage mehr häusliche Verrichtungen besorgt, als manche stolze Bürgerin im ganzen Jahr.

Hier ist die Schule der Arbeitsamkeit, und hier lerne man an den ländlichen Beispielen nützlicher Beschäftigungen die Bestimmung des Lebens, und den Gebrauch der Zeit erkennen. Was ist ein ganzes Leben, wenn es in Tändeleien vernüret wird? Ist nicht der Müßiggang ein Raub, den man an dem kostbarsten Gute begeht? Zwar scheuet ein jeder den Namen des Müßiggängers; man wil das wenigstens zu sein scheinen, was man nicht ist, und nimt die Miene des Geschäftigen an. Hundert Menschen arbeiten; aber keiner vielleicht das, was er sol. Und sind nicht manche Geschäfte ein versteckter Müßiggang? Wie wenig wissen sich recht zu beschäftigen, nehmlich

lich das zu thun, was sie nicht nur nach ihren Fähigkeiten thun können, sondern auch nach ihren bürgerlichen Verbindlichkeiten thun sollen, und jede bestimmte Arbeit nicht nur zur gehörigen Zeit, sondern auch auf die rechte Art zu verrichten? Und doch hängt von der wahren Geschäftigkeit der Bürger in allen Ständen der Wohlstand und die Ordnung des Staates ab. Laßt uns nach dem Beispiele des Landmans, der nichts versäumt, was zu seinem Beruf gehört, laßt uns, ein jeder für sich, das willig und geschickt verrichten, was unser Standort, den wir auf der Erde einnehmen, von uns fordert; dann erfüllen wir die Bestimmung unsers Lebens, und dann sind wir, bekleidet mit dem ächten Ruhm einer patriotischen Gesinnung, und, was weit mehr ist, belohnt mit der erhabensten Zufriedenheit des Herzens, die Werkzeuge, wodurch die Versehung ihre harmonischen Absichten in einem Theile der Schöpfung ausführt. Laßt uns die weise Geschäftigkeit, wozu wir geböhren sind, der Natur absehen, die niemals müßig ist, auch wenn sie zu ruhen scheint, und die, indem sie unter der stillen Feier des Winters das künftige Jahr in ihrem



rem Schocke bereitet, uns einen Wink gibt, un-
 serm Verufe gemäß zu leben. Nur der Feige
 klagt über Gefahr, und der Faulle über Beschwer-
 den; keine Mühe halte uns zurück, das zu thun,
 was Pflicht ist. Nicht das Leichte, sondern das
 Beschwerliche, das mit unsern Geschäften ver-
 bunden ist, erwirbt ihrer standhaften Erfüllung
 ein neues Verdienst. Wenige sind Gefahren und
 einer harten Mühseligkeit ausgesetzt; unsre meis-
 ten Verrichtungen leiden eine gewisse Bequem-
 lichkeit und Ruhe. Und sollten wir auch diese un-
 serm Verufe aufopfern müssen, so wird uns die
 Erinnerung an die Menge unser Nebenmenschen,
 die weit mehr als wir dulden, wieder aufrichten
 können. Wie rauh und mühsam sind nicht die
 Arbeiten des Landmans, und wie unverdrossen
 verrichtet er sie nicht? Wie munter geht er nicht
 an seine Arbeiten, unter welchen er oft mit Hi-
 ße, mit Regen, mit Sturm, mit Schneege-
 stöber, und der ganzen Rauhnigkeit der Natur zu
 streiten hat? Und wie heiter ist nicht am Abend
 sein Angesicht noch mitten unter dem Schweiß,
 wenn er mat von der Last des Tages, und ent-
 dräster von der Bitterung, woyon der Weichling
 seinen

selben Athem von sich gegeben hätte, zum Feuer
 kriecht, oder sich zur armseligen Mahlzit setzt?
 Er thut, was sein Verus von ihm fordert, eben
 so willig, als standhaft, und er hält es für sei-
 ne Lust und seinen Ruhm, das verrichtet zu ha-
 ben, was er verrichten muß.

Wöchte doch der Landman, dieses Beispiel des
 Fleißes, das so sehr die Trägheit und den vor-
 nehmen Müßiggang in der Stadt beschämt,
 wöchte er doch allezeit unter seinen mühseligen
 Arbeiten durch die Hofnung des Genusses aufs
 gemuntert werden. Wenn er, bekämpft von
 allen Ungemächlichkeiten der Jahreszeit, und
 übergossen mit Schweiß, noch die erquickende
 Aussicht in eine Zeit hätte, wo er sich von den
 Arbeiten seiner Hände, von den Früchten sei-
 nes Feldes und seiner Heerden sättigen könnte,
 wie sehr würde sich nicht sein Muth beleben?
 Aber nicht für ihn wird oft die Erde zur
 Fruchtbarkeit bereitet, nicht für ihn wird die
 Strenge der Witterung überwunden, nicht für
 ihn fließet sein Schweiß; was er mit so viel
 Mühe erringet, entreißen ihm die Feindsel-
 igkeiten der Fürsten, oder die Tyrannei seines
 Herrn,



Herrn, dessen Sklave er ist. Wie manche Landhütte, dessen geplagte Einwohner die Gegend umher zu einem fruchtbaren Paradiese bebaueten, wird nicht tezt von Mangel und Noth gedrückt? Und wie mancher Landman hat für den Reichthum der Früchte, die er der Erde abzwang, für alle Arbeiten, womit er den Frühling und Sommer hindurch frist, kaum im Winter etwas Holz wider die Kälte, kaum ein hartes Brod wider den Hunger? Wer kan dieses denken, ohne eine mitleidige Bewegung in der Brust zu verspüren? Gehört denn der Unschuld Plage, dem Fleiße Mangel, und der Mühe Thränen? Solte nicht das Feld den, der es bauet, zuerst ernähren? Solte nicht der, dessen unaufhörlicher Arbeitsamkeit wir es zu danken haben, daß wir im Winter Unterhalt und Wärme haben, der für uns den Mangel und die Nothigkeit dieser Jahreszeit mindert, solte der nicht eine vorzügliche Erquickung und Belohnung genießen? Und doch ist er oft von einer ewigen Sclaverei gedrückt, und mit Armut und Elend überhäuft. Die Natur hatre allen Menschen die Freiheit und dem Fleiße den Genuß



Genuß des Erworbenen bestimmt; aber die Begierde nach Herrschaft und Ueberfluß, und das tyrannische Eigenthumsrecht hat ihre gütigen Anordnungen zernichtet, und Menschen haben Menschen zu Eclaven gemacht, um ihren Leidenschaften ein unmenschliches Opfer zu bringen. Der Mächtige verschwelget, was der Geringe für sich errung; die Arbeit eines ganzen Dorfes wird an einem Tage in einem Gemählde, in einer Statue, und noch gewöhnlicher, in einem Gastmahle verschwendet; und die Tyrannie, die es einer Menge geplagter Menschen zur harten Pflicht macht, zu erwerben, macht es ihr auch zum Verbrechen, zu genießen. Wie schimpflich ist es nicht für die Menschlichkeit, den Schwächern unter die Würde seiner Natur zu erniedrigen, und ihn, seiner Freiheit beraubt, in einen Zustand herabzusetzen; der schlechter und elender, als der Zustand der Thiere ist? Wann wird doch einmal der Tag der Gerechtigkeit und Menschenliebe anbrechen, der die Eclavenerei und den grausamen Unterschied zwischen Menschen aufhebt, die alle verbrüderet, alle aus einem Stoff und von einer Hand gebildet, alle
einerlei

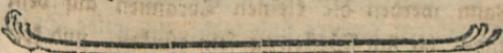


einerlei Recht zu den Gütern dieses Lebens, und einerlei Hoffnung zu dem Zukünftigen haben? Wann werden die kleinen Tyrannen auf dem Lande, die sich Fürsten zu sein dünken, und keinem Fürsten zu dienen fähig sind, sich einmal erinnern, daß ihre geplagten Unterthanen nicht nur ihrer Natur und ihren wesentlichen Bestimmungen nach das sind, was sie selbst sind, sondern auch, was sie selbst nicht sind, wärdige Menschen, und nützliche Glieder in der großen Kette der Welt?



Der

Winter.



Janulis die...

Fünfzehnte Betrachtung.

Da meine Leser zu viel Geschmack haben,
als daß sie nicht schon mit den schönen
Gedichten auf den Winter vom Kleist,
Zacharia, Uz und Biseke bekant sein solten;
so rücke ich hier zur Abwechselung ein neues ein,
das mir in der Absicht geschenkt ist.

An Gelinden.

Zieht traurt die ganze Natur, die Freuden schlaf
fen in Gräbern,
Der Winter schreyt Unmuth über die Welt;
Züngst glänzten Tage der Lust; jetzt drücken uns
finstere Bilder
Der Melancholie.

P

Der





Der trübe Himmel behränt in Regengüssen die
Erde,

Die Lüfte klagen im bangen Gehent.

Die sanften Zephyrs sind todt; nur wilde Stür-
me aus Norden
Durchwählen die Luft.



In Ställen zittert das Vieh, und wiederkäuert
mit Stöhnen,

Die Schafe meiden verdrüßlich die Flur;
Die Lämmer hüpfen nicht mehr, sie liegen traurig
in Hürden
Gelagert aufs Stroh.



Es sind die Völker der Luft erstarrt in Sümpfen
begraben,

Und tief in Klüften und Bäumen versteckt;
Der Sperling sitzt noch verzagt auf Dächern, das
Läubchen fühlt Schauer
Und rupft sich vor Leid.

Die

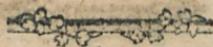
Die Wälder stehen entlaubt; so öd' erscheinen
 uns Plätze,
 Wo noch Ruinen von Brandstätten sind;
 Verbraut des reizenden Grüns sind junge Hecken
 und Sträucher
 Vom Reife begraubt.



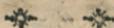
Die Aecker liegen verheert; hier floß dem Lande
 man der Sommer
 Gethelte in Arbeit und Freude vorbei;
 Hier sah die Morgenröth' ihn, es sah ihn der
 dunkle Abend
 Vom Schweißethaut.



Jetzt grüßt er selten sein Feld, gleich den gezwungenen
 Besuchen,
 Und eilet hurtiger über sie hin;
 Doch oft erfreut ihn ein Blick auf die Saat des
 Winters, und Hoffnung
 Verschleicht sein Herz.



Es stürzt kein rauschender Strom mehr laute Ar-
 mut von Klippen;
 Das Chor der Vögel ist traurig verstummt,
 Nur blos das Lodiengeschrei der Raben jammert
 dem Echo
 Im öden Gehölz.

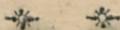


Es schwärmen irrend umher, durchkreuzen hungrig
 die Wälder,
 Und ihnen ächzet das Leichenhuhn nach,
 Es klagt den Tod der Natur, und schüttelt mit han-
 genden Flügeln
 Das Glaceis von sich.



Der junge Buchenhain seufzt, gepeitscht vom wir-
 tenden Nordwind,
 Er blickt der knarrende Eichenwald sich.
 Dein Garten, Selinde, liegt wüst, und einsam bes-
 sucht seine Beeten
 Die räuberische Kräh.

Wo sind die Blumen, die stolz im höhern Reize sich
 schmückten,
 Wenn sie dein lächelndes Auge begrüßt,
 Wo manche Blume, vom Tritt des schönen Fußes
 gebogen
 Frohduftend sich hob?



Nun hüllt der fallende Schnee die vormals reichern
 den Wiesen,
 Wo du oft blühender neben mir gingst;
 Einsbärmig liegen sie da, und hören die holden
 Gespräche
 Der Freundschaft nicht mehr.



Wo fließt der silberne Bach, worin du sonst dich
 erblicktest,
 Und wenn du die himlischen Reizungen sahst,
 Die Augen bescheiden entzogst, vom treuen Spiegel
 falsch glaubtest,
 Er schmeichle dir?



Er murmelte vormals vergnügt bei jungen Lin-
den vorüber,
Und küßte die grünenden Kräuter am Strand,
In dem du einsam oft gingst; ungern verließ er
sie wieder,
Und krünte sich oft.



Mit Wirbeln zögerte er, bis daß die Fluth ihn
mit fortriß;
Da schalt sein lautes Murmeln den Meid,
Er stoh beflügelt von Zorn. So machst du das
Leblose fühlbar,
So sieget dein Reich.



Jetzt binden Fesseln von Eis ihn an den Säumen
der Felder,
Man hört sein lautes Geschwätze nicht mehr;
Nicht mehr im sonnigten Glanz trägt er auf
hüpfenden Wellen
Die Schönen im Kahn.

Er

Er ist mit Brücken belegt; es glitschen Jänge
 linge sicher
 Auf ihm mit stählernen Schuhen hinweg;
 Ein banges Knirschen, das sich im dumpfen Gez
 töse verlieret,
 Durchschalt sein Gewölbe.

Vielleicht stöhnt er noch vor Gram, daß du, der
 Grazien Tochter,
 Nicht mehr dein reizendes Antlitz ihm zeigst.
 Am dir gefällig zu sein, schlug er sonst silberne
 Wellen
 Mit holdem Geräusch.

Du kamst; und Majestät stieß von deinen fürstlich
 chen Blicken,
 Du kamst, und Ehrfurcht beherrschte die Trift;
 Der ganze Hain ward Gesang; dich grüßten ein
 stimmig die Vögel,
 Und alles ward Ohr.



So wird die Unruhe stum, und schnell erschallen
 Concerte,
 So bald der Prinz in den Opersaal tritt.
 Die Lerchen stiegen empor, und sangen den Wol-
 ken die Freude,
 Daß sie dich gesehn.



O Freundin! laß uns vergnügt der Jahre Früh-
 ling genießen!
 Doch — jetzt ist der mürriſche Winter uns feind,
 Die trübe Wolke von Schnee, die Wirbelwinde
 zerstäuben,
 Verschließt uns den Hain.



Um Berge, von welchen wir stolz die Schlösser sahn,
 und verschmähten,
 Dampft liegt ein schwärzliches Nebelmeer Gift,
 Die Lauben, worin oft dein Mund in süßen Scherz-
 en entzückte,
 Umgänzet das Eis,

Der

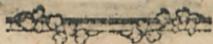
Den menschenfeindliche Frost würd' deine purpur:
 nen Wangen
 Mit einem nächtlichen Blau überziehn,
 Dein weisses zartes Gesicht zerriß die Eichel der
 Kälte,
 Verräthst du die Flur.



Dein feurigglühender Mund! er würde fühllos
 zu Eise,
 Wie grausam wär denn der Winter für mich!
 Doch nein, er schrecket mich nicht; die Liebe sol'
 ihn verschönern,
 Bi' achmals den Mai.



Wie reizend triiffst du daher, Selinde, in prächt:
 tigen Zobelu,
 So reizend kleidet kein seidnes Gewand,
 Das Beste flatternd durchwehn! o wie so ange:
 nehme ernsthaft
 Entzückst du darin!



Wie artig stehet dem Kopf der Hut, von Menzel
entlehnet,
Wie lieblich kriegerisch umhängt dich ein Pelz,
Wie lockend wäre der Krieg, wenn solche Heldin-
nen stritten,
Wie schön das Gesecht!



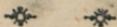
Dort raucht aus Meißens Geschir der Dunst chi-
nesischer Kräuter,
Und Bohnen, die die Levante uns gab;
In Gläsern perlet der Wein, der tapf're Begner
der Kälte,
Der stets sie bezwang.



Wähl dir, Selinde; sieh hier, wie schön der Bur-
gunder spielet,
Da ihn die flammende Gluth des Camins
Mit licht'rer Röthe durchfärbt; sieh, wie das zit-
ternde Feuer
Im Glas widerscheint.

Stoß

Stoß an das mächtige Glas, und trink, und setze
 dich nieder
 Aufs weiche Kanapee vor dem Camin;
 Da ruhn wir beide umarmt an seinem Rücken,
 die Lippen
 Auf Lippen gedrückt.

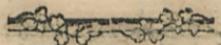


So küssen wir Stunden hinweg, die sonst der sties-
 gende Winter
 Mit Unlust trübet, nur Liebenden nicht;
 Bei unsern Küssen verstumt das wilde Geheule
 der Stürme,
 Die Kälte entflieht.



Noch einmal klinge das Glas dir, und dem Ruh-
 me der Dichter,
 Die uns die Freuden des Winters gelehrt.
 Wie fließt nun Scherz und Gespräch! O Winter!
 wüte nur immer,
 Jetzt bist du ein Lenz.

Jetzt



Jetzt bist du der Liebe ein Lenz, die frei vom Zwang
 ge des Hofes,
 Die fern vom wilden Geräusche der Stadt,
 Uns in der Stille entzückt, mehr als die Oper
 den Fürsten,
 Als Bälle die Stadt.



Der Fürst erkaufte sich die Lust, die ihm die Sän-
 gerin trillert,
 Mit Schätzen, die ihm der Landman erschwitz,
 Und unempfundnen entflieht, schnell, wie den Lippen
 der Triller,
 Dem Fürsten die Lust.



Die Stadt vom Weine befeuert, versamlet zu lach-
 menden Freuden,
 Schwärmt wild in stäubigten Tänzen umher,
 Springt, bis der Morgen sie stört, sich in die Her-
 ven Ermüdung,
 Nicht Freude ins Herz.

Doch

Doch hier, Selinde, erkaufte ein Kuß den andern,
 den keiner,
 Vielleicht der listerne Neider, beseufzt;
 Und nie der Freude zu sat fließt uns von feurigen
 Lippen
 Empfindung ins Herz.

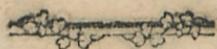


Es mag der Junker die Spur des Hasen durch
 Wüsten verfolgen,
 Und von dem Knalle des tödlichen Rohrs
 Erschal das weite Gehörs; er färbe den Schnee mit
 dem Blute
 Des sinkenden Thiers.



Er sei, der Mörder im Wald, und der Verwüster
 der Schöpfung,
 Grausam durch blutige Scenen ergötzt;
 Was ist sein Wüther, wenn er, in rauhen Jagden
 verwüthert,
 Die Liebe verkennt?

Hier



Hier denken wir, Hand in Hand, und Aug an
 Auge geheftet,
 Noch einmal die schönen Minuten zurück,
 Wo uns ein goldnes Geschick, von Liebesgöttern
 gewebet,
 Zur Liebe verband.



Du weißt, wie schnell sie entflohn; auch jetzt ent-
 fliehn sie, und keine
 Kehrt aus der Ewigkeit Abgrund zurück;
 Laß, himmlisches Mädchen, laß uns sie alle mit Klis-
 sen bezeichnen,
 Und dann erst entfliehn.



Kein Ungeheuer bewacht, mit hundert feurigen
 Augen,
 Wie Doris Busen, dein zärtliches Herz;
 Vielleicht weint jetzt vor Harm das arme schluch-
 zende Mädchen
 Sich Thränen im Schooß.

Vielleicht

Vielleicht tobt iso vol Meid ihr menschenfeindlich
 cher Unhold
 Um ihre frischeren Wangen daher,
 Und quälet von ihrem Gesicht den Frühling, vom
 blühenden Lippen
 Die Rosen hinweg.

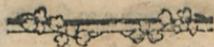


Vielleicht benagt ihre Brust der giftige Zahn der
 Verläumdung,
 Womit bejehrte Vetschwestern der Stadt,
 Die ihre Jugend verbuht, die glückliche Liebe
 anfallen,
 Die Jugend bewacht.



Du seufzst — Zertheile sie nicht die glänzende
 Thräne im Auge,
 Der unterdrückten Unschuld geweint;
 Weib sie herunter, sie sol erst deine Wange ver-
 schönern,
 Dann küß ich sie weg.

Mitleidig



Witleidig wein sie herab, sie sei der Freundin
geheiligt,

Die einsam den Lenz der Jahre durchtraurt.
Dann fühle, wie glücklich du bist, dann fühl ich
in deiner Umarmung,
Wie glücklich ich bin.



Dank sei es dir, Mutter Natur, die du für mei-
ne Selinde

Kein Ungeheuer zur Aufsicht erschuffst;
Die Unschuld bewachet ihr Herz, so treu, als Au-
gen der Alten,
Und sanfter, als sie.



Der

Winter.

Sechszehnte Betrachtung.

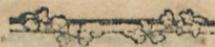
Winterdessen, daß ein Theil der Menschen die Ergötzungen des Winters genießt, und ein anderer seine Beschwerlichkeiten fühlt, wälzt sich diese Jahreszeit auf der Bahn ihrer rauhen Monate, bald unter Schneegestöber, Regengüssen, Stürmen und Finsternissen, bald unter hellen Tagen, von der Klarheit des Himmels, und der Heiterkeit der weißen Erde verschönert, immer weiter fort. Aber kaum erheitert oft ein blendender Schnee die Natur, so vertilgt ihn ein wildes Regenwetter wieder, die ganze Oberfläche der Erde kleidet sich in dunkle Farben, und alle Gegenstände nehmen ein trauriges und ernsthaftes Ansehen an. Dann entfliehet der Frost mit allen seinen künstlichen Gestalten, die er gebildet hatte; der harte Erdboden wird
wieder



wieder aufgelöst, und wird eine weiche Masse, in welcher der beladene Wagen versinkt; die Flüsse schlagen wieder Wellen an schwellende Ufer, und ein giftiger Nebel steigt aus den eröfneten Wassern empor; die Wälder liegen, wie eine schwarze Einöde, vor dem Auge da, und die weite Aussicht wird von Wolken gesperrt, die mit einem Meere von Regen geschwängert sind; der Himmel ist mit einer ewigen Dämmerung unzugänglich, und kein Strahl der Sonne dringt durch die dunkeln Vorhänge zur trostlosen Erde herab; traurig schleichen die Tage, den Nächten ähnlich, vom Morgen zum Abend hinunter, und das schwache Licht, das sie noch haben, gleicht dem matten Scheine der Lampen, die die fromme Andacht in Gräbern anzündet; alles ist umher todt und öde, so öde, als wenn eine Pest den Städten und Dörfern ihre Einwohner geraubt hätte; keiner wagt sich aus seiner Wohnung in den Platz; regen, der unerschöpflich aus der dicken Luft herunterbrauset, und alle Gassen überschwemmet; das Ohr wird unanshörlich von dem wilden Geplätscher ermüdet, und von dem Geheule der Sturmwinde, in welches sich oft das jammernde Gebrüll der Heerden in den Ställen, die Futter fordern,

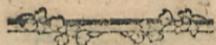
bern, und das Geträufel der umherschwärmenden
 Raben mischet, die keinen Schutzort wider das grau-
 same Wetter finden können; die Thüren krachen,
 die Fenster beben, und ein dunkles Gemurmel re-
 get sich in allen Winkeln des Zimmers, und
 Schauer und Melancholie bemächtigt sich der
 Herzen der Menschen.

Unter dieser Dunkelheit der kurzen Tage, und
 unter dieser Unfreundlichkeit der Bitterung sitzt
 Arift in seiner einsamen Wohnung auf dem Lande,
 und die Melancholie des Himmels führt seine See-
 le zu ernsthaften Betrachtungen des Lebens hin.
 Er kent die Scenen der Welt; aber sein langer Um-
 gang mit ihr hat ihn mehr mit ihrer Schlimmen als
 guten Seite bekannt gemacht. Der Betrug, die
 Falschheit, die Nachstellung, die sich unter den Men-
 schen oft in tausend Gestalten kleiden, haben ihm
 eine Abneigung gegen die Welt, und eine Liebe zur
 einsiedlerischen Entfernung allmählich eingepflanzt.
 Er hat sich dem Anblick der Menschen entzogen, weil
 er von ihnen oft hintergangen ist, weil er oft ihre Las-
 ter gesehen, und weil er nun einen Argwohn gegen
 das ganze menschliche Geschlecht gefaßt hat. Er fin-
 det in der Einsamkeit ein Vergnügen, und eine Ruhe,
 die er in Ehrenstellen und in der Bekantschaft
 Q 2 mit



mit der großen Welt nicht fand. Vorbergen lebt er in einer prächtigen Wohnung, und in einer Gegend, die ihn von allen Besuchen entfernt, allein bei seinen Büchern, den treuen Freunden in der Einsamkeit, und Töchtern im Unglück; aber er fählt nicht ihren mächtigen Zuspruch, womit sie ihn zur stillen Heiterkeit aufzuwecken. Der süßle Erfolg seiner Unternehmungen, und seine Widerwärtigkeiten, die er von Menschen und vom Zufal erlitten, haben seinen Geist zu sehr niedergeschlagen, seine Seele zu sehr an traurige Emsühnungen gewöhnt, als daß er sich weder an der Hand eines Seneca, noch eines Gleims zum Muth und zum Vergnügen wieder erheben könnte. Und welchen Einfluß haben nicht die äußern Dinge auf eine solche Seele? Die einsiedlerische Lage seiner Wohnung, und die Abwesenheit seiner Nebenmenschen, die erstebene Natur um ihn her, die Dämmerung und Rauhigkeit der regenvollen Tage, dies alles vermehret seine Melancholie, und wird eine neue Nahrung für seinen Kummer. Um ihn herrscht der Winter mit lauter Finsterniß und Schauer, und was der Winter nicht hat, das giebt ihm seine Einbildungskraft. So traurig für die Sinnen die Witterung ist, so traurig ist für ihn die ganze Welt; er sieht sie mit immer trüben Blicken an,

an, und sie hat nichts, was ihn aufhettern könnte. Was ist hier, klagt er, indem er die zerrungelte Stirne mit der Hand stößet, und lauter Macht sich in seinen Augen sammelt, was ist hier, das meine Wünsche an sich ziehen, und mir noch eine Neigung zu der Welt einflößen sollte? Ist nicht der Mensch zur Verderbtheit geböhren, und die Welt ein weiter Schauplatz der vergeblichen Mühe, und des Elendes? Die Arbeit ist für den Redlichen, und der Genuss für den Bösewicht; die Unschuld verschmachtet in Armut, und Glück und Reichthum sind in den Händen des Lasters. Eifersucht und Bosheit schwärzen die Absichten des Redlichen an, und die Mattern der Verläumdung ruhen nicht eher, als bis sie das Verdienst in den Staub gestürzt sehen. Betrug macht in Städten, und Schmeichelei an Höfen glücklich. Die Ehrenstellen werden den Meistbietenden übergeben, und alle bekommen Keimer, nur der nicht, der es verdienet. Der Unwissende wird in eine Stelle erhoben, die Einsicht verlangt; und der fähige Mann bleibt in seiner Niedrigkeit zwar oft bekant, aber nicht hervorgezogen, und seine Gaben sind ein Schatz, der ungenutzt in der Erde liegt. Bietet sich der Geschickte zum Dienste des Staates an, so stehen gleich hundert Unwürdige wider ihn mie-



den Waffen der Nachstellung und der Verläumdung fertig, und er liegt unter, wenn er nicht durch gleiche Niederträchtigkeit, als wider ihn streitet, zu siegen sucht. Und was kan also das Leben anders, als eine Kette der Unruhe, des Kammers, und der Traurigkeit sein? Unaufhörlich wird der Geist des Menschen durch Entwürfe und Arbeiten zerstreuet, und das Herz ist ein Schauplatz, wo die Leidenschaften immer kämpfen, wo niemals Friede, noch ein Stillstand des Streites ist, wo bald die Hoffnung von der Furcht, bald die Furcht von der Verrüthiß, und die Verrüthiß von Angst und Verzweiflung besieget wird. Nur zur Qual lebet der Mensch; Armut und Hunger und Hülflosigkeit ist sein Loos, wenn er auf die Welt tritt, Schweiß und Thränen, wenn er auf ihr seine Rolle zu spielen anfängt, und Todesangst, wenn er sie verläßt. Wie vielen Mängeln und Schmerzen ist er nicht durch die Einschränkung seiner Natur, und wie vielen traurigen Zufällen, durch die Verknüpfung der Dinge, und den Lauf der Weltbegebenheiten ausgesetzt? Bald zerstört eine Krankheit seine Kräfte, und seinen Unterhalt; ein vieljähriger Schmerz wüthet in seinen Gliedern, und macht ihn sich, und seiner Familie zur Last; bald raubt ihm das Feuer, oder das Wetter, oder, was noch

noch gewöhnlicher ist, die Bosheit der Menschen, oder die Ungerechtigkeit der Gerichts stühle sein Vermögen, und er muß mit seiner Nachkommenschaft darben; bald entziehet ihm der Tod die einzige Hoffnung zum Trost in seinem Alter, seine Kinder, oder seine Gattin aus seinen Armen, und macht seine letzten Tage ihm selbst unerträglich; das grausame Grab nimt ihm alles, was seine Liebe hatte, die zärtliche Mutter, die ihn unter ihrem Herzen trug, den sorgfältigen Vater, der ihn erzog, das treue Weib, das mit ihm die Beschwerlichkeiten und Plagen des Lebens theilte, den Sohn, worin er sich eine Freude, und eine Stütze in der Schwachheit erziehen wolte, dieses alles nimt ihm das grausame Grab; und doch ist dieses Grab das einzige gerechte Ziel der sterblichen Wünsche, zu welchem der Weg eines jeden durch Dunkelheit und Labyrinth unter Mühseligkeiten und Thränen geht, und zu welchem keiner zu früh komt, weil sich in ihm der traurige Winter des Lebens endigt.

So denkt und klagt der melancholische Arist den melancholischen Wintertag bis an den Abend hinab, wo die angezündete Lampe einen bleichen Schimmer um seine thranenden Augen her verbreitet, und seine Seele mit der Nacht immer finsterner wird. Sollen



wir mit ihm klagen, oder ihn nur bedauern? Zwar hat die seltliche Welt, wie die physische, ihre widrige Seite. Wie manche Wintertage dunkel und öde und beschwerlich sind, so sind es auch manche Scenen des Lebens; aber wie Sturm und Finsternisse nothwendig, und in weissen Gesetzen der Natur gegründet sind, so sind es auch die widerwärtigen Vorfälle, die uns auf der Erde begegnen. Wer kan es hindern, daß der Tag nicht von finstern Wolken überwältigt, und daß unser Glück nicht von Menschen und Zufal gestöret werde? Wer kan dem Himmel eine beständige Stille und Heiterkeit, und der Seele eine ununterbrochene Ruhe geben? Verstattet es nicht die gegenwärtige Einrichtung unsrer Natur eben so wenig, daß wir von Schmerzen und unangenehmen Empfindungen frei sein können, als es die Einrichtung der Körperwelt verstattet, daß die Luft niemals von Regenwolken verdickt sei? Sind nicht die Regierer des menschlichen Geschlechtes, die Leidenschaften, die oft gute, und oft schlimme Wirkungen hervorbringen, eben das in der seltlichen Welt, was die Stürme in dem Dunstkreise sind? Wie die rauhe Witterung eine Quelle der Fruchtbarkeit ist, so ist uns auch die Widerwärtigkeit zugesellet, um uns Tugenden und Verdienste zu geben, die wir uns ohne sie niemals erwerben

werben können. Die Strauge der Leiden härtet uns zur Gedult und Standhaftigkeit ab, und benimmt uns die Weichlichkeit, die sich eben so wenig mit den Zufällen des Lebens, als mit der Weisheit verträgt. Die Dunkelheit lehrt uns erst das Licht schätzen; eine beständige Heiterkeit würde uns blenden, und das Auge ermüden; und nur dann lacht uns ein aufgeklärter Tag am meisten, wenn finstere vorhergingen. Aber die traurige Seite der Welt ist es auch selten so sehr, als der Mensch sie sich vorstellt. Sehr oft sind unsre Vorstellungen von den Widerwärtigkeiten, die uns begegnen, zu lebhaft, und fast niemals ist das Unglück wirklich so groß, als der, der es leidet, sich es einbildet. Das Uebel stößt zu nahe an unsre Empfindungen, unsre Furcht wird durch die Selbstliebe, oft auch durch unsre Weichlichkeit, zu sehr vermehrt, und die Leidenschaften übertäuben den Verstand zu schnell, als daß er fähig wäre, ein richtiges Urtheil zu entwerfen. Weil wir uns lieben, so glauben wir immer, daß wir zu viel leiden; und oft ist es unser Stolz, der unsre Leiden in unsern Augen vergrößert, weil wir uns durch die Art, womit wir sie ertragen, einen Ruhm erwerben wollen. Und wie die gegenwärtige Empfindung unsre Uebel größer macht, als sie sind, so kan es auch der Verdruß

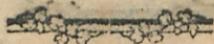


und die Melancholie thun, die uns oft übrig bleiben, wenn auch die Nebel schon überstanden sind. Wir machen uns selbst zu sehr zum Mittelpunkt in der Welt; als daß wir nicht gegen alles, was uns unangenehme Empfindungen verursachte, einen Abscheu befaßten sollten. Wir bleiben mehr bei dem Schmerz und den stülichen Eindrücken stehen, die uns die Vorfälle des Lebens machen, als daß wir einen Blick auf ihre Nothwendigkeit und ihre höhern Vortheile werfen sollten; und wir fangen an uns zu überreden, daß nicht nur das, wobei wir gelitten haben, sondern auch das, wobei wir leiden können, unsre Vollkommenheit zerstöre, weil es unser Vergnügen unterbricht, und daß das Schicksal der Sterblichen nur Schmerz und Furcht sei. Wie kan der Verstand richtig urtheilen, so lange das Herz mit Leidenschaften, und die Phantasie mit finstern Bildern erfüllt ist? Und dies ist der Zustand derer, die, weil sie eine Widerwärtigkeit erfahren haben, so leicht glauben, daß die Welt nur die Wohnung der Widerwärtigkeit sei. Haben sie durch das Laster eines Menschen gelitten, so schreiben sie dieses Laster gleich allen Menschen zu; haben sie durch einen Zufal gelitten, so beherrscht nach ihren Gedanken dieser Zufal alle Zeiten, und alle Gegenden der Welt. So ungerecht es ist, das Ganze zu tadeln,



tadeln, wenn ein Theil Mängel hat; so ist es noch weit ungerechter, wenn dieser Tadel aus einer gewissen verborgenen Nachsicht fließt, wodurch der Mensch sich oft für das Unrecht schuldig zu halten sucht, das man ihm zugesügt hat. Aus mehr als einem Fehler der Seele entspringt es, wenn der Mensch allein nur die widrige Seite der Welt, oder sie zu lebhaft betrachtet; und man kan, so bald man die Quelle nicht weiß, auch nicht sicher genug bestimmen, ob eine solche Gemüthsbeschaffenheit Mitleiden oder Tadel verdiene.

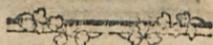
Heitert doch einmal die Wolken des Geistes auf, ihr unglücklichen Menschen, die ihr, wie Arist, immer über die Welt klaget. Lernet den menschlichen Zustand auch von der guten Seite kennen, und höret auf, ihn nur von der schlimmen zu betrachten. Es ist wahr, das Leben hat tausend Widerwärtigkeiten, die sowohl aus den Mängeln und Einschränkungen unsrer eigenen Natur, als auch aus unsern Fehlern, aus den Eigenschaften der Menschen, mit welchen wir leben, und oft wider unsre Klugheit und Macht aus den zufälligen Begebenheiten in der Welt entspringen. Aber die Widerwärtigkeiten sind gegen die Vortheile des Lebens, gegen die Menge der Güter und Freuden, die uns die Vorsehung mittheilet,
sehr



sehr geringe; sie sind verborgene Wohlthaten, wenn wir sie nach der Vorschrift der Weisheit recht anzuwenden wissen; sie sind leicht, wenn wir sie mit Standhaftigkeit ertragen. Die Uebel, womit unsre Tage durchflochten sind, sind weniger ihrer eigenen Natur nach Uebel, als bedrögen, weil wir nicht Muth genug haben, sie zu erdulden. Kein Unglück ist größer, als dieses, daß man kein Unglück zu ertragen wisse. Was sind wir, wenn wir nicht zu leiden wissen? Und ist es Weisheit, darum unsern Zustand anzuklagen, weil er so ist, wie er sein muß? Die Widerwärtigkeiten gehören mit in den allgemeinen Zusammenhang der Dinge; sie sind ein Theil von dem Plane, den die ewige Weisheit, noch ehe Geschöpfe waren, schon zu ihrem Wohl entwarf. Solten wir uns nicht mit Ehrerbietung den Einrichtungen unterwerfen, die ein unendlicher Geist der Ordnung, zugleich mit einer unbegreiflichen Güte, gemacht hat? Betrachtet das Uebel, worüber ihr klagt; was ist es oft anders, als eine nothwendige Folge eurer Verhaltens? Und sol die Vorsehung durch ein Wunder verhüten, daß der Wollüstige nicht seine Tage verkürze, und der Verschwender nicht zuletzt in Mangel falle? Haben wir uns nicht oft selbst

selbst den Feind gemacht, der unsre Entwärfe
 vereitelt? Was ist der Schaden, den ein Ge-
 witter unsern Feldern zufügt? Ist es nicht eine
 Wirkung einer Luftbegebenheit, die nach noth-
 wendigen Gesetzen erfolgte, und die für das
 Ganze heilsam ist, wenn auch darunter ein klei-
 ner Theil leiden sollte? Was ist die Krank-
 heit, wenn sie auch keine Folge des Lasters ist?
 Ein Loos, dem wir nicht entgehen können, so
 lange wir das bleiben, was wir sind, schwache
 und eingeschränkte Geschöpfe, deren Kräfte von
 der Zeit aufgerieben werden, die nicht zu einer
 ewigen Dauer gebauet sind. Was ist der
 Schmerz? Eine angenehme Empfindung, die
 wir uns selbst die meiste Zeit vergrößern, die
 nie mit gleicher Heftigkeit anhält, die uns ver-
 läßt, oder die wir verlassen. Was ist unser
 Kummer und unsre Berrübth? Sehr oft we-
 ter nichts, als Eigensin und Stolz, die sich hin-
 ter einem falschen Namen verbergen. Die
 Thränen, die wir bei einer Widerwärtigkeit ver-
 gießen, klagen oft nur unsre Eitelkeit, und un-
 mäßige Liebe zu den Vortheilen des Lebens,
 unsre Habsucht, und unsern Ehrgeiz an; sie
 werden wider unsern Willen die Verräther

der

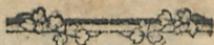


der unedlen Neigungen, die uns beherrschen. Wer zu sehr sich über den Verlust eines Gutes grämt, beweist der nicht, daß er es zu hoch geschätzt hat? Geufzt nicht oft der, der seine Ehrenstelle verlor, nur darum, weil sein Ehrgeiz beleidigt worden? Leiden nicht die meisten Menschen mehr wegen ihrer Neigungen, die ein Uebel angreift, als wegen der Verringerung ihrer Vollkommenheit, die es ihnen zu zieht? Und war der, der sich untröstbar über den Verlust eines Gutes betrübte, wohl werth, es zu besitzen? Gewiß ist es, daß der Mensch sich selbst das größte Uebel ist, und daß er es mehr seiner Weichlichkeit, seiner Muthlosigkeit, und seinen verwöhnten Neigungen, als den widrigen Zufällen des Lebens selbst, zuschreiben muß, wenn ihm diese unerträglich werden.

Die Wolken, betrübter Arist, die über deine Scheitel hangen, werden sich zerstreuen, und den Himmel wird sein Licht wieder schmücken; je heftiger sich die Wolken ergießen, desto geschwinder leeren sie sich aus, und je größer die Dunkelheit ist, die sie verbreiten, desto unerwarteter pflegt sie ein schneller Strahl der Sonne

ne zu zertheilen. Die Widerwärtigkeiten nehmen nur eine kurze Spanne des Lebens ein, und wenn sie über die Kräfte unsers Muthes und unsrer Standhaftigkeit sich zu erheben scheinen, so ist es ein Beweis, daß sie sich ihrem Ende nähern, weil auch die Nebel ihre Gränzen haben. Aber sei nicht so blödsichtig, und schränke deine Aussicht nicht so sehr ein; der Thor sieht nur das, was nahe vor ihm ist, und nur die gegenwärtige Empfindung, die ihn beherrscht, bestimmt ihn auch. Der Weise öfnet sich durch die Dunkelheit seiner Tage eine helle Durchsicht, und durch das, was er in der Ferne erblickt, heitert er sich den finstern Weg auf, auf welchem er wandert. Wozu haben wir das scharfsichtige Auge der Vernunft empfangen, wenn wir nicht damit in die Zukunft hinaus blicken wollen? Mit einer Seele, die Muth hat, und mit einem Geiste, der aus dem engen Bezirke des Gegenwärtigen einen freien Blick in das Zukünftige hinaus werfen kan, läßt es sich ruhig durch die dunklen Labyrinth des Lebens hindurchschleichen; und der Sturm wärc lange, und lange bedecke die Finsterniß unsern Pfad, so kommen wir doch alle zu der Heimath der Ruhe und des Lichts.

Vom



Vom strengen Strom der Zeit wird jeder hingeworfen,
 Bald unter heit'rer Luft, bald unter Finsternissen,
 Und schwarzer Ungewitter Wuth.
 Strom, wo sich alzu oft beschäumte Wellen thürmen,
 Stets brausend, wie das Meer, o! ungestüme
 Fluth,
 Verüchtigt von erzürnten Stürmen!



Wohin der Sturm uns führt, bleibt oft vor uns
 verstecket,
 Weil fürchterlich Gewölk die grünen Ufer decket,
 Und unsrer Blicke Lauf begränzt.
 Die Schatten werden fliehn, die unser Auge banden,
 Vielleicht wohl, ehe noch der andre Morgen
 glänzt,
 Vielleicht nicht eher, bis wir landen.

Uz.



Winter.

Siebenzehnte Betrachtung.

Jeder Erdstrich hat Spuren einer weisen
 Vorsehung, und der Mangel an einem
 Gute wird durch die Gegenwart eines
 andern wieder ersetzt. Nirgends hat die göltige Na-
 tur dem Menschen eine gerechte Ursache zum Miß-
 vergnügen übrig lassen wollen; ihre Vorsorge für
 seine Zufriedenheit ist so ausgebreitet, daß kein
 endliches Auge sie übersehen kan. Alle Gegen-
 den der Erde sind vol von ihrer Güte, und kei-
 nes unter den Millionen ihrer Geschöpfe ist von
 ihrer zärtlichen Sorgfalt vergessen. Hier wohnt
 ein Geschlecht unter einem milden Himmelsstrich;
 ein anderes wird von einer langen Kälte und Rau-
 higkeit gedrückt, und doch kan dieses eben so glück-
 lich und zufrieden, als jenes, sein. Verschieden
 sind die äußern Vortheile des Lebens vertheilt;

A

aber

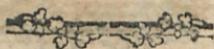


aber nirgends fehlen sie ganz, und nirgends sind die Klagen des Menschen unbilliger, als wenn er sie wider die Vorsehung ausschüttet, und sie einer Unachtsamkeit oder Partheilichkeit in ihrer Regierung, in der Einrichtung der Natur, und in der Verlegung des menschlichen Geschlechts in unterschiedene Erdstriche beschuldigt. Wie ungerecht sind nicht die Beschwerden, die wir über die Strenge der Kälte, und über die Rauigkeit des Klima führen? Leben wir nicht in den südlichen Gegenden unter einem milden Himmel? Verdient nicht dieser äußere Vorzug einen lebhaftern Dank gegen die Vorsehung, die uns dadurch eine Unbequemlichkeit unsers Lebens entzogen hat? Aber wir gleichen verwöhnten Kindern, die wegen der vorzüglichen Sorgfalt der Mutter ihre Ansprüche ausdehnen, und glauben, daß ihnen noch mehr zukomme, als sie schon empfangen haben. Wir leben mehr wie andere Völker in Bequemlichkeit und Ueberfluß; und wir klagen noch bei dem, bei dessen Mangel sie vergnügt sind. Wir haben ein gemäßigtes Klima, worin die Kälte weder lange, noch heftig anhält; und wir beschwerten uns noch über sie, selbst bei dem Reichtum der Mittel, den uns unsre Heerden und Wälder



Wälder wider sie geben. Wir sehen nicht auf das, was wir haben, sondern nur auf das, was andere Menschen haben, die wir für glücklicher als uns halten, und wir werfen keinen Blick auf die, die weniger als wir haben. Anstat daß wir aus dem, was wir besitzen, und so viele unsrer Nebenmenschen entbehren, unsre Genügsamkeit und Ruhe unterhalten sollten, so verführet uns unsre Eigenliebe zum Neide, und zu allen den bittern Empfindungen, die ihn begleiten; und in dem wir vergebens nach einem abwesenden Vortheil schmachten, so vergessen wir den Genus des Gegenwärtigen, und Unruhe und Verdruß nimt die Seele ein, worin Stille und Vergnügen wohnen könnten. Was ist unser Winter, wenn wir ihn mit dem Winter der entfernten Länder in Norden vergleichen? Und werden wir noch über seine Strenge klagen dürfen, wenn wir uns an die wilde Wuth erinnern, womit er jene Gegenden beherrscht? Nur den Blick etwas weiter zu werfen; so werden wir sehen, daß diese Jahreszeit beinahe noch einem gelinden Herbst gleicht, wenn wir ihn gegen die kalten Zonen halten, wo der Winter die Erde in eine schreckliche Wüstenet verwandelt, und sein fürchterliches Gebiet viele





Monate lang von einem erfrorenen Meere zum andern ausbreitet.

Wendet eure Augen nach den mit dem Nordpol benachbarten Gegenden, worin alles Leben immer weiter verschwindet, und der Tod der Natur über unermessliche Wüsten ausgebreitet liegt. Da herrscht ein ewiger Winter, und versteinert Land und Meere; da zeigt er sich als Tyrann in einer unwiderstehbaren Wuth, und von da gehen seine Gesandten, die frostbringenden Winde, aus, und überschütten die Erde, bald mit einem rasselnden Hagel, bald mit einer weissen Fluth von Flocken. Da thürmen sich weisse Berge an einander, schwellen mit jeder schrecklichen Nacht, und berühren immer steigend die Wolken, den Geburtsort des Schnees; und an den Küsten des Meeres stehen Eisberge auf Eisberge, wie silberne Pfeiler, unförmlich gesetzt, und werfen von Ferne in das erstaunende Auge einen fürchterlichen Schimmer. Der gesamlte Winter von Jahrhunderten wird durch jedes neue Jahr vermehrt, und die wachsende Masse scheint den Himmel zu stützen; die verwölkte Sonne wirft keinen fühlbaren Strahl, oder ein flüchtiger

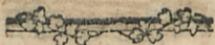
flüchtiger Blick spielt auf das Eis hin, macht es einige Minuten schimmern, und verschwindet wieder in die alte Nacht. Eine sich hebende Welle starrt an der andern, bis das weite Meer eine bleiche aufgeworfene Wüste wird, wo keine Spur eines lebenden Geschöpfes gefunden wird, und eine schreckliche Stille herrscht, nur unterbrochen von dem Geheul der Winde, oder dem dumpfen Gemurmel des verschlossenen Wassers, oder dem ängstlichen Krachen des einreisenden Eises: eine gräßliche Scene, die selbst einem Alexander Schauer einjagen würde, noch fürchterlicher durch die lange Finsterniß, die vom kalten Himmel herabhängt, und durch den Nebel, der die Luft verdickt. Da hat die Natur dem kühnen Menschen den Weg zu andern Gegenden mit ewigen Niegeln verschlossen; nicht Mauern, sondern eiserne Bolwerke von Eis, die sie mit mächtiger Hand aufwarf, bewahren die Gränzen, über welche kein sterblicher Fuß kommen sollte. Nichts erblickt das Auge weit um sich her, als ungeheure Einbden tief im Schnee vergraben, Felsen mit Eis überzogen, und einsame Wälder von Raubthieren bewohnt,



deren Gebrül die leere Wüste durchschallt. Furchtsam verbirgt sich manche Familie von Hirschen in weissen Höhlen von Schnee, zum Erwärmen an einander gedrängt, und schlummert, und schützt, wenn sie erwacht, die neu gefallenen Flocken von dem zackigten Geweihe ab; oft aber schreckt ein blutdürstiges Gebrül die fromme Heerde aus ihrer Ruhe, oder der zotrige Bär, von Hunger zum Raube ergrimt, und überall mit Glaceis behangen, überfällt sie in ihrem Lager, röchet seinen grausamen Rachen mit dem Blute der wehrlosen Thiere, und zerstreut weit um sich her auf dem Schnee das ranchende Fleisch der Zerrißnen. Da ist das Vaterland des Grauens und Schreckens; ein alles bezwingender Frost und Finsterniß beherrscht den größten Theil des traurigen Jahres, und unsre Natur ist verwildert zur Aehnlichkeit mit den Thieren erniedriget.

Ihr, die ihr in unsern Gegenden über die Rauigkeit des Himmels klagt, was würdet ihr sagen, wenn ihr in dieser Wüste, umringt von einem schrecklichen Winter, leben sötet?

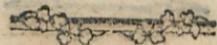
Ist nicht die Erde bis in ihren letzten Winkel überall des Herrn, und hätte er unsern Vorsatz nicht eben so, wie jenen Wilden, dort ihre Wohnung anweisen können? Haben wir seiner Macht Gesetze geben, oder seine vorzügliche Güte verdienen können? Wie die Bewohner der kalten Zonen, die mit uns einen Vater, und eine Natur gemein haben, mit ihrem Aufenthalt zufrieden sein müssen; eben so hätten wir es auch sein müssen, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, ihr Schicksal auf uns zu übertragen. Es steht nicht allemal in der Macht der Sterblichen, ihren Aufenthalt zu ändern; zu sehr leben die Wilden am Nordpol von der übrigen bewohnten Welt entfernt, und zu wenig sind ihnen die Vorzüge anderer Länder bekant, als daß sie es wagen könnten, andere Wohnungen zu suchen; sie sind gleichsam in den Gegenden verschlossen, wo sie geboren wurden, und ertragen mit Geduld, was sie nicht ändern können. Ihr, die ihr euch schon über den gelinden Himmelsstrich, worunter ihr wohnt, beschweret, lernt erst das Schicksal anderer Menschen kennen, vergleichet und urtheilet, ehe ihr zu Klagen anfangt.



Betrachtet das Leben, das jetzt der Lappe führt. Um ihn her thürmen sich Berge den Wolken entgegen, schwer beladen mit Eis und Schnee, den selbst kein Sommer verzehret; und wo diese fehlen, da erstrecken sich meilenlange Moräste und Sümpfe, die hin und wieder mit verdorrten Birken und Weiden wüch durchwachsen sind, oder dürre Sandfelder mit Moos und labyrinthischen Gesträuchen bedeckt. Ein tiefer, von der Kälte verhärteter Schnee vergeßt Thäler und Hügel; der rauhe Winter füllet die meisten Monate des Jahres; lang sind die Nächte, und die Tage haben nur eine schwache Dämmerung. Die Sonne ist ein Fremdling, den der Lappe nur selten erblickt; und die Finsterniß vermehrt die Wildniß der Natur, die um ihn her ausgebreitet ist. Da erscheint das menschliche Geschlecht in seiner rohesten Gestalt; und verschlimmert die finstern Tage; jeder liegt bei der melancholischen Dunkelheit am trüben Feuer, von dürren Fichten angezündet, ohne Freude, und fast ohne Leben. In wilden Häuten verhüllt verbergen sich die Lappen vor der Wuth des Winters in ihren Zelten, die

Augustus 1791. 18

sie an jedem Orte aufschlagen können, indem sie
 Stangen in der Runde gegen einander aufrich-
 ten, unten weit, und oben zugespitzt, wie eine
 Pyramide, und diese mit groben Tuch oder Fich-
 tenästen bedecken, daß eine ganze Familie darin
 wohnen kan. In der Mitte des Zeltes ist die
 Feuerstätte, mit Steinen umfaßt, und der
 Rauch zieht durch ein offen gelassenes Loch hin-
 aus, das zugleich anstat des Fensters dienet, und
 aus welchem ein Paar eiserne Ketten mit Kesseln
 herabhängen, worin das Essen gekocht, oder das
 Eis zum Trinken geschmolzen wird; inwendig
 sind an den Wänden Pelze ausgebreitet, die den
 Winden den Zugang verwehren, und an den Sei-
 ten herum sind Renthierhäute gelegt, auf wel-
 chen die Lappen in der Runde herum liegen; um
 das Zelt her sind Speisekammern auf erhöhten
 Pfosten gebauet, daß kein Thier hinzu kommen
 kan. In solchen Wohnungen vertrauen sie die
 dunkeln Wintertage, leben sechs Monate lang
 in einer beständigen Nacht, und hören um ihre
 Zelten her nichts als die Klagen der Winde, und
 das Geheul der Wölfe, die nach dem Raube um-
 herziehen. Verbreitet der Morgen eine bleiche



Dämmerung über die weiße Wüste, so bewafnet sich oft der Lappe zur Jagd, und höhlt sich die Nahrung des Tages, unterdessen daß seine müthigen Söhne die Heerden hüten, die im Schnee scharren, oder sich mit zerstoßenen Fichtenwinden sättigen müssen.

Wie würden wir den Himmelsstrich und das Leben dieser Menschen ertragen? Welcher Schauder, und welche Angst würde uns nicht ergreifen, wenn wir in den kalten Erdzirkel versetzt, nichts als ungeheure Strecken von Eisfeldern und Schneewüsten um uns sähen, wenn der tyrannische Winter die Wellen des Meeres auf allen Seiten zu festen Hügeln thürmte, und Gebirge von Eis aufwürfe, wenn eine beständige Nacht die Kälte noch schrecklicher machte, und keine bequemen Wohnungen, nur irrende Zelter, mit Fellen behangen, und von Fichtendampf geschwärzt, für uns offen stünden, wenn wir unsern Unterhalt mit den Mühseligkeiten und Gefahren der Jagd erkaufen müssen, wenn unsre Aussicht in Tage des Frühlings von immer neuen Schneegestöber verdunkelt würde,
und



und weder die Ergötzungen der Künste und Wissenschaften, noch die Freuden der gesitteten Gesellschaft die Rauigkeit der Natur milderte, wenn wir von den Annehmlichkeiten der südlichen Gegenden auf immer entferne, umringt von Wildniß und Raubthieren, unter einem unentwölkten Himmel einen ewigen Winter leben sollten? Wie würden unsre Weichlinge nicht schon vor dem Anblick der gränzenlosen Einden erzittern, die der Lappe bewohnt, und würden sie nicht schon vor Schrecken vergehen, wenn sie ihnen zum beständigen Aufenthalt angewiesen würden? Wir, die wir so sehr verzöhnet sind, daß schon eine geringe Strenge des Winters uns beleidiget, wir, die wir kaum einige Monate die Wärme der Sonne vermissen, bald wieder unter zunehmenden Tagen dem Frühling uns nähern, und aller Rauigkeit der Jahreszeit uns durch die Bequemlichkeit unsrer Wohnungen und Kleider entziehen können, wir würden in der Nachbarschaft des Nordpols unser Grab zu finden fürchten, oder doch glauben, daß da alle Mühseligkeiten und alles Elend des Lebens seine Heimat habe.

Mein



Allein ist denn der Lappe in der That so unglücklich, als wir es glauben, oder als wir es vielleicht sein würden, wenn wir seine rauhe Bergenden bewohnen sollten? Die Glückseligkeit des Menschen besteht nicht in äußern Vorzügen; sie ist an keine Völker, an keine Erdstrecke gebunden. Genügsamkeit und Ruhe der Seele machen in jeden Winkel der Erde glücklich, er liege unter der Sonne, oder ihren schrägen Strahlen, oder unter einem Himmel, den Nacht und Frost beherrschen. Zwar besitzen wir Bequemlichkeiten des Lebens, die der Nachbar des Nordpols nicht hat; aber diese Bequemlichkeiten, die uns weichlich machen, die uns neue Begierden und neue Bedürfnisse erregen, erwecken ihm auch keine Sorgen, und Reizungen zum Uebel, die mit ihnen verbunden zu sein pflegen. Erziehung und Gewohnheit haben ihn gegen die Rauhigkeit seines Klima abgehärtet, und er erträgt geduldig die Kälte, worin wir glauben würden zu vergehen. Seine strenge Lebensart lehrt ihn allem Froste und allen Stürmen trotzen, und was er nicht würde ausstehen, ohne eine besondere Hilfe der Natur,

Natur, dafür hat sie schon, ohne seine Bitte abzuwarten, gesorget. Sie bereicherte seine Wüsten mit wilden Thieren, denen er Pelze wider die Kälte abnehmen kan, und sie machte ihn muthig zue Jagd. Sie gab ihm Renthiere, von denen er Gezelte, Kleider, Betten, Speisen und Getränke empfängt, mit denen er weite Reisen wagt, die fast alle seine Bedürfnisse befriedigen, und für deren Unterhalt er wenige Sorge tragen darf. So lebt er zufrieden in seiner glücklichen Armut, hat das, was er zu seiner Nothdurft bedarf, wünscht nichts zu besitzen, was ihm entbehrlich ist, und ist eben so frei von Kummer und Sorgen, als von Neid, von Habsucht und Ehrgeiz. Er verlangt nur über seine Heerden zu herrschen, und seine Ehre ist der Sieg über Thiere, die er zu vermindern suchen muß, weil ihre zahlreiche Menge ihm schaden würde, und die ihm die Natur zu dem Nutzen bestimmte, sich von ihrem Fleische zu sättigen, und mit ihrer Haut zu kleiden. Die Jagd ist sein Geschäft, und sein Vergnügen. Auf seinen Schlitten, mit Renthiereu bespannt, hohlet er bald



bald den räuberischen Wolf, bald den edlen Hirsch ein, flegt meilenlange Eindden durch, hier über einen verfrornen Sunnyf, dort über einen Hügel, rauscht durch erstorbene Gesträuche, und knirschend nimt der feste Schnee kaum eine Spur der flüchtigen Fahrt an. Wenn die Sonne nicht über ihn aufgehet, und eine beständige Finsterniß über seine Scheitel schwebt; so zündet ihm selbst die Natur ein helles Nordlicht an, das seine schängelnden Flammen am Himmel ausbreitet, mit einer prächtigen Ergießung von Strahlen auf und nieder waltet, und einen wunderbaren Tag mit der Nacht vermischt. Oder der Mond steckt seine Fackel mitten unter umher schwebenden Schneewolken an, die eine sanfte Mischung des Lichts und der Schatten tragen, bald sich zertheilen, und einen heitern Schimmer durchfallen lassen, bald sich wieder zusammen drängen, und der alten Dunkelheit ihre Herrschaft wieder geben; doch haben die meisten Nächte eine milde Erleuchtung; unendliche Heere von Sternen glimmen am blauen Gewölbe des Himmels, und dann schlummert die ungeheure weiße Emdde hin und wieder in blitzender Klarheit,



heit, oder getürmte Eisklippen werfen einen fürchterlichen Widerschein, und erhellen die Schreckenisse der benachbarten Gegend umher. Allein der Lappe, an diese Scenen gewöhnt, verfolgt seine Jagd unter dem günstigen Lichte der Gestirne, und tödtet den schlummernden Bären, der zu sat vom blutigen Raube in der weissen Vertiefung unbesorgt einschlies. Oft fliegt er dann zu den Zelten seiner entfernten Geliebten hin, und überreicht ihr nach dem Kuß, den die Gewohnheit rechtfertiget, und die Zärtlichkeit vielleicht süße macht, eine kostbare Beute der Jagd, und ungekünstelte Lobspüche belohnen seinen Muth, und oft nur mit einem Trunk geschmolzenes Eis bewirthe, kehrt er wieder heim. So giebt ihm das, was uns eine Ursache der Unzufriedenheit sein würde, lauter Vergnügen; und so lange seine Renthiere gesund sind, so lange die Wälder Wild, und die Seen Fische haben, so ist er reich, auch wenn er wenig hat, weil er nicht mehr braucht, als was zur täglichen Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse gehört. Seinen Tisch besorgt die Natur, und seine Klinte; mit einem Gebet fängt sich seine mäßige Mahlzeit an,
und



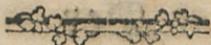
und ein treuer Handschlag beschließt sie. Die erste Wüste um ihn her ist seine Welt. Vielleicht sieht er sie für den größten und glücklichsten Theil des Erdbodens an; vielleicht bedauert er uns so sehr, als wir ihn bedauern, und wünscht uns, anstat sich zu uns zu wünschen, in seine Gegenden hin. So steht die wahre Zufriedenheit, die unabhängig von der Gunst, oder dem Jorne des Glückes, sich immer selbst genug ist, von Freude und wohlwollenden Gesinnungen über, und wenn sie noch etwas wünscht, so wünscht sie, sich mittheilen zu können.



Der
W i n t e r.

Achtzehnte Betrachtung.

Wenn trübe Schneewolken den iden Tag verdüstert haben, so erscheint oft die Sonne, ehe sie von unserm Horizonte weicht, noch in einem heiteren Abendglanz, und überstrahlt die weissen Flächen der Erde mit einem sanften Purpur; dann nehmen alle Gegenstände auf eine kurze Zeit eine frohe Gestalt an, der Himmel zerfließt in eine stille Klarheit, und verkündigt eine helgestirnte Nacht. Noch ehe die Sonne, die selbst erfreut über das reizende Schauspiel, das ihre letzten Strahlen in der beschneitten Landschaft bilden, zu verweilen scheint, ihren Abzug vollendet; so zeigt sich schon der Mond als der Abgeordnete einer Königin, der in ihrer Abwesenheit die Herrschaft über die Nacht übernehmen sol. Hat sie sich entfernt, und ist der
S Schim



Schimmer, den sie von ihrem majestätischen Hin-
 abzug in Westen zurückließ, verschwunden; so
 erhebt der Regierer der Nacht sich in einer höheren
 Pracht, verdoppelt seinen Glanz, und Millio-
 nen von Gestirnen zünden rings um ihn her ihre
 leuchtende Fackel an. Was für einen sanften
 Tag gießt nicht der Mond über die ruhige Erde
 aus, und wie erfreuend ist nicht der Anblick sei-
 nes Lichtes, das in der hellen Rundung hin und
 wieder sich mit leichten Schatten vermischt, nach-
 dem sich auf dem bewohnten Planeten Berge er-
 heben, oder Thäler senken? Immer weiter steigt
 er durch das reine Blau des Himmels hinauf,
 und keine Wolke trübt die Heiterkeit des unermesslich
 ausgedehnten Gewölbes; die milde Ueberschwemmung
 des Lichtes breitet sich über alle Flächen, und
 Felsen, und Wälder, und selbst in Abgründe fließt
 die unumschränkte Klarheit hinunter, und die
 silberhelle Bestrahlung, von neuen aufgehenden
 Sternen immer mehr verstärkt, waltet an der
 Spitze der Berge und Thürme herab, bildet einen
 ruhigen Schimmer, und durchgießt die Fenster
 der Stadt mit einem bleichen Tageslichte. Tausend
 an tausend gedrängt schimmern die Sterne in
 einer unabsehbaren Weite umher, und selbst



selbst das unbewafnete Auge siehet an den letzten Gränzen des Himmels neue Gestirne funkeln; die Herlichkeit der Schöpfung entwickelt sich ganz aus ihrer Dunkelheit, und unzählbare leuchtende Welten, aus der ungemessenen Ferne herabziehend, bedecken unsre kleine Erde mit Glanz, füllen das aufschauende Auge mit Entzücken, und den nachsinnenden Geist mit Erstaunen.

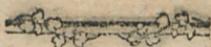
In solchen Nächten die Seele zur Betrachtung der Wunder am Himmel zu erheben, und das Auge, nachdem es die angenehmen Scenen, die das Licht des Mondes auf der schneevollen Erde bildet, den Schimmer der bereiften Bäume, die anmuthige Vermischung des Glanzes und der Dämmerung, die sanften Brechungen der Strahlen in der ausgebreiteten Landschaft, und auf den gefrorenen Seen, mit Bergnügen beschauet hat, aus dem warmen Zimmer zu den strahlenden Höhen hinauf iren zu lassen, und den denkenden Geist zu beschäftigen; dies ist eine der edelsten und angenehmsten Unterhaltungen, die ein vernünftiges Wesen in den langen gestirnten Winterabenden suchen kan. Diese Beschäftigung des Freundes der Weisheit und der Einsamkeit unterhält ihn würdiger, als die Freuden der großen



Welt, und ist ihm eine immer reiche Quelle des Entzückens und der Bewunderung, die ihn über alle niedrige Scenen des menschlichen Lebens erhebt. Deswegen flieht er den Sturm der Gesellschaften, und das Getümmel, das die Palläste der Vornehmen beherrscht, und verbirgt sich gern in dem Schooß seines stillen Zimmers, um die Schauspiele der Nacht aus seinem Fenster zu betrachten, nachdem er sich von ihnen in den Schriften der aufgeklärtesten Geister unterrichtet hat. Denn die Gestirne bloß mit den Augen anzusehen, ohne dabei die Seele zum ernsthaften Nachdenken aufzufordern, ist eben so viel, als wenn man sie gar nicht sähe, ist so viel, als wenn man sie mit den Blicken der Thiere anstarrte. Wem leuchten die Gestirne, als den vernünftigen Geschöpfen? Und wer sollte sie am ersten kennen lernen, als der Mensch, dem sie die Nächte erhellen, über den sie ihren wohlthätigen Glanz ausbreiten, und der auf unserm Erdball allein geschickt ist, sie zu bewundern? Allein wie viele Völker giebt es nicht, und wie viele Menschen selbst unter denen, die in aufgeklärten Ländern wohnen, und sich selbst Einsicht und Kenntniß zuschreiben, die in Ansehung der Wunder des Himmels



Himmels völlig Fremdlinge sind, die sie mit trü-
gen Augen anschauen, ohne dabei eine vernünf-
tige Betrachtung in der Seele zu erwecken? Sol-
te man wohl glauben, daß der Anblick der ge-
stirnten Nacht dem Menschen so gleichgültig wä-
re, daß er ihn zu keinem Nachfragen, zu keiner
Untersuchung ermunterte? Schon das aufmerk-
same Hinaufschauen sollte denkenden Wesen Ehr-
furcht und Erstaunen einflößen, und eine edle
Begierde nach nähern Kenntnissen anzünden, die
nicht das bloße Auge, sondern ein tiefkönniges
Nachforschen verschafft. Wie sehr erweitert sich
nicht die ganze Seele, wenn uns ein Newton
von den Himmelskörpern unterrichtet, und wie
bald fangen wir nicht an, sie mit einer ganz an-
dern Aufmerksamkeit, und aus einem ganz an-
dern Gesichtspuncte, als der gemeine Mann, zu
betrachten? Was für große Vorstellungen gehen
nicht, gleich einer Sonne, in unserm Geiste auf,
und wie richtig wird nicht eben dadurch die Art,
die Gestirne und ihren Urheber zu denken? Das
Herz hebt sich mit den Einsichten des Verstandes,
und wird bei seinen Aufklärungen von reinem
Vergnügen, von Bewunderung, und von erha-
benen Gesinnungen vol. Sind dies die Vor-

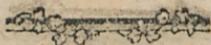


theile, die wir von der feißigen Betrachtung der Schauspiele der Nacht erhalten, und ist es der menschlichen Würde so sehr gemäß, auch die Welten kennen zu lernen, denen die Hand der Allmacht einen Glanz gab, der nicht nur unsern Erdbal erleuchtet, sondern auch unsre Augen entzückt, und uns zum vernünftigen Anschauen einladet, so ist er ungerecht, unsern Augen und unsern Verus länger zu verkennen.

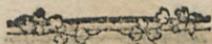
Sehr eingeschränkt ist die Einsicht des Menschen, wenn er, was die meiste Zeit geschieht, unsern kleinen Erdbal allein für die Welt hält, und von dem Mond und Gestirnen glaubt, als wenn sie nur allein da wären, um uns zu erleuchten. Diese Unwissenheit und dieser Stolz kan eine kurze Betrachtung vertilgen, und uns lehren, wie klein unsre Erde gegen die funkelnden Sterne sei, und was für einen unerheblichen Theil der Schöpfung wir ausmachen. Ich stelle, um an einem Winterabend den gestirnten Himmel recht zu betrachten, mich ans Fenster, und verliere mich almählich in diese Gedanken.

In dem Mittelpuncte der Welt hat ihren Thron die Sonne, die Königin des Lichtes, ein feuriger Körper, der über eine Willion mal größer,

ser, als unsre Erde, und über neunzehn Millionen Meilen von ihr entfernt ist, und deren Strahlen, dieser erstaunenswürdigen Entfernung ungeachtet, so mächtige und heilsame Einflüsse auf uns haben. Um die Sonne herum bewegen sich die Planeten, dunkle Körper, die an sich selbst kein Licht haben, die ihre Stelle gegen die übrigen Gestirne verändern, ihren Weg von Abend gegen Morgen zu nehmen, und die, nach dem sie der Sonne nahe, oder von ihr entfernt sind, ihre Bewegung um sie eher oder später endigen, und unterdessen sich beständig um ihre eigene Achse drehen. Wenn gleich die Planeten mehr als die Fixsterne funkeln, so sind sie doch an sich selbst finster, und werden allein von der Sonne erleuchtet; die Nacht auf unsrer Erde, und die Sonnenfinsternisse, wobei uns der Mond einen Theil von der Sonne verdeckt, sind davon Beweise. Eben so erscheint Venus, die am Morgen und Abend hel schimmert, in einem finstern Aufzug, wenn sie, welches vor einigen Jahren geschah, zwischen der Sonne und unsrer Erde weggehete; und da Jupiter auf seine Trabanten einen Schatten wirft, so ist dies ein offenkundiges Merkmal seiner eigenen Dunkelheit.

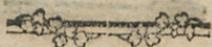


Von diesen an sich dunkeln Körpern ist Merkur der Sonne am nächsten, der von ihr sieben Millionen Meilen entfernt, und siebenmal kleiner als unsre Erde ist; auf ihn folget Venus, die wir bald den Morgenstern, bald den Abendstern nennen, die von der Sonne dreizehn Millionen Meilen entfernt, und wenigstens einmal so groß als unsre Erde ist; dann kommt unsre Erde, um welche sich der Mond als ein Nebenplanete bewegt; darauf Mars, siebenmal kleiner als die Erde, und dreißig Millionen Meilen von der Sonne entfernt; darauf Jupiter, acht und neunzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und zehn tausendmal größer als die Erde, umgeben von vier Monden, davon jeder so groß als die Erde ist; endlich Saturn, entfernt von der Sonne hundert und achtzig Millionen Meilen, und dreitausend zweihundert und sieben und siebenzigmal größer als die Erde, mit fünf um ihn herumlaufenden Monden. Was für ungeheure Körper, die alle von der Sonne beleuchtet werden! Was für ein Raum, den sie einnehmen, und den kein Geist ohne tiefes Erstaunen sich vorstellen kan! Was für eine almächtige Hand führet sie auf einer sichern Bahn um die Sonne,
um



um welche sie sich alle in einer bestimmten Zeit bewegen! Mit welcher unglaublichen Geschwindigkeit bewegen sie sich nicht um die Sonne, indem unsre Erde auf ihrer jährlichen Reise von hundert und neunzehn Millionen Meilen jede Minute über zweihundert und sechs und zwanzig Meilen zurücklegt? Und was würden die Planeten, die jetzt Schauplätze der Weisheit und Güte des erhabensten Wesens sind, ohne das Licht und die Belebung der Sonne anders, als ungeheure Massen von einer todten und unfruchtbaren Materie sein?

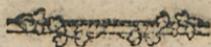
Nachdem ich mich von dem Erstaunen über diese großen Betrachtungen, die ihre ausgemachte Gewisheit haben, und worin die kleinen Begriffe, die man sich von den Gestirnen zu machen pflegt, gleichsam völlig verschlungen werden, erholet habe; so fang ich an, die Himmelskörper mit einem viel aufmerksamern Auge anzusehen. Nun betrachte ich den Mond nicht mehr wegen seines sanften Lichts, das ihm die Sonne schenkt, womit er unsre Nächte erleuchtet, und manches schöne Schauspiel für das Auge bildet; ich betrachte ihn als einen ansehnlichen Weltkörper, der seiner natürlichen Beschaffenheit nach eben



das ist, was unsre Erde ist, um welche er sich als ein freundschaftlicher Nachbar bewegt. Ich betrachte ihn als einen Theil der Welt, der ebenfals mit vernünftigen Bewohnern besetzt ist, und bei diesen Gedanken erweitert meine ganze Seele ihre Vorstellungen von der Größe des Schöpfers, der alle Planeten mit Gegenständen seiner Güte, und mit Zeugen seiner Herrlichkeit erfüllt hat. Und was sollte mich hindern, diese Gedanken zu unterhalten, die der Ehre Gottes so gemäß sind, und die einen so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit haben, daß sie sich der Gewisheit nähern? Da die Planeten, Mercur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, keinem andern Körper, der etwa in ihrer Nachbarschaft wäre, nicht einmal unserm Erdbal ein beträchtliches Licht geben, und eben so wenig andere Wirkungen auf andern Weltkörpern hervorbringen; so dienen sie in der That keinem Theile der Schöpfung. Sollte die erhabenste Weisheit etwas umsonst geschaffen haben? Sollte sie, da selbst die kleinsten Werke der Schöpfung ihre Endzwecke haben, allein bei der Hervorbringung der Planeten von einem Gesetze, das sie überall beobachtet hat, eine Ausnahme gemacht haben? Und bewegen sich nicht die Planeten, wie unsre Erde,

Erde, und zwar zum Theil in unermesslich weitläufigen Bahnen, um die Sonne herum, um von ihr auf ihrer ganzen Fläche beschienen zu werden? Wären sie tedte und unbewohnte Körper, könnte man denn wohl begreifen, warum ein weiser Schöpfer, der nichts ohne wichtige Absichten in seinem Reiche anordnet, sie diesen großen Weg um die Sonne laufen ließe? Die Planeten haben eine große Ähnlichkeit mit unsrer Erde; sie haben einen Dunstkreis, und also eine Luft, Berge, Thäler und Meere, die man von der übrigen Fläche deutlich unterscheiden kan. Warum selten sie aber wohl einerlei Einrichtung mit unsrer Erde haben, wenn sie nicht mit Pflanzen und Thieren besetzt wären? Und wozu dienen diese Geschöpfe, wenn keine vernünftigen Wesen vorhanden wären, die sie nutzen könnten, und unter einem weisen Gebrauch den allgemeinen Herrn der Welt kennen und verehren lernten? Und wenn wir gleich von dem Mond, der unter allen Planeten unsrer Erde allein dient, die Erleuchtung unsrer Nächte haben, kann denn wohl dieser Vortheil, den wir noch darzu nicht einmal beständig von ihm erhalten, der einzige Zweck seiner Schöpfung sein? Da die vollkommenste

Weis:



Weisheit Gottes bei allen übrigen Geschöpfen mehr als Einen Endzweck gehabt, da sie mehrere einander untergeordnet, und sie zu einem harmonischen Ganzen verbunden hat; so haben wir die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie eben so bei der Erschaffung der Planeten verfahren sei? Wie sehr erweitert sich jetzt vor mir das Reich der vernünftigen Wesen, denen der Schöpfer der Welt Leben und Aufenthalt auf den Planeten gegeben hat! Wie groß sind die Werke des Herrn, und wie unzählbar die Wesen, die ihn erkennen und preisen können, und die mit der Fülle seiner Güte gesättiget werden! Wie ausgebreitet ist des Ruhm des Schöpfers auf den unermesslichen Weltkörpern, und wie nachdrücklich wird hier der Ausspruch, daß die Himmel die Ehre des Herrn erzählen, und die Beste die Werke seiner Hände verkündigen! Ich forsche nicht vergebens darnach, welche Körper, welche Lebensart, und welche Sitten die Bewohner der Planeten haben, ob sie uns ähnlich sind, oder uns an Kräften übertreffen, ob sie einen ewigen Aufenthalt in diesen Sphären der Welt, oder Hoffnung zu einem bessern haben, ob ihre Vollkommenheit da, oder erst in einer andern Gegend

Gegend vollendet werden könne; es ist mir genug, mich zu überreden, daß es vernünftige Wesen sein müssen, die fähig sind, die Werke des Schöpfers zu erkennen, und dieß Erkenntnis zu seiner Ehre anzuwenden.

Noch mehr erstaune ich, wenn ich meine Blicke auf die übrigen Gestirne am Himmel richte, die von den sechs Hauptplaneten, unter dem Namen der Fixsterne, unterschieden sind, weil sie immer einerlei feste Stellung haben, und oben im Firmament unbeweglich sind. Was für eine unzählbare Menge erblicke ich nicht von diesen in einer einzigen hellen Nacht schon mit dem bloßen Auge? Diese Fixsterne werden weder von der Sonne, noch von einem andern Körper erleuchtet, sondern haben ihr eigenes Licht, wie die Sonne. Was für ein unterscheidend helles und funkelndes Licht bemerket man nicht an ihnen, wenn man sie, nachdem man vorher einen Planeten beschauet hat, durch ein Sehrohr betrachtet? Dieser Vorzug, daß sie ihr eigenes Licht haben, und von sich selbst leuchtende Körper sind, erhebt sie in gleichen Rang mit der Sonne.

ne.

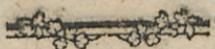


ne. Indem sie mit den Planeten unter einander schimmern, so scheint es, als wenn sie in einer Linie unter einander ständen. Allein wie oft spielt uns nicht das Auge einen ähnlichen Betrug, wenn wir in einer Entfernung zerstreute Häuser sehen, die neben einander zu stehen scheinen, da sie doch, wenn wir näher hinzu kommen, viele Schritte von einander entlegen sind? Und weil der Mond, die Venus, der Mars, in ihrem Lauf uns öfters Fixsterne verdecken, und wir nie sehen, daß ein Fixstern unsern Augen einen Planeten vorbeigt, so müssen diese auch offenbar niedriger am Himmel stehen. Zwar läßt sich die genaue Entfernung der Fixsterne von uns schwer bestimmen; indessen haben einige der größten Geister durch die mühsamsten Versuche berechnet, daß sie sieben und zwanzig tausend sechs hundert und vier und sechzigmal weiter als die Sonne von unsrer Erde entfernt sind, und daß eine Kanonenkugel beinahe sieben hundert tausend Jahre fliegen müßte, ehe sie von unsrer Erde in dem nächsten Fixstern ankäme. Wer erstaunt nicht, wenn er mit seinem Verstande diese Entfernung messen

sen



fest wil? Noch mehr! Man nehme nur die ganz ausgemachte Zahl der Fixsterne, drei tausend, an, man bedenke, daß keiner den andern weder durch sein Feuer, noch durch seinen Lauf hindert; wie weit müssen denn nicht diese Körper selbst von einander entfernt sein, und wie unbegreiflich dehnen sich nicht dadurch vor den Augen des nachsinnenden Geistes die Gränzen der Schöpfung aus? Finden wir nicht in dieser Vorstellung ein gewisses Bild von der Ewigkeit, worin ein endlicher Geist nicht ohne einen Schwindel hinabschauen kan? Aber wir gehen noch weiter. Wenn die Fixsterne, die bei aller ihrer Entfernung doch noch ein so stark funkelndes Licht auf uns werfen, in der That eben das sind, was unsre Sonne ist, deren Strahlen sechs Hauptplaneten, und zehn Nebenplaneten erleuchten, und erwärmen, und beleben; so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie auch eben solche Planeten um sich haben, als unsre Sonne, Planeten, die sich um sie bewegen, und eben solche wohlthätige Ausflüsse von ihnen empfangen. Es ist diese Meinung nicht nur wegen der Aehnlichkeit der Fixsterne mit



mit der Sonne, sondern auch deswegen wahr-
scheinlich, weil der geringe und fast unmerkliche
Nutzen, ihre Erleuchtung, die wir von ihnen
empfangen, ein viel zu kleiner Zweck ist, als
daß eine unendliche Weisheit sie bloß darum,
und noch dazu in einer so großen Menge hät-
te erschaffen können. Was für unermessliche
Körper sind nicht die Fixsterne? Und welche An-
zahl, und welcher Abstand von einander! Nur
erst seit einigen Jahrhunderten haben einige
große Geister uns mit den Gestirnen bekant ge-
macht; nur sehr wenige Menschen, selbst nur
sehr wenige Gelehrte kennen sie. Der Schöp-
fer des Himmels, der dies vorher sahe, kan
also den Endzweck der Sonne nicht bloß auf die
Bewunderung der Erdbewohner eingeschränkt
haben; denn, wenn er dieses gewolt hätte,
würde denn nicht zu dieser Absicht ein einzigi-
ger Fixstern, oder wenige hinreichend gewesen
sein? Kan man sich die Menge dieser mit ih-
rem eigenen Licht besetzten Körper ohne wich-
tige Endzwecke denken, und sie noch als Wer-
ke der vollkommensten Weisheit betrachten, die
bei allen ihren Anstalten nichts Ueberflüssiges,
nichts



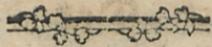
nichts umsonst vornimt? Haben nicht immer große Werke auch große Endzwecke, und sind die uns bekanten Vortheile, die unsre Erde von den Fixsternen erhält, und noch erhalten kan, nicht viel zu klein, als daß sie die einzigen sein sollten? Zu sehr würden wir uns als den Mittelpunct der ganzen Schöpfung ansehen, wenn wir glauben wolten, daß diese leuchtenden Körper allein unsern Weg da sein sollten, die an Größe unsrer Sonne meistens sehr nahe kommen, und die einen ärmestlichen Umfang einnehmen, indem die Planeten, die wahrscheinlich sich um sie bewegen, (wenn auch ein jeder Fixstern nur Eine hat) in einer abgemessenen Weite um sie herumlaufen müssen, damit ihnen weder das gar zu starke Licht noch die Hitze nachtheilig sei.

Welche erhabene Vorstellungen, und was für eine feine Wollust der Seele geben uns nicht solche Betrachtungen des Himmels in den gestirnten Winternächten, und wie angenehm verliert sich nicht der Geist von einem Gedanken in den andern, empfindet die Größe des Schöpfers mit einer stillen Ehrfurcht, siehe die gewaltigen Untertnehmungen der Sterblichen und die Triumphe der Eroberer als Spielwerke der Kinder an, und

Z

bewun:





wundert die Hoheit, zu welcher allein die Wissenschaften den menschlichen Verstand erheben? In der That, wer kan die Berechnungen der Gestirne, und die Ausmessung ihrer Größe und ihrer Bahn denken, ohne zugleich die hohen Kräfte zu bewundern, die einigen Geistern unter den Erdbewohnern eigen gewesen, und wodurch sie beinahe über die Gränzen der menschlichen Fähigkeiten herausgestiegen sind. Scheinen nicht diese großen Geister, die gleichsam in das Heiligthum, das die weise Hand des Schöpfers vor gemeinen Blicken verhüllt hat, eingedrungen, und die tiefsten Geheimnisse der Natur ausgeforschet haben, aus einem höhern als menschlichen Stoffe gebildet zu sein? Wer kan noch länger die Kräfte verkennen, die in der menschlichen Natur liegen, und die Stufen, auf welche sie von den Wissenschaften erhöht werden?



Der

Winter.

Neunzehnte Betrachtung.

Sa die Wissenschaften, deren schöpferischen Macht wir die Entdeckung der entferntesten Welten am Himmel zu danken haben, bieten uns zu allen Zeiten ihre angenehmen Unterhaltungen an, lehren uns in jeder Jahreszeit neue Reize finden, und schenken dem Geiste Ergänzungen, über welche kein Winter zu gebieten hat.

Wer euch, ihr süßen Musen, liebt,

Der scherzt an eurer Hand in blumenvollen
Feldern

Wenn Boreas die Lüfte trübt;

Der Frühling mag verblühen,

Ihm lacht ein ewig Grün

In euren Lorbeerwäldern.

13.

2

Wie

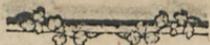


Wie glücklich ist nicht der Weise, der jetzt in der Gesellschaft der Wissenschaften seine Beschäftigung und sein Vergnügen findet, und unter den Strahlen des Winters eine sanfte Ruhe in dem Schooße der Museen feiern kan? Ungeförst sitzt er an dem wärmenden Camin, zwar entfernt von dem Getümmel der Welt, aber umringt von dem größten Genies der Vorwelt, von den Dichtern und Weisen aller Völker und Jahrhunderte, schmeckt in ihrem Umgang eine Götterwolck, und beneidet die Freuden der Könige nicht. Als denn zieht sich der Geist gleichsam in sich selbst zusammen, und alle Bilder von den gemeinen Scenen des Lebens verschwinden; das Herz entschleicht almählich den Unruhen, worin es von den Geschäften der Welt verwickelt gewesen, und die Leidenschaften werden stum. Fern von den ruhelosen Entwürfen der Sterblichen, fern von ihren stürmischen Begierden, von den sorgewollen Bemühungen des Ehrgeizes und der Gewinnsucht, fühlt der weise Freund der Wissenschaften den Werth des Lebens, den Reiz der Muse, dem Lesen und Nachdenken geheiligt, und die süßen Entzückungen der Einsamkeit. Seine, ihre: Freiheit und den edelsten Beschäftigungen,
mit



mit sich selbst überlassene Seele verliert sich auf eine angerechne Art in nützliche Betrachtungen und in erhabene Empfindungen. Wie mannichfaltig sind nicht die Unterhaltungen, die er in sich selbst, und in den Schriften der Weisen findet, die seine Wohnung zieren, und wie vortheilhaft ist es nicht für sein Vergnügen, als Herr seiner Zeit sie nach seinem Geschmack wählen zu können? Bald unterredet er sich mit Socrates über die Freiheit, den Adel, und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele; bald unterrichtet ihn Seneca von der Mäßigung und der Wohlthätigkeit, oder Plato führet ihn zu der Quelle alles Guten, und erhebt seine begeisterte Seele in himmlische Gegenden; bald ziehen Xenophon und Livius den Vorhang der vergangenen Jahrhunderte vor ihm auf, und lehren ihn die Thaten, und die Schwachheiten, die Tugenden und die Fehler der Menschen kennen; bald erblickt er im Homer den Streit der Helden, und die Sitten des Alterthums, oder er schwebt auf den kühnen Flügeln des Pindars, oder lächelt mit Horaz in der ruhigen Weisheit, oder eifert mit dem Juvenal wider das Verderben der Zeit. Aber nicht blos die großen Män-



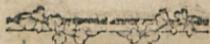


ner des Alterthums, auch die, welche in ihrem Geiste in den neuen Zeiten unter uns und unsern Nachbarn geschrieben haben, gewähren ihm eine lehrreiche Unterhaltung; und wer kan sie alle nennen, die Weltweisen, die Geschichtschreiber und Dichter, die seine Lehrer und seine Freunde sind? In ihrer holden Gesellschaft verfließen ihm die melancholischen Wintertage, wie ein junger Frühlingmorgen, den Heiterkeit und laue Weste umgeben, und jeder Abend wird ihm ein neues Fest der Freude. Oft wagt er von dem Geiste der Männer, die er liest, angefeuert, sich selbst in das Gebiete der Schriftsteller, und schreibt von Einsicht, Scharfsinn, Geschmack, und patriotischen Gesinnungen erfüllt, Werke, die der Vergänglichkeit trotzen, die Licht und Tugend unter seinen Zeitgenossen ausbreiten, und noch von der Nachwelt gelesen und bewundert werden.

Zwar sind die Muses die angenehmsten Freundinnen in allen Jahreszeiten. Welche reizende Gespielinnen des Frühlings sind sie nicht, und welche frohe Scherze und stille Entzückungen haben sie uns nicht oft unter den grünen Schattent



ten der Wälder, an dem Ufer gewöhnlicher Bäche, und in den labyrinthischen Gängen der Gärten, unter dem kühlen Säuseln der Weste, und unter den Melodien der Nachtigal gewährt? Welche göttliche Unterhaltung in einer einsamen Gegend, die ganze blühende Natur vor dem Auge, und die Schriften eines Sulzers oder Kleists in der Hand? Aber in den eben Tagen des Winters müssen wir noch mehr den Umgang mit den Wissenschaften suchen, da die Natur uns nicht mehr lockt, und so viele Freuden uns verlassen haben. Scheint nicht der Winter recht die Lieblingszeit der Wissenschaften zu sein, da ihm die Anreizungen zu Spaziergängen fehlen, die uns im Frühling und Sommer manche Stunde entzogen? Und scheinen nicht seine langen Abende recht für die Geschäfte des Studirenden gemacht zu sein? Wir sind mehr zur Eingezogenheit genöthigt; die traurige Bitterung verschließt uns oft wider unsern Willen in den Zimmern, und wir fangen bald an, uns zu beschäftigen, weil müßig sein viel beschwerlicher ist als arbeiten. Wer kan die Einsamkeit, der uns oft diese Jahreszeit überläßt, ertragen, ohne das Oede und Leere, das sie hat, durch ir-



gend eine Beschäftigung zu mindern zu suchen? Und wer sollte sie nicht gerne in dem Gedächtniß der Wissenschaften vergeffen, die uns niemals lieber unterhalten, als wenn wir von dem Getöse der Welt und dem Gewühl unsrer Nebenmenschen uns entfernt haben? Lieben nicht die Mufen die Einsamkeit, und ist diese nicht die fruchtbarste Schöpferin der Erfindung, und die Pflegerin des nachsinnenden Geistes? Selbst die Kälte, und die erfrischende Strenge der Luft, die zunächst auf den Körper wirkt, hat auch wegen seiner genauen Vereinigung mit der Seele einen Einfluß auf sie. Wer hat nicht diese Wirkungen empfunden? Wie oft hindert uns nicht die Mattigkeit des Körpers in den schwülen Monaten in den Geschäften des Geistes? Allein wie erfrischend und belebend ist nicht im Winter die Kälte? Alle Lebensgeister scheinen sich zu erneuern; frische Stärke und Munterkeit, und sanfte Heiterkeit nehmen die ganze Seele ein. Und wie könnten wir diese Hülfe, die selbst die Jahreszeit der Seele zum stärkeren Nachdenken giebt, erkennen, ohne sie recht anzuwenden, ohne sie als eine lothhafte Aufforderung zu den Beschäftigungen mit den Wissenschaften anzusehen?



hen? Wie genau sollten wir nicht auf die Zeit halten, und jeden Augenblick, wo der Geist eine höhere Lebhaftigkeit fühlt, nicht nur wahrzunehmen, sondern auch zu gebrauchen wissen? Zu schnell verfliehet die Zeit, und zu selten erscheinen uns oft die von den Musen begünstigten Stunden, als daß wir bei ihrer Gegenwart unachtsam sein sollten. Und welche Zufriedenheit verschafft nicht ein einziger Winterabend, in nützlichen Beschäftigungen des Geistes glücklich angewandt?

Angenehm sei immer die Zusammenkunft der Freunde, und mächtig die Gesellschaft, um über das Traurige der Wintertage zu siegen, und die Seele mit Vergnügen zu beleben. Allein was gleicht den stillen Aufseuerungen des Herzens, die es aus der Lesung eines mit edlen und rührenden Gesinnungen geschriebenen Werkes, und eines schönen Gedichts, oder aus dem Nachdenken über ernsthafte Wahrheiten schöpft? Kann man wohl noch, umgeben von den besten Werken des Geistes, das Oede und Einsame der Wintertage empfinden, und eine Sehnsucht nach den geringen Ergötzungen der Gesellschaft haben?





Wenn uns irgend etwas die Tage des Winters verschöbern kan, so ist es gewiß die Beschäftigung mit den Wissenschaften. Zwar verkürzen uns die gewöhnlichen Ergödzungen, die Gesellschaft, und noch mehr die Mode dieser Jahreszeit zugesellet hat, manchen langen Abend, oft manche Hälfte eines Tages; aber kömt es blos darauf an, daß wir die Zeit vertreiben, daß wir Vergnügungen ausfinden, unter welchen sie verschwindet, mit welchen wir das Leere der geschäftlosen Stunden ausfüllen können? Ist eine Art eines Zeitvertreibes, wenn sie auch mit dem feinsten Witze erkünstelt wäre, schon Verdienst für ihren Erfinder, oder für die, die sich ihrer zu bedienen wissen? Die Zeit hat schon Flügel genug, als daß wir ihr neue geben dürfen, und sie eilt mit zu vieler Geschwindigkeit davon, als daß sie zur Beschleunigung ihrer Flucht eine Hilfe von unsrer Erfindsamkeit nöthig hätte. Nicht also bloße Zeitverkürzungen, sondern solche Anwendungen der Zeit solten wir suchen, die uns für die Flüchtigkeit schadlos halten, und die uns selbst in den Stunden der Erholung nicht nur ein sinnliches Vergnügen, sondern auch noch einen höhern Nutzen gewähren. Und was kan
in



in dieser Absicht vortheilhafter sein, als der Umgang mit den Wissenschaften, die Lesung schöner Schriften, und das Nachdenken über sie? Als denn verfließt uns nicht nur die Zeit, sondern sie verfließt uns auch nützlich; und wenn uns das rühret, was irgend eine unsrer Vollkommenheiten vermehret, so wird auch der Winter unter den Musen gefallen. Sie legen ihm einen neuen Reiz bei, sowohl durch die sanften Vergnügungen, als durch andere Vortheile, die sie uns während dieser Jahreszeit schenken. Muß uns der Winter nicht angenehm sein, der uns durch seine Einsamkeit einladet, und durch seine Einflüsse unterstüzt, den Geist mit neuen Kenntnissen zu bereichern, und ihn mit nütlichen Betrachtungen, die mit unsrer Ruhe und Glückseligkeit in Verbindung stehen, zu beschäftigen, den Geschmack an dem Schönen und Guten zu bilden, die Mäßigung der Leidenschaften, die Quellen der Zufriedenheit zu studiren, das Herz zum Wohlwollen gegen alle Menschen zu erweichen, und die Seele zur Geduld und zur Standhaftigkeit unter den Widerwärtigkeiten, denen unser Leben unterworfen ist, vorzubereiten? Und wie sehr muß sich nicht diese Jahreszeit für uns verschönern, wenn



wenn wir solche Schriften lesen, die uns ihre verschiedenen Scenen in dem rechten Gesichtspuncte vorstellen, uns die mannichfaltigen Absichten und Wege der Weisheit, die sich in ihr zeigen, und ihre wohlthätigen Beziehungen auf uns abbilden?

Wah! dem, der manchen Winterabend unter den süßen Vergnügungen der Wissenschaften zubringen kan, den bald die ernsthafte Weisheit, bald die scherzende Muse besucht, und der bei beiden gleich heiter vergißt, daß die Menschen noch andere Arten von Freuden kennen! Wie fröhlich sieht er nicht alsdenn, wenn der Frühling zurückkehret, in den entfernten Winter zurück, und denkt, und empfindet noch die weisen Beschäftigungen, unter welchen ihm die öde Jahreszeit für den Verstand und das Herz fruchtbar ward! Lange fühlt er noch das Vergnügen der Abende, die ihm unter der Lesung der besten Werke des Geistes verlossen; verweilt noch in Gedanken an den Stellen, wo ihn ein reizendes Bild und eine frohe Empfindung entzückte, bei welchen ihn vielleicht sein geliebtes Weib überraschte, ihm den Ernst vom Gesichte weglüßte, und ihn nach eis-

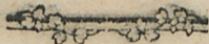
ner



ner kurzen Unterhaltung der Zärtlichkeit munterer und geistreicher verließ, oder an den Stellen, aus denen er für den Wiß und Geschmaek eine frische Nahrung, oder für die Weisheit des Lebens einen neuen Unterricht schöpfte.

Was hat der Man, der seinen Winter auf dem Lande lebt, für einen bessern Trost unter der traurigen Witterung, und für eine würdigere Beschäftigung in der öden Entfernung, als die Wißenschaften? Oft umgeben von Personen, die zu keinem unterhaltenden Umgange fähig sind, oft weit entfernt von der Welt, und einer guten Nachbarschaft beraubt, würde er ein freudenleeres Leben führen, und in einer melancholischen Einsiedelei die dunkeln Tage vertrauen, wenn er nicht einen Vorrath guter Bücher, und Liebe zu ihrer Lesung hätte. Aber so lange ihm dieses nicht fehlt, ist er selbst in seiner Einsamkeit nicht einsam; er lebt zwar von der jetzigen Welt entfernt, aber umringt von den Schriften der weisen Männer, die in vergangenen Jahrhunderten ihre Zierde waren, mit diesen lebt er in der edelsten Vertraulichkeit, fühlt nicht die einsiedlerische Entlegenheit seines Aufenthalts, fühlt nicht den Winter, liest, denkt, und ist zufriedener, als ein Fürst in der großen Versammlung seines Hofes.

Was



Was kan eine junge Schöne den Eitelkeiten und Zerstreungen, denen sie ausgelest ist, besser entgegen stellen, als eine gute Lectüre, die dem Verstande und dem Herzen eine glückliche Richtung giebt, ihre regen Neigungen der Ordnung und der Vermunft unterwirft, ihr Kenntniß der Welt und des Menschen, Nahrung zur Unterhaltung eines Gesprächs, Anmuth und die Hochachtung anderer verschafft? Ein gewisser französischer Schrifststeller, den ich meinen Leserrinnen nicht verrathen mag, behauptet, daß, weil eine geschmackvolle Belesenheit so viel zur Annehmlichkeit des Umganges beitrage, sich billig niemand mit einem Frauenzimmer von guter Familie verheirathen sollte, die nicht wenigstens einige der besten Schriften der Nation gelesen hätte. Ob viele unser Schönen mit diesem Vorschlag zufrieden sein würden, kan ich nicht entscheiden. Aber es ist gewiß, daß die junge Glavia ihren Liebhaber, dem sie ihre Hand gab, mehr durch ihren von der Lectüre verschönernten Geist, als durch die Reize ihres Geschlechts eingenommen hat. Weniger ihre Schönheit, als der laute Ruhm ihrer feinen Einsichten lockte ihr zu ihrem Umgang, und kaum hatte er sie kennen gelernt, so sahe er, daß, wenn er das glücklichste Leben führen wolte, er es nur in ihren Armen könte,

Ihre



Ihre Neigungen gegen einander flossen aus der reinsten Quelle; er liebte sie, weil sie Kenntniß des Guten, und Gefühl des Schönen besaß, und sie liebte ihn, weil er sie wegen dieser Eigenschaften schätzte, und ihr selbst darin ähnlich war; selbst die Musen schienen sich mit den Liebesgöttern zu vereinigen, um ihre Liebe mit den sanftesten Bänden zu verknüpfen. Was die Zeit ihren Wangen entzog, das wußte sie durch die zunehmende Schönheit ihrer Seele zu ersetzen; so verschwanden zwar einige Reize der Jugend und der Bildung, aber ihr Geliebter empfand den Verlust eben so wenig, als sie ihn beklagte, und nach dreißig Jahren der Eheschmecken sie eben so viel Vergnügen in ihrem Umgange, haben sie eben so viel Hochachtung, eben so viel Neigung gegen einander, als in den ersten Tagen des Frühlings, der sie verband. Die fleißige Beschäftigung mit lehrreichen Schriften, die einen Theil ihrer Erziehung ausmachte, haben sie mehr, als alle trocknen Regeln vermögen, mit der Moral mit dem Menschen, und mit der Welt bekant gemacht; sie wußte nicht nur solche Bücher zu wählen, die sich für ihr Geschlecht und für ihre Bestimmung schickten, sondern auch das nur aus ihnen herausgelesen, was ihr zur Annehmlichkeit des Umganges, und zur Klugheit des Lebens dienen könnte; und sie hat
die



die Vortheile einer guten Belesenheit, ohne zugleich die Fehler zu haben, worin die Damen so leicht zu verfallen pflegen. Sie kent eine Reihe von schönen Schriften, und hat sie mit Gefühl und Urtheil gelesen; aber sie verknüpft mit diesen Vorzügen zu viel Bescheidenheit, als daß sie es wagte, sich zu einer despotischen Richterinn des Geschmacks aufzuwerfen, oder so eitel wäre, um in der Gesellschaft zu schimmern. Ihre Kenntniß, und ihr guter Geschmack, den sie sich erworben, haben sowohl in ihre Empfindungen, als in ihre Handlungen einen glücklichen Einfluß; sie erheben ihren Geist über die Tändeleien und Eitelkeiten ihres Geschlechts, machen ihr Herz zärtlicher, ihren Umgang gefälliger und unterhaltender, mischen Ordnung und Klugheit in die Besorgung ihres Hauswesens, und der Erziehung ihrer Kinder, und schaffen für den von Geschäften ermüdeten Garten den einsamen Winterabend zu einem Frühling um. Sollte eine solche Dame nicht Verdienst genug haben, um Lob und Nachsicht bei allen Schönen zu erwecken, sich, wie sie, aus lehrreichen Schriften, zu ihrer eigenen Zufriedenheit, und zum Vergnügen der Welt zu bilden?

Der

Winter.

Zwanzigste Betrachtung.

Geben die Weisheit, die Regiererin der Schöpfung, die bei dem Eintritt des Winters die Kälte almählich steigen ließ, läßt sie auch nun nach und nach wieder abnehmen, und die rauhe Jahreszeit durch Stufen sich langsam ihrem Ende wieder nähern. Die Sonne verweilet schon länger über unserm Haupt; ihre stärkeren Strahlen fangen wieder an die todte Natur almählich zum Leben zu wecken, und die Tage gewinnen einer Nacht nach der andern etwas von ihrer Länge ab. Die Schneegestöber hören auf, die Luft zu trüben, und wenn noch die Wolken zuweilen einen kurzen Regen von Flocken austreuen, so ist es der letzte Vorrath, den der Winter bei seinem nahen Abzug verschüttet. Die Nächte sind nur noch von



einem schwachen Froste und Neise begleitet, die der wärmere Mittag wieder verzehrt, und Südwinde und Regen befreien Erde und Meere von den eisernen Fesseln, worin die kalten Nordwinde sie gelegt hatten. Der Schnee zerthawet unter den mittäglichen Strahlen, wenn der Himmel in reiner Klarheit steht, und die vom Frost gehärteten Massen werden von der feuchten Witterung aufgelöst. Von Bäumen und Dächern tröpfelt der flüssige Schnee, und rinnet von den Hügeln in kleine Bäche herunter; die Wälder erheben sich in einer düstern Aussicht, und die Seiten der Berge erscheinen hin und wieder geschwärzt aus der weissen Decke hervor; die Flüsse bersten und krachen, und schwellen vom neuen Schneewasser auf, und treiben die zerrissenen Eisklumpen mit einem wilden Getöse zusammen, das die Nacht mit Schrecken füllt, und die Anwohner des Ufers oft nahe von dem Verderben weckt; dann stürmen die Winde oft in die zahllosen Eisstücke, und häufen sie zu Hügeln auf, oder sie jagen auf empörten Wellen die schwimmenden Massen unher, daß sie bald sich theilen, bald fürchterlich an einander stoßen, und das leichte Fahrzeug zerschmettern, bis die beladene Stuth ihre



ihre Last an den Ufern auswirft, und einen freien und ruhigen Lauf wieder gewinnt. Oft stürzen schwere Eisklumpen gedrängt über einander, mit zerschlagenen Pfählen vermischt, entrissen dem wüsten Ufer, woran unaufhörlich die schäumenden Wellen unter dem Geheul der Winde schlagen, und, von einem fürchterlich wilden Geräusch begleitet, eine gräßliche Scene bilden. Lange liegen oft diese letzten Trümmer des Winters an den Seiten der aufgelöseten Flüsse; und wenn schon der Frühling die Fluren und Wälder mit einem grünen Gewände bekleidet, so erblicket das Auge noch jenseit des Stroms manches noch unbeseigte Eis in dem warmen Lichte der Sonne blitzen. So zieht der Winter mit langsamen Schritten aus unsern Gegenden, und indem er nur gezwungen seine Herrschaft niederlegt, so läßt er noch Spuren zurück, die sein Andenken einige Wochen erhalten. Der Wald zeigt manchen umgestürzten Eichenbaum oder abgerissene Aeste, das Feld manche weggespülte Saat oder mit Kies überschwemmte Wiese, und das Dorf manche umgeworfene Hütte armselig wieder aufgerichtet, und mit Pfählen gestützt. Aber dieser kleinen Verherungen, und dieser einzelnen Schaden ungeacht-





tet, entwehrt der Winter von uns nicht als ein
 Feind, sondern als ein allgemeiner Wohlthäter,
 dessen Abzug wir nicht ohne Dankbarkeit nachse-
 hen können. Alles bereitet sich, um seinen na-
 hen Abschied uns anzukündigen. Ohnmächtig
 ist schon die Kälte der Nächte, und so oft sie
 es auch versucht, noch einmal die Erde zu här-
 ten, und das Wasser zu fesseln, so oft wird
 das vergängliche Werk des Frostes wieder von
 dem Strahl des nächsten Tages zerstört; die
 Bäche eilen von allen Seiten in die Thäler hin-
 ab, und, von Schnee enthüllt, heben die Ber-
 ge liberal die kahlen Häupter in die wärmere
 Luft hinauf. Das Erdreich wird locker und
 tief, in seine offenen Gänge senket sich mit den
 Feuchtigkeiten Fruchtbarkeit und Leben ein;
 dünnes Grün spriest sparsam schon auf den Ae-
 cern hervor, und meldet die Kraft der Erde zur
 neuen Schöpfung des Getraides. Die Nebel
 und Dünste, die am Morgen den Himmel be-
 decken, werden vom Ostwinde umhergetrieben,
 und zerstreuen sich in heiterer Luft, oder ergießen
 sich in besuchenden Regen. So erhebt sich die
 Erde allmählich aus ihrer Ruhe und aus den Des-
 sen des Winters; zwar noch in mancher Vor-
 tiefung



tiefung mit Schnee bedeckt, ohne Schmuck und ohne Gewächse; aber bald wird die höhere Sonne, bald werden warme Regen ihren Schoos befruchten, die Gärten und Felder mit Blumen und Gras besetzen, und die noch kahlen Flächen mit einem heiteren Grün überziehen. Schon blühet der Erstling des Frühlings, der glühende Crocus, fürchtam unter dem Schnee hervor, und an den dürren Reifern wachsen zarte Knospen aus, aus welchen sich künftig die Belaubung des Waldes entwickeln wird. In Pflanzen, und Blumen ergießen sich neue Säfte, und die Natur arbeitet mit einer verborgenen Geschäftigkeit an der Wiederherstellung des Frühlings, ob ihn gleich noch Stürme und Hagel und von Frost schauernde Nächte verzögern, und die Jahreszeiten einander die Regierung nicht ohne einen harten Streit abtreten. Aber alles ist Ordnung und Uebereinstimmung in der Natur; in einer weisen Anordnung wechseln die Jahreszeiten mit einander ab, und was uns Verwirrung scheint, ist eine verschleierte Ordnung; jeder Abschnitt des Jahres hat sein Maas, seine Gränzen, und seine besondern Eigenschaften, die sich zur Vollkommenheit des Ganzen verbinden, und wenn er an

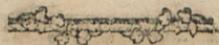




einem Gute einen Mangel hat, so ersetzt er ihn durch die Gegenwart anderer Vortheile, und wir müssen versichert sein, daß er das, was er nicht hat, seiner Natur nach auch nicht haben kan.

Nun verschwindet, da der Winter sich den Tagen seines Abzuges nähert, auch die öde Melancholie, das Herz bereitet sich schon zu den kommenden Freuden des Frühlings vor, und seine frohen Aussichten erweitern sich mit jedem heitern Morgen. Die finstern Tage sind entflohen, und das neue Leben, das sich durch das ganze Reich der Natur verbreitet, weckt auch die Empfindungen des menschlichen Herzens wieder auf. Die Zeit, die über alles gebietet, ruft eine Scene nach der andern auf dem weiten Schauplatz der Welten hervor; alles ist Veränderung, und alle Veränderung der Dinge ist ein Schritt, den die Natur zur Vollkommenheit des Ganzen thut. Wie die angenehmen Ausstritte keine beständige Stellung haben, so verweilen auch die unangenehmen nicht ewig vor unsern Augen; ihre Erscheinung ist schon eine Ankündigung ihrer nahen Flucht, und eine unsichtbare Hand dränget sie oft wieder weg, wenn sie kaum
sind

sind gesehen worden. Warum vertrauen wir denn so viel, wenn alles der Veränderung unterworfen ist, und warum haben wir aus eben dem Grunde nöthig, zu seufzen? Wenn die dunkeln Tage eben sowohl, als die heitern vorübergehen, sind sie denn einer ernsthaften Klage werth? Wenn nicht einmal die Empfindung der Widerwärtigkeit so lange dauert, als die Widerwärtigkeit selbst, ist denn der Sterbliche so unglücklich, als er es glaubt, oder als die finstern Köpfe vol Nachtgedanken ihn abbilden? Und wenn die Wolken des Winters noch eine Durchsicht in heitere Tage des Frühlings verstaten, warum wagt sich denn nicht auch unser Blick durch die trüben Schicksale des Lebens in die Zeit hinaus, wo sie nicht mehr sein werden? Nur die weichliche und verzagte Seele nennet ihre Widerwärtigkeit lang; kein Uebel währet lang, weil der Mensch es nicht immer fühlt, und weil es in der unaufhörlichen Dauer seines Lebens, das ihm bestimt ist, nur eine sehr kleine Spanne einnimmt. Wer kan noch die ewige Weisheit als unsre größte Wohlthäterin verkennen, die alles, was unser Leben hat, der Veränderung unterworfen, und dadurch nicht weniger für die



Verminderung unsrer Schmerzen, als für die Vergrößerung unsrer Freuden gesorgt hat?

Sehet nun, warum der Sturm und Regen, und Frost, und Schnee, die den Winter begleiten, nöthig waren, wie ohne sie die Erde sich nicht wieder erholet, noch zur neuen Fruchtbarkeit gesärket hätte, wie sie jetzt aus allen den Ausrüthen, die sich auf ihrer Fläche zutragen, mit belebten Kräften und frischen Schmucke almählich hervorgehet. Die Zeit entwickelt die Absichten der Natur, indem sie die Vortheile ihrer Einrichtungen vor unsern Augen aufstellt; und in dem ewigen Zusammenhange, der durch die Welt herrscht, sind Ursachen und Wirkungen genau in einander gekettet, und oft so sehr an einander geschlungen, daß uns erst die Folgen entdecken, warum irgend eine Begebenheit nothwendig und gut war. Wartet also nur getrost auf die Entwicklungen der Zukunft; man empfindet zu sehr die widrigen Zufälle des Lebens, wenn man sich bloß auf das Gegenwärtige einschränkt; und die Folgen unsrer Schicksale gehören ihnen eben so sehr zu, als die Empfindungen, die wir von ihnen haben. Das Zukünftige keimt aus dem Gegenwärtigen, und die Nebel sind oft
 bloß



blos wegen ihres Ausganges nothwendig, den sie nehmen, und wegen der Wirkungen, die sie in unserm Zustande hervorbringen. Die Wolken mögen noch so finster über den Erdkreis herabhängen, so müssen sie doch endlich den Strahlen des Lichtes weichen, und nie können die Schrecken des Winters uns die frehe Hoffnung des Frühlings rauben. Keine gegenwärtige Widerwärtigkeit ist so hart, für welche nicht in der Zukunft ein sanfter Trost vorhanden wäre, von welcher nicht in der Ferne das Ende, und nächst diesem eine vortheilhafte Folge gesehen würde. Nicht immer hängt ein verbergender Vorhang vor den Absichten und Nutzen der menschlichen Schicksale; die Zukunft ziehet ihn auf, und indem wir einige Vortheile aus den widrigen Zufällen genießen, so erkennen wir auch einen Theil des Plans, den eine wehlthätige Weisheit für unsre Glückseligkeit entwarf. Alsdem, wenn die Zukunft uns die Augen eröfnet, die unter dem Uebel von Thränen trübe waren, wenn die Widerwärtigkeit in Glück, und der Schmerz in Freude übergeht, wenn der Endzweck unsers Leidens, und ihre vortheilhaftigen Folgen sich vor uns enthüllen; alsdem schämt sich der Weise seiner Urtheile,





theile, die er zu blind von der Vorsehung fälte, und der Ungebuldige und Schwache seiner Klagen. Uebrigens sieht der Vertriebene, daß nur die Entfernung seine Verdienste werth, geschätzt, und gesucht machen konnte; der Verfolgte, daß nur die Bosheit seinen Ruhm ausbreiten und seine Standhaftigkeit veredeln konnte; der verlassene Waise, daß er durch das Mitleiden anderer in ein besseres Glück versetzt worden, als es durch die Vorsorge der Eltern geschehen wäre; der Kranke, daß er sich nicht auf so ein unbeständiges Gut, als die Gesundheit ist, verlassen durfte, daß empfundene Widerwärtigkeit die beste Lehrerin der Barmherzigkeit mit Elenden sei; der gefallene Minister, daß nicht ein glänzender Standort, sondern stille Tugend und Ruhe des Herzens glücklich mache. Uebrigens erheitern die Seele ganz andere Kenntnisse, und sie erstaunet, sie nicht aus der Ueberlegung, sondern erst aus der Erfahrung gelernet zu haben; ihre neuen Einsichten erwecken ein desto lebhafteres Vergnügen, je unerwarteter sie sind, und je größer das Stück ist, worin sie sich auf einmal versetzt sieht. So schwebt eine verzagte Familie auf dem Meere umher; sie glaubt von Strömungen weit verschlagen zu



zu sein, weil ein dunkles Ungewitter den Himmel umhüllt, und kein Blick das gewünschte Ufer erreichen kan; mit jeder Nacht vermehren sich ihre Klagen, worin sich das Geräusche der Wellen und das Geheul der Winde mischen; Blässe auf dem Gesichte, Furcht in der Seele, und Seufzen im Munde, irret sie auf den schwachen Brettern umher, und selbst die Hoffnung scheint sie zu verlassen, bis sie auf einmal bei dem Anbruch eines heitern Morgens sich an dem Ufer erblickt, erstaunt, und sich freut, und es dem Sturme dankt, daß er sie mit einer so glücklichen Geschwindigkeit in ihre Heimat gebracht. Nicht eher sollte der so verwegene Mensch von der Widerwärtigkeit urtheilen, als bis sie überstanden ist; die gegenwärtige Empfindung ist allemal eine unbillige Richterin, und die Nebel haben einen so mannichfaltigen Ausgang, und oft so versteckte Absichten, daß es, ehe man beides sieht, eine eben so große Thorheit ist, zu zagen, als zu tadeln.

Nur noch auf eine kurze Zeit Geduld, ihr Unglücklichen, die ihr die widrigen Schicksale des Lebens fühlt! Die rauhen Winterstürme haben schon von ihrer Wuth nachgelassen; der Frühling wird



wird bald andere Scenen aufstellen; eure Blicke werden heitere Ausichten in die Vortheile eurer Widerwärtigkeiten gewinnen, und auf dem Gesichte, auf welchem noch die Thräne des Kammers nicht verwischt ist, wird sich ein ruhiges Lächeln ausbreiten.

Gleich den Jahreszeiten wechseln die Abschnitte unsers Lebens, und gleichwie der unfruchtbare Winter ohne den Segen des Sommers, der vor ihm herzieng, keine Unbequemlichkeiten würde gehabt haben, so ist auch das hohe Alter elend, das keine Früchte aus der Jugend zu genießen hat. Wer sollte nicht die weise Natur nachahmen, die uns so viele Regeln der Ordnung und Klugheit zu dem seltsamen Leben anbietet? Wie sehr hat sie nicht die Unfruchtbarkeit und Stauigkeit des Winters durch die glücklichen Beziehungen, welche die andern mit ihm verbundene Jahreszeiten auf ihn hatten, zu mindern geübt? Lasset uns klug genug sein, den Winter unsers Lebens für uns glücklich zu machen. Nicht bloß Schätze und Reichthümer, mit der Mühe der Jugend gesamlet, können uns ein ruhiges Alter verschaffen. Zwar Bequemlichkeit, und Unterstützung in der Schwachheit; aber nichts, das

den



den Frieden der Seele gäbe. Die Güter des Geistes sind für die letzten Jahre eben so unentbehrlich, als die Güter des Körpers; und Mäßigkeit und Weisheit die vornehmsten Tugenden, die das Alter zufrieden machen können. Unser Glück beruhet nicht auf einer einzelnen Vollkommenheit. Unser Bedürfnisse sind viel, und sie alle wollen befriediget sein. Was ist Wohlstand und Reichthum bei der Unwissenheit, und bei den Leidenschaften, die die Seele beunruhigen? Und wie viel vermisset nicht noch der aufgeklärteste Geist bei dem Mangel äußerer Güter, bei Armut und einer zerfallenen Gesundheit? Der Plan zur Glückseligkeit, im Alter entworfen, sei also nicht in gar zu enge Gränzen eingeschränkt; die wahre Klugheit überseheth alles, sie begnügt sich nicht mit einfachen Vortheilen, die noch immer einige Bedürfnisse unbefriedigt, und dem Herzen einen Theil seiner Unruhe lassen, sie verbindet mannichfaltige Mittel zu mannichfaltigen Absichten, und bildet ein zusammenhängendes Ganze, dem nichts fehlt, als was ihm wegen der nothwendigen Einschränkungen der menschlichen Natur fehlen muß. Es sei die Sorge der weisen Jugend, sich noch die Stärke der Gesundheit im Alter



Alter zu versichern, eine Stärke, die durch keine Wollüste geschwächt worden, und die nur eine natürliche Abnahme durch den Fortlauf der Jahre, und durch Arbeiten gelitten, weil die Kräfte des Menschen eben sowohl durch sich selbst allmählich sich wieder mindern, als sie nach und nach zunehmen. Welches Glück, noch im Winter des Lebens eine gewisse Stärke des Leibes zu besitzen, und bei erbleichten Haaren und gerunzelten Händen noch vol Munterkeit und Muth zu blühen! Und welcher Trost, und welcher Ruhm, sich mit einem heitern Geist in die Jahre der Jugend zurückdenken zu können, und in ihnen den Grund der Kräfte im Alter zu sehen! Ach! zu vielen Schwachheiten sind die letzten Tage der Sterblichen unterworfen, zu gewöhnlich sind als denn die Anfälle von Krankheiten, die Bestürmungen von Kummer und Sorgen, und zu fruchtlos alle Wünsche und Bemühungen um Stärke und Muth, als daß der Mensch nicht schon lange vorher eine kluge Aufmerksamkeit auf diese Zeit anwenden sollte. Wenn einmal der Winter des Lebens über uns herrscht; so ist keine Hoffnung mehr zu einem andern Frühling, als zu dem, der jenseit des Grabes blühet. Wir wandeln beständig unter



unter den letzten Finsternissen der Jahre, ohne auf der Erde noch eine heitere Aussicht zu gewinnen, eine traurige Melancholie begleitet uns den Weg des Lebens hinab, und allein unsern Schwachheiten überlassen, wider welche die Natur und die ganze erfindsame Kunst keine Stütze hat, treibt uns der Sturm vor den Augen der Welt weg. Noch glücklicher ist der, der bei den Anfällen des Alters außer der Stärke des Körpers auch Stärke der Seele hat. Wie leicht sinkt nicht der Mensch unter den Uebeln, wenn er von seinem Geiste keine Hilfe erwarten kan, und wie ohnmächtig liegt er nicht unter Schwachheiten und Krankheiten, selbst bei Reichthum und Kunst, und Verpflegung, wenn er bei sich selbst keinen Trost und keinen Muth findet? Wenig tragen die äußeren Vorzüge, Vermögen, Bequemlichkeit und Freundschaft zu unsrer Unterstützung unter den letzten Zufällen des Lebens bei; wir müssen uns selbst die beste Hilfe sein können. Eigene Stärke stößet mehr Muth und Zufriedenheit ein, als alle Hoffnung auf fremden Beistand. Aber woher diese Stärke der Seele anders, als aus der Fertigkeit in richtigen Urtheilen, und aus der Herrschaft über die Leidenschaften? Stark sein, heißt einen



einen männlichen Verstand besitzen, und Herr seiner Neigungen sein, die Begierden unter den Gesetzen der Vernunft zähmen, und nichts wollen, als was gut und gerecht ist. Diese Stärke überwindet alle Zufälle und Schwachheiten des Alters, macht den Menschen muthig, auch wenn er dem Uebel keine äußere Hülfe entgegen zu setzen hat, und läßt ihn unter dem rauhesten Winter des Lebens noch eine sanfte Heiterkeit empfinden. Wie bewafnet ist nicht eine starke Seele, die unter der Regierung einer richtigen Vernunft steht, die das Uebel nicht nach den ersten sinnlichen Eindrücken, sondern nach seiner Natur und nach seinen Absichten beurtheilt, die bei dem, worüber andere klagen, sich in stiller Gelassenheit erhält, und die Widerwärtigkeit zu einer Quelle eines frommen Vergnügens macht, die jeden Zufal anlächeln kan, und selbst bei den letzten Schwachheiten der Natur sich in einer unveränderlichen Weisheit und Standhaftigkeit zeigt? Rechnet noch hiezu einen durch die Wissenschaften aufgeklärten Geist; der sich in der Einsamkeit zu unterhalten und in sich selbst zu vergnügen weiß; wie kan alsdenn noch der Winter unsers Lebens beschwerlich sein? Für seine widrigen Zufälle



Fälle ist die starke Seele; für das Oede der geschäftlosen Tage der wohlgebildete Geist. Welche stille Unterhaltungen kan nicht der von dem Joch der Geschäfte erlösete Greis in seinen leeren Stunden aus den Wissenschaften blos durch Hülfen des Nachdenkens nehmen, und dadurch die melancholische Einsamkeit, die dem Alter oft so unerträglich zu sein pflegt, beleben? Und wie nützlich verfließen ihm nicht noch seine abnehmenden Tage, indem er sich in die anmuthigen Gesilde der Künste und Wissenschaften, in die Geschichte der Vorwelt, und die, die er erlebt hat, in die Gesellschaften der Menschen, mit welchen er vormals Umgang hatte, und in die Schriften, wodurch er sich unterrichtete, zurückdenkt, und sich bald einer weisen Lehre, bald eines stärkenden Trostes erinnert? Seid aufmerksam, ihr Jünglinge, auf dieses Glück, das ihr eurem Alter geben könnt, und habt Liebe genug zu euch, um für eure letzten Jahre zu sorgen. Bald ist er dahin, der kurze Frühling des Lebens; der Sommer erscheint, und verschwindet; der Herbst ist oft schon ein Winter, und auf diesen, der euch schnell genug überreifen wird, kehret kein Lenz zurück. Wie leer wird nicht euer Winter sein,

X

wenn



wenn ihr nicht Früchte für ihn samlet? Jetzt ist die Zeit der Arbeit; einst kommen die Jahre der Ruhe. Aber diese sind auch die Jahre des Mangels und der Schwachheiten. Wer wolte nicht klug genug sein, um auf Vorrath und Stärke zu denken, auf die Stärke der Seele, die weit dauerhafter ist, als die, welche die beste Sorgfalt dem menschlichen Körper geben kan? Hier versamle ich alle meine Leser in Gedanken vor mir, stelle mir schon einige in einem glücklichen Winter ihres Lebens vor, sehe andere sich ihm nähern, und wünsche zu der Armut dieses Bildes noch die Wahrheit.



Der
Winter.

Ein und
Zwanzigste Betrachtung.

Die Fesseln des strengen Winters lösen sich bei der frohen Zurückkunft des Frühlings und des Westwindes auf, und die am Ufer gelegenen Schiffe laufen wieder in die offene See; nicht mehr freuen sich die Heerden, in den Ställen zu stehen, noch der Landman, den der Pflug ruft, am Feuer zu sitzen; nicht mehr schimmern die Wiesen von der Weiße des nächtlichen Reifes. „ Sie ist wieder da, die schöne Zeit, von welcher Horaz dies Gemählde machte, und seine Freunde zum neuen Vergnügen rief. Sehet, wie die Hecken und Fruchtbäume Knospen treiben, wie die zarten Pflanzen aus dem Schooße des warmen Erdreiches hervor-
A 2 sprießen,



sprossen, wie die aufgelaufene Saat die braunen Flächen mit einem frohen Grün kleidet. Der Landman singt hinter seinem Pfluge, siehet neben sich schon ein besäetes Feld grünen, und über ihn wirbelt die Lerche ihre ersten Lieder, womit sie den jungen Frühling begrüßt. Nicht weit von ihm treibt der Hirt seine wolligte Heerde der frischen Weide entgegen; junge Lämmer, so weiß wie die kleinen zerstreuten Wolken am Himmel, irren den Müttern nach, fordern mit zartem Gebelz die Nahrung der Milch, versuchen dann die ersten Sprünge, Freiheit und Wärme der Sonne belebt das gute Geschlecht, und mit einem freudigen Lärm drängt es zu den grasigten Hügelu sich hin. Die Gärten schmücken sich mit Veilchen und Märzblumen; verschlossene Blätter der Tulpen keimen auf den Beeten hervor, und manche andere Familie der Flora meldet ihre Geburt in einem zarten aussprossenden Grün. Die Gewächshäuser eröffnen sich, und vertrauen ihre Pflanzen wieder der lauen Luft an; und der geschäftige Gärtner streuet Samen für die Belustigungen des Auges, und für die Bedürfnisse der Küche in die Erde, beschneidet den wilden Auswuchs der Bäume, reiniget Gänge



Gänge, Statuen, und Lusthäuser von dem Schmelz des Winters, und bereitet alle Reviere zum anständigen Empfang des Frühlings und der Freude. Wie frei und wie angenehm rauschen nicht die Springbrunnen wieder? Wie sanft gleiten nicht die Bäche wieder mit leiser Fluth dahin, nicht mehr empört vom ungestümen Regenwasser? Wie fröhlich tönt nicht das mannichfaltige Zwitschern der Vögel, womit sie sich zu neuen Liedern üben, durch die Hecken, und welches zärtliche Locken, und welches ungeduldige Seufzen, ehe sich die verliebten Paare wieder finden, und welche melodische Freude, und welche Ernstigkeit, womit sie sich vereinigen, ihre sommerlichen Wohnungen wieder zu bauen? Wie entzückend ist nicht die Heiterkeit des Himmels, der sein Ansehn wieder in den hellen Bächen spiegelt, und wie lau umschleichen nicht die Lüfte wieder die röthern Wangen der Schönen?

Erfangen sie wieder ihren zärtlichen Freund, gefühlvolle Schönen, empfangen sie nun den kommenden Frühling mit heiterer Stimm, und mit offener Brust, von duftenden Weichen geschmückt. Lassen sie jeden verdrüßlichen Gedanken auf den Flügeln des letzten Wintersturms



entstehen, und jede melancholische Empfindung, gleich dem Schnee, den die wärmere Sonne vertilgt, zerschmelzen. Die Tage der Freude und der Zärtlichkeit sind zurückgekommen, und das empfindende Herz zerfließt wieder in dem sanften Gefühl der reinen Wollust, die immer aus der Verjüngung der Natur entspringt. Die laue Luft voll melodischer Lieder, das angenehme Murmeln der Bäche, der ausgrünende Garten, und die von ländlichen Arbeiten belebte Landschaft, alles locket Vergnügen ins Herz, und alle Lebensgeister erneuern sich wieder. Jeder Tag wird sanfter, und jede Morgenröthe zeigt uns das Land in einer schöneren Gestalt. Wie lieblich ist nicht das junge Laub, das aus den Knospen sich entwickelt? Und welche reizende Aussichten, und welche frohe Erwartungen giebt uns nicht jeder Morgen? Warum, schöne Amalia, verzögern Sie noch in den duftigen Zimmern? Doch ich sehe Sie schon in Ihren Garten eilen. Die Blumen drängen sich aus der Erde Ihrem zärtlichen Auge entgegen, unter Ihren Füßen sprieset das Gras geschwinder hervor, alle Lerchen steigen bei Ihrer Ankunft in die Lüfte, und singen den Wolken vor, daß Amalia und der Frühling blühen,

hen, und alle Liebesgötter sind beschäftigt, Ihnen aus den Händen der Flora die ersten Geschenke zu bringen. Verschönern Sie nun die Natur, reizende Amalia, und beleben Sie wieder den Garten, den ohne Sie der Lenz nur nachlässig schmückt. Die Zephyrs bereiten sich schon, Ihnen süße Düfte entgegen zu säufeln, Ihrem sanften Busen zu schmeicheln, oder ihn mit kleinen wankenden Schatten vom Blumenstrauch zu bestreuen, oder ein schalkhaftes Spiel mit Ihrem leichtern Gewande zu erneuern; alle Springbrunnen steigen mit helleren Wirbeln und mit einem holdern Geräusche, wenn Sie erscheinen, und alle Statuen fangen an sich zu beleben; in den marmornen Zügen der Göttin der Liebe bildet sich eine süße Freundlichkeit, wenn Sie sich ihr nähern, und der fürchterliche Herakles scheint seine drohende Miene zu verlieren, so oft Sie neben ihm vorbeigehen. O! wie entzückend lächelt nicht da die ganze verjüngte Natur, wo Sie sich sehen lassen, wie fühlt nicht alles neues Leben und Freude, und mit welchen geheimen Zauberungen wissen Sie nicht den schonen Frühling noch schöner zu machen? Bald werden die Wälder um Sie her im vollen Laube stehen,



hen, gewölbt zur angenehmen Dunkelheit, und
 und mit verschiedenem Grün umkrönt werden die
 Häupter der Eichen und Buchen, und Tannen
 hervorragen. Bald werden sich die Berge, mit
 Gras und Gebüsch bekleidet, den Wolken ent-
 gegen heben, belebt vom Geblöke der Heerden,
 und von den Liedern der Vögel, und nahe daran
 wird das kleine wollüstige Thal im stillen Schmuck
 der Kräuter und bunten Blumen liegen. Dann
 wird die weite Landschaft von tausend reizenden
 Scenen erfüllt, hier vom Lichte des Himmels er-
 heitert, dort von sanften Schatten überfleiert,
 dem Auge in der ganzen Schönheit der Natur
 entgegen lachen. Dann wird Ihr Garten, die-
 ser kleine Schauplatz der Reize, die uns Arkas-
 dien in den Bildern der Dichter hinterließ, die-
 ser geliebte Aufenthalt der Ruhe und des Entzük-
 kens, Sie in seine Lauben aufnehmen, und Ih-
 nen die süßesten Empfindungen gewähren, die
 nur eine so fühlende und edle Seele, als die Ihr-
 ige ist, schmecken kan. Dann sitzen Sie oft,
 besucht von Zephyren, die Ihnen den Duft der
 Rosen entgegen athmen, unter den grünen Schat-
 ten des Laubes, das sich über Ihr Haupt wölbt,
 bei den Melodien der Nachtigal, die Sie in eine
 stille

stille Zärtlichkeit singt, bei dem Gemurmel ei-
 nes nahen Wasserfalls, das eine süße Schwer-
 muth einflößt; da sitzen Sie dann, und überlas-
 sen sich Vergnügungen, die Könige nicht kennen,
 und ihren mit entzückten Blicken bald auf den
 tausendfarbigten Blumenbeeten umher, bald in
 die dämmenden Alleen hinauf, von manchem
 Götterbilde des Alterthums ehrwürdig, oder in
 die offene Landschaft, verschönert vom Abend-
 glanze, dahin, wo das abnehmende Licht des
 Tages in der Dunkelheit des entfernten Waldes
 zerfließt. Welche Tage der Wollust warten nicht
 auf Sie, und wie oft wird nicht die entweichende
 Sonne, indem sie die belaubten Hecken Ihres
 Gartens mit glühendem Feuer durchzieht, Sie un-
 ter den ländlichen Entzückungen der Natur lä-
 cheln sehen? Welche süße Unterhaltungen über
 die Schönheiten des Landes werden Sie nicht wie-
 der in Ihrer glücklichen Einsamkeit finden, und
 im Hagedorn, Kleist, Gleim und U, die
 Ihre beste Gesellschaft auf dem Sommerhause
 sind, und in welcher frohen Feier wird Ihnen
 nicht ein angenehmer Monath nach dem andern
 entweichen?



So entflohen die Jahreszeiten, schöne Amalia, und glücklich ist der, der, wie Sie, in jeder ein neues Vergnügen zu finden weiß. Und was ist dazu mehr nöthig, als ein wohlgebildeter Geist, und ein Herz, das ruhig ist, und sich leicht sanften Empfindungen eröffnet? Diese glücklichen Eigenschaften gab Ihnen die gütige Natur, und Sie selbst verstanden die Kunst, sie durch Aufmerksamkeit und durch Liebe zu einem weisen Unterrichte zu entwickeln. Ihnen stelt die Natur keine Scene auf, die Sie nicht von einer ungenehmen Seite zu betrachten wüßten; und Sie kennen den fruchtbaren Grundsatz, der das Glück unsers Lebens ausmacht, daß nichts da ist, was nicht auf unser Vergnügen eine Beziehung hätte, daß selbst unsre Tage auf Erden nur Freude sein sollen, und daß es nur auf uns ankommt, sie aufzusuchen. Wie hätte Ihnen denn der Winter nur rauh und öde sein, und wie hätten Sie die geheimen Quellen seiner Anmuth verkennen können? Wie sehr wüßten Ihnen nicht die angenehmen Jahreszeiten neue Vergnügungen gewähren, die nicht der bloße Haufen, sondern nur ein Herz, das weise und edel denkt, ein Herz, das schöner Empfindungen gewohnt ist, die nur



zur Amaltheens Herz kent? Ihnen lächelt die ganze Natur weit mehr, als den finstern Köpfen, die über den Gelehrten den Menschen vergessen; Ihnen lächelt sie so reizend, wie dem jungen Dichter, der sich in entzückenden Bildern verliert; für Sie ist die verjüngte Schöpfung das, was sie sein sol, ein Schauplatz der reinsten Freude. Ihnen erhöht Ihr feiner Geschmack, Ihr edel genährter Geist, Ihre zu frohen Empfindungen sich bald begeisternde Seele, die Schönheit des Frühlings; die Thäler blühen Ihnen lieblicher, die Blumen duften süßer, und der Garten und das Land umher nehmen eine freisichere Gestalt an.

Kom denn, göttlicher Frühling, kom nun in unsere Gefilde zurück, und gib ganz der Natur ihr Leben wieder. Breite die ganze Pracht der Blumen in unsern Gärten aus, schmücke die Flächen mit einem fruchtbaren Grün, und fülle die Wälder mit der angenehmen Nacht ihres Laubes. Die ganze Natur frohlockt bei deiner entzückenden Zurückkunft; die Nachtigal erneuert im Thale ihre Melodien, und die Heerde auf dem Berge ihr Gebrül; der Knabe rändelt und häpft muthwillig



willig im Grase herum, der Greis trägt seine
 welken Glieder in die Wärme der Sonne, und
 der Kranke hebt sein mattes Haupt wieder em-
 por; das junge Mädchen singt dir und der Liebe
 ein Lied, indem sie Kränze von Weisichen windet,
 und ihr glücklicher Schäfer bläset dem Wieder-
 Halle, und von Hügel zu Hügel erschalt aus den
 Hörnern der Hirten dein Lob. Dir, siegreicher
 Erstling der Jahreszeiten, dir huldigen die stol-
 zen Sprossen, und lernen in schattigten Lauben
 und in duftenden Alleen, geschmeichelt vom
 West, und sanft bestrahlt vom Abendshimmer,
 stille Sehnsucht und süße Zärtlichkeit empfinden;
 dir huldigen die mürrischen Matronen, vergeß-
 sen auf die Welt zu schmählen, und nehmen
 Freundlichkeit in die alten Runzeln ein. Kom
 denn, göttlicher Frühling, kom, und gib ganz
 der Natur ihr Leben wieder. Mache die
 Erde wieder vol Freude und Segen, mildere
 die rauhen Naturen der Menschen, und leh-
 re sie, sich sanften Empfindungen zu übergeben.
 Alle Gärten und alle Sommerhäuser eröffnen sich
 dir, und Höfe und Städte bereiten sich, dich
 in dem stillen Schooße des Landlebens zu emp-
 pfangen. Führe, Liebling der Musen, führe
 sie.



ſie in dem Gefolge der Grazien zu den Landhäu-
fern hin; ſchmückete die ſommerlichen Wohnzün-
gen auch mit den Schriften der Dichter, wie
du ſie mit frischen Blumen, mit Laub und Schat-
zen ſchmückſt; und verbreite überall die glücklis-
che Erfahrung, daß die Natur, und Weiſheit
und Nähe des Herzens genung ſind, um bei al-
tem Wechſel der Jahreszeiten ein heiteres Verg-
nügen zu athmen.



Druckfehler.

Man beliebe zu lesen:

- Seite 44. Z. 13. Gewölbe für Gewölke.
S. 83. Z. 5. Flecken für Flocken.
S. 119. Z. 13. Dienstfertigkeit für Dienstbarkeit.
S. 152. Z. 2. die für ihre.
S. 173. Z. 1. Tanz für Tag.
; ; ; Z. 26. so ist für sonst.
S. 187. Z. 12. mahlt für macht.
S. 252. Z. 9. weiß für wisse.
S. 253. Z. 14. unangenehme für angenehme.
S. 289. Z. 13. Einen für Eine.
S. 306. Z. 19. vor für von.
-

Stückverzeichnis

Das Buch ist in 10 Theile eingetheilt

| | | |
|----|--------------------------------|----|
| 1 | 1. Die Geschichte der Stadt | 1 |
| 2 | 2. Die Geschichte der Provinz | 2 |
| 3 | 3. Die Geschichte der Provinz | 3 |
| 4 | 4. Die Geschichte der Provinz | 4 |
| 5 | 5. Die Geschichte der Provinz | 5 |
| 6 | 6. Die Geschichte der Provinz | 6 |
| 7 | 7. Die Geschichte der Provinz | 7 |
| 8 | 8. Die Geschichte der Provinz | 8 |
| 9 | 9. Die Geschichte der Provinz | 9 |
| 10 | 10. Die Geschichte der Provinz | 10 |

Druck und Verlagsort









98

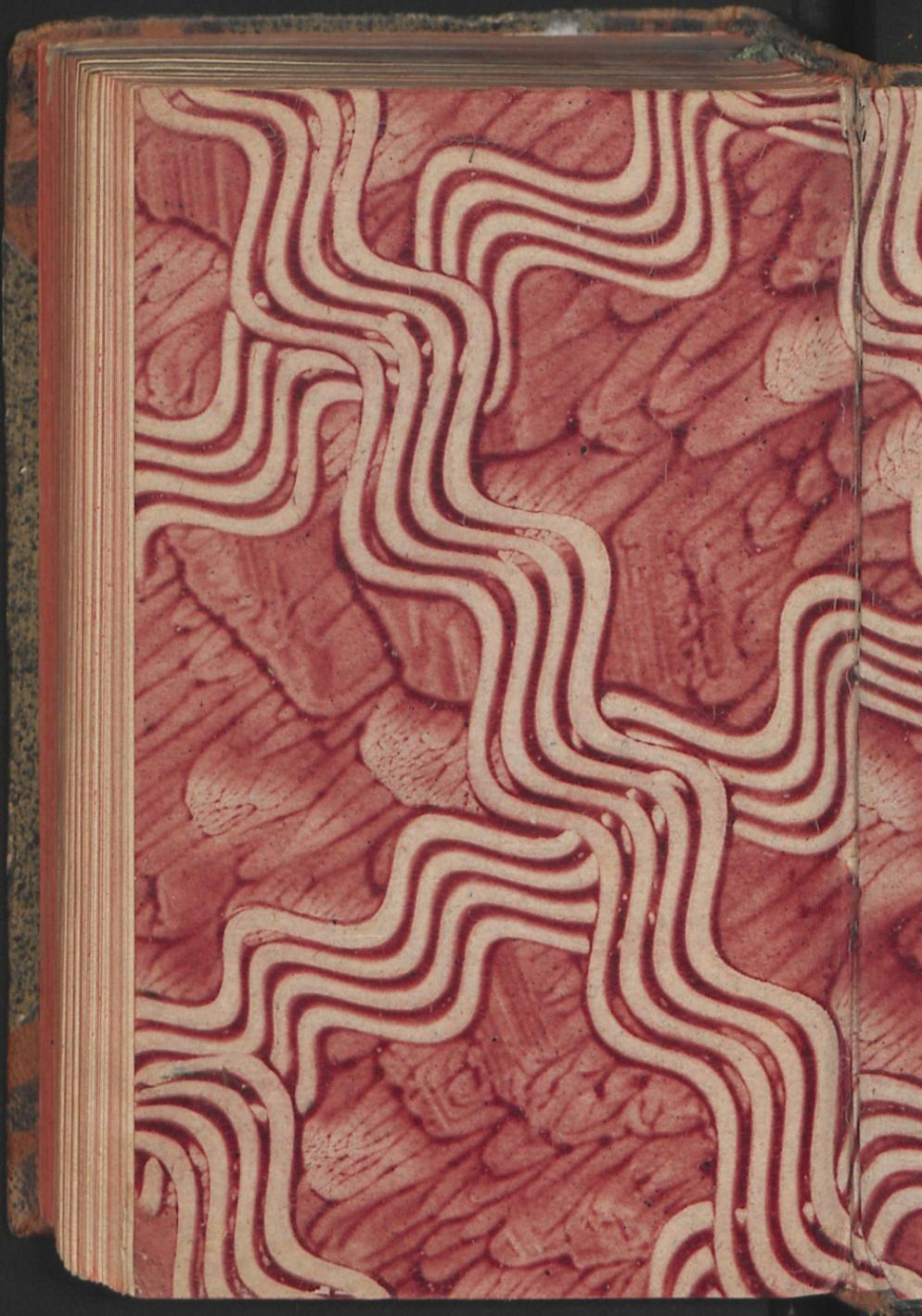
5

Goe 1347

Duel.

Dof 2035 $\frac{2}{7}$









Der
W i n t e r

von
C. C. L. Hirschfeld.



inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

